

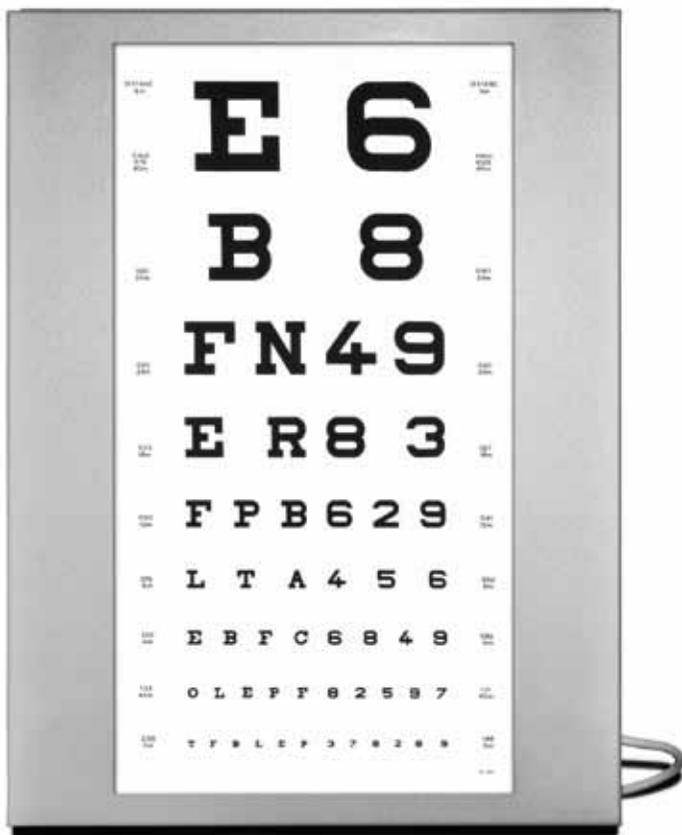
DIE WELTWOCHEN



Zur Lage der Welt

**Marc Forster über Brad Pitt.
Klaus Schwab, Didier
Burkhalter, Sergio Ermotti,
Witali Klitschko, David Agus,
Joe Jimenez, Doris Leuthard,
Marc Faber, Pastor Wallis ...**

Ihre Portfolio-Qualität systematisch im Auge behalten. UBS Advice.



Jetzt anlegen zum Pauschalpreis
inklusive Depotgebühren,
Transaktionskosten und Kreditkarte

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Advice bieten wir Kunden, die Anlageentscheidungen selbst treffen wollen, eine individuelle Beratung zum Pauschalpreis. Zudem garantieren wir Ihnen eine wöchentliche Portfolioüberwachung nach fünf spezifischen Qualitätskriterien und einen jährlichen UBS Portfolio Health Check. Erfahren Sie mehr unter Telefon 044 238 14 28 oder www.ubs.com/ubs-advice



Wir werden nicht ruhen



Wie schon im letzten Jahr nutzen wir den Januar für eine Spezialausgabe, die einen vielschichtigen Blick auf das aktuelle Weltgeschehen wirft. Anlass für diese Umschau ist das World Economic Forum, das am 22. Januar in Davos zum 43. Mal beginnt. Wir haben Politiker und Unternehmer, Intellektuelle und Geistliche befragt, um die globalen Trends auszuloten. Wir danken abermals dem Forum, insbesondere Gründer Klaus Schwab und Michèle Mischler, für Unterstützung und Inspiration. Redaktionell betreut und konzipiert wurde dieses Heft von Florian Schwab, der mit dem WEF-Präsidenten nicht verwandt ist.



«Wille zur Veränderung»: Klitschko (r.), Gut.

Am Sonntag rief er noch vor Zehntausenden Demonstranten auf dem Majdan-Platz zu einem Generalstreik auf, tags darauf empfing er *Weltwoche*-Vize Philipp Gut in den schlichten Räumlichkeiten seiner Reformpartei Udar im Zentrum von Kiew: Witali Klitschko, mehrfacher Weltmeister im Schwergewichtsbereich und Anführer der aktuellen Proteste in der ukrainischen Hauptstadt. «Die physische Kraft bedeutet nichts», sagte der zwei Meter grosse 110-Kilo-Athlet. Entscheidend sei der Wille zur Veränderung: «Das ist viel wichtiger als der Strassenkampf.» Gut müsse keine Furcht haben, beruhigte Klitschko nach einer provokativen Frage unseres Reporters. Er habe seine Fäuste noch nie ausserhalb des Rings eingesetzt. **Seite 54**

Die amerikanische Unterhaltungsindustrie in Hollywood gehört zu den vitalsten Branchen der Welt – ein Zentrum der Kreativität, ein

Tempel des Geschichtenerzählens. Der in Davos aufgewachsene Marc Forster hat sich als einziger Schweizer in diesem von erbittertem Wettbewerb geprägten Biotop als Erfolgsregisseur grosser Produktionen durchgesetzt. *Weltwoche*-Chef Roger Köppel traf Forster, der gerade auf Durchreise in seiner alten Heimat war, um über die Gesetze der US-Filmindustrie zu sprechen, über Forsters erstaunliche, auch von Rückschlägen gezeichnete Laufbahn sowie über seine letzte Megaproduktion «World War Z», die der Schweizer zusammen mit Hollywoodstar Brad Pitt auf die Beine gestellt hat. **Seite 64**

Börsenlegende Marc Faber wartete bereits am Eingangstor seines prächtigen Büropalasts im thailändischen Chiang Mai, als Redaktor Rico Bandle und der Fotograf Adam Ferguson mit einem klassischen Tuk-Tuk-Taxi bei ihm vorfuhren. Der Hausherr bat die beiden, ihre Schuhe auszuziehen – in seinem Reich läuft man in Socken herum. «Dr. Doom» hat in der



Heiterer Streifzug: Börsenlegende Faber.

internationalen Finanzwelt nicht nur wegen seiner apokalyptischen Voraussagen Kultstatus erreicht, sondern auch, weil er offen über die Vorzüge der bezahlten Liebe spricht. Wie lebt Faber in Thailand? Bandle und Ferguson haben mit ihm eine Nacht im Ausgangsviertel Chiang Mais verbracht. Der heitere Streifzug mit dem 67-jährigen Finanzexperten endete um fünf Uhr morgens an einer illegalen Parkplatz-Bar nahe dem Stadtzentrum. **Seite 80**

Wegen des Spezialhefts aus Anlass des WEF entfällt diese Woche die Serie zum Fall Mörgeli. Den nächsten Teil lesen Sie in der kommenden Ausgabe.

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.

Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Bedürfnisse sind verschieden –
deshalb behandeln wir
alle Kunden wie Unikate.



Besuchen Sie uns auf www.zkb.ch/privatebanking

In der Kunst entstehen bleibende Werte aus Innovationskraft und Persönlichkeit. So auch in unserem Private Banking: Wir erarbeiten individuelle Lösungen, die an Wert gewinnen. Sie können sich auf eine persönliche und professionelle Beratung verlassen, die höchsten Qualitätsansprüchen genügt.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Entkrampft

Die Initiative über die Masseneinwanderung ist noch nicht entschieden.

Von Roger Köppel

Das einzige politische Thema, das derzeit in der Schweiz bewegt, sind die Ausländer. Klar ist: Niemand ist glücklich mit dem aktuellen Zustand. Alle finden die Zuwanderung von jährlich 85 000 Ausländern netto zu viel. Selbst ein Villenbewohner, der mit der SVP nichts am Hut hat, nervt sich über die Deutschen, die seinem Sohn einen sicher geglaubten Professorenposten an einer bekannten Hochschule verbauen. Das Unbehagen wächst, auch bei den gebildeten Ständen.

Die einseitige Propaganda der Wirtschaftsverbände löst Widerwillen aus. Es ist weltfremd, die Personenfreizügigkeit zum Non-plusultra hochzujubeln. Waren Bundesrat und Wirtschaftsverbände verrückt, als sie in den sechziger Jahren nach differenzierten Studien Obergrenzen der Migration bestimmten? Sind alle Skeptiker dumm, wenn sie den offiziellen Verlautbarungen misstrauen, es kämen nur Hochqualifizierte ins Land, die niemals arbeitslos werden? Zuwanderung im grossen Stil ist ein Problem. Die Leute spüren es.

Was auffällt: Die politische korrekte Zurückhaltung nimmt ab. Freunde, die sich nie kritisch über Migration geäussert haben, sehen Grenzen des Wachstums. Zeitungen wie der *Tages-Anzeiger*, die früher bei diesem Thema gemauert haben, berichten über Missstände, vermutlich deshalb, weil diese nun auch in den Quartieren sichtbar werden, wo die Journalisten wohnen. Einzig die NZZ verweigert sich naserümpfend kritischen Diagnosen. Für das Hausblatt der FDP ist alles Gift, auf dem die drei Buchstaben S, V und P draufstehen könnten.

Ich habe keine Ahnung, ob die Initiative, die ich persönlich befürworte, am 9. Februar durchkommt. Ich war bis jetzt eher skeptisch, weil ich dachte, der Schweiz gehe es noch zu gut. Ich bin mir da nicht mehr so sicher. Vielleicht bilde ich es mir ein, aber das Thema gewinnt an Fahrt. Möglicherweise unterschätzte selbst die SVP die von ihr losgetretene Debatte. Man hatte zwischenzeitlich den Eindruck, dass die Parteistrategen das laue Abstimmungskämpfchen mit den bizarren Plakaten schon verloren gaben. Dreht jetzt der Wind?

Leuten meiner Generation ist in Schulen, Universitäten und Zeitungen eingetrichtert worden, dass Zuwanderung ausschliesslich etwas Gutes sei. Wir standen unter den moralischen Nachbehandlungen eines verheerenden



«Der Mensch ist kein Kampfroboter.»

Weltkriegs, in dem Menschen wegen ihrer angeblichen Rasse verschleppt, gefoltert und umgebracht worden waren. Aus dieser schrecklichen Erfahrung wurde das Gebot abgeleitet, niemals mehr «rassistisch» zu sein. Man war besonders hellhörig in Bezug auf Töne, die sich gegen Fremde richteten. Das Problem war, dass mit der Zeit aus einem vernünftigen Grundwert eine Wahrnehmungssperre wurde. Und eine scharfe Waffe zur moralischen Diffamierung des politischen Gegners.

Jetzt erleben wir, endlich, eine Entkrampfung auf breiter Front. Niemand ist dafür, dass man keine Ausländer mehr in die Schweiz lässt. Niemand befürwortet ein rassistisches



Weltbild, nach dem die Menschen sortiert werden sollen. Dass die Wirtschaftsverbände ausgerechnet jetzt den moralischen Dampfhammer auspacken, um die SVP mit erstaunlich undifferenzierten Argumenten zu bekämpfen, ist ein Rückfall in überwunden geglaubte Zeiten. Der Moralismus verfängt nicht mehr so recht. «Fakten sind eben sture Dinge», schrieb der britische Schriftsteller Samuel Johnson.

Die Debatte ist für Linke und Liberale überfällig. Die Sozialdemokraten haben Legionen von Wählern an die SVP verloren, weil sie nicht über Missstände sprechen wollten. Der Ausländer war für die SP der bessere Mensch. Es konnte keine unerfreulichen Nebenwirkungen geben. Das internationalistische Dogma der SP, gemäss dem es keine Nationen, sondern nur noch Klassen gibt, verstellte der Partei den Blick auf die Wirklichkeit. Diese Einschätzung stammt nicht von mir, sondern vom früheren SP-Präsidenten Helmut Hubacher.

Für die Liberalen wiederum ist die Migration eine intellektuelle Herausforderung, weil der Liberale dazu tendiert, den Wettbewerb zu verherrlichen und zu verabsolutieren. Natürlich ist der Konkurrenzkampf wichtig, der zu Leistungen und Innovationen antreibt. Selbstverständlich geht ein Land unter, wenn es sich hinter Mauern versteckt und abschottet.

Umgekehrt gilt aber ebenso: Der Staat ist am Ende nicht bloss eine Ansammlung von Menschen aus allen Himmelsrichtungen, die wie kleine Kampfroboter die ihnen zugedachte Rolle im grenzenlosen Wettbewerb um Arbeitsplätze spielen.

Ein Staat ist ein rechtlicher Verbund von Menschen mit ähnlichen Interessen und Werten auf einem klar umgrenzten Territorium mit dem Ziel, den von heutigen und früheren Generationen erarbeiteten Wohlstand abzusichern und zu verteidigen.

Und weil der Staat eine wertegebundene Eigentumsordnung ist, die geschichtlich gewachsen ist, kann ein Staat nicht einfach seine Grenzen öffnen für alle, die kommen wollen. Wer dies zulässt, handelt verantwortungslos.

Im Grunde ist es einfach: Die Schweiz muss wieder brauchbare Verfahren entwickeln zur verantwortungsvollen Steuerung der Zuwanderung. Die Schweiz ist kein EU-Mitglied, das sich schicksalsergeben dem scheiternden Diktat offener Grenzen unterwerfen muss.

Jeder Golfklub wählt seine Mitglieder sorgfältig aus. Jede Gemeinschaft, die etwas zu verlieren hat, achtet darauf, dass Neuankömmlinge am Ende mehr bringen als kosten. Die Personenfreizügigkeit ist ein Migrationsverfahren mit immer sichtbarer werdenden Mängeln. Es ist höchste Zeit, dass endlich befreit darüber gesprochen wird, wie die Schweiz eine Zuwanderung in den Griff bekommt, die ihr über den Kopf wächst.



Optimist: WEF-Gründer Schwab. Seite 34



Die Superhelden am Lauberhorn: Seite 24



«Ich habe Zeit»: Philippe Gaydoul. Seite 98



Langer Weg: Aung San Suu Kyi. Seite 60

Kommentare & Analysen

5 Editorial

- 11 Kommentar Der Weg der Verelendung
- 11 Im Auge Dennis Rodman, Nordkorea-Experte
- 12 Kultur Komik-Wächter
- 12 Qualitätssicherung Mehr Bürokratie
- 12 Umwelt Prosit Klima!
- 13 Personenkontrolle Burkhalter, Würth, Stocker, Hollande, Gayet, Trierweiler, Machiavelli, Couchepin, Brupbacher
- 13 Nachruf Ariel Scharon, General

14 Mehr als falsch

- Falsches Loblied auf die Personenfreizügigkeit
- 17 Medien Stadtpräsidentin Mauchs Nicht-Briefwechsel
- 17 Plagiat Neuer Fall am Uni-Spital Zürich
- 18 Bundesrat Berset gefährdet Schweizer Biozid-Produzenten
- 20 ÖV Billige Billette auf Kosten der Steuerzahler
- 22 Rote Fabrik Wie öffentliche Gelder verschwendet werden

24 Mein Lauberhorn

- Tom Kummer über den Lauberhorn-Klassiker
- 28 Die Deutschen Voraussagen des Aussenministers
- 28 Wirtschaft Nicht jeder Rappen zählt
- 29 Ausland Europa wird skeptischer
- 30 Mörgeli Johanna der Steuerschlachthöfe
- 30 Bodenmann Schnee in allen Formen
- 31 Medien Welcome to the Club

31 Gesellschaft Wegwerfkultur

32 Leserbrief/Darf man das?

World Economic Forum

34 «Mehr geben als nehmen»

WEF-Gründer Klaus Schwab über Gott und die Welt

36 Karrieren Ex-Vizekanzler Philipp Rösler wechselt zum WEF

38 Essay Bundesrat Ueli Maurer über seine WEF-Rede

40 Umfrage Wie bleibt die Schweiz erfolgreich?

42 Statistik Die Welt in Zahlen

46 «Karriere ist nicht alles»

UBS-Chef Sergio Ermotti über sein erfolgreiches 2013

50 «Das Potenzial wäre viel grösser»

«Young Global Leader»: Kolumbiens Präsident Santos

52 Amerika Matthias Rüb über US-Präsident Obama

54 «Mein wichtigster Kampf»

Wohin will Boxweltmeister Witali Klitschko mit der Ukraine?

57 Deutschland Philip Plickert über Kanzlerin Merkel

58 «Das globalste Land der Welt»

Michel Liès, CEO von Swiss Re, über die grössten Risiken

60 WEF-Regionaltreffen Welttournee 2013

64 «Tanz auf der Rasierklinge»

Marc Forster, grosser Schweizer Regisseur in Hollywood

68 China Jonathan Fenby über Präsident Xi Jinping

Mein Name: *Alex*

Meine Branche: *Gasversorgung*

Meine Leidenschaft: *Die Welt
erkunden*

Meine Privatbank: *Julius Bär,
weil ich mich auf ihre
finanzielle Expertise
verlassen kann, wo
immer ich hingeh*

Anlageberatung · Vermögensverwaltung ·
Vorsorgeplanung · Steuerplanung · Immobilienfinanzierung

www.juliusbaer.ch

Julius Bär
Your private bank.

Julius Bär ist an 15 Standorten in der Schweiz präsent. Von Ascona, Basel, Bern, Crans-Montana, Genf, Kreuzlingen, Lausanne, Lugano, Luzern, Sion, St. Gallen, St. Moritz, Verbier, Zug bis Zürich (Hauptsitz).



«Die Tessiner werden manchmal etwas unterschätzt»: UBS-Chef Sergio Ermotti. Seite 46

70 «Werfen Sie Ihre Saftpresse weg!»

Der Onkologe David Agus will eine weltweite Gesundheitsrevolution

73 Grossbritannien Haig Simonian über Premier David Cameron

74 «Da läuft etwas fundamental falsch»

Reverend Jim Wallis, US-Präsident Obamas Beistand, über die Magie des Oval Office

77 Frankreich Jürg Altwegg über Staatspräsident Hollande

78 Das grosse Mogelpaket

Ökonom Thomas Mayer über die Fehlprognosen der Zentralbanker

80 Eine Nacht mit «Dr. Doom»

Milieu-Streifzug mit Marc Faber, schillernde Figur der Finanzwelt

84 Umfrage Was macht das Leben eigentlich lebenswert?

Stil & Kultur

86 Stil & Kultur «Jumpology» mit Marilyn Monroe

88 Bestseller

88 Kunst Gerhard Richter ist der teuerste Maler der Gegenwart

89 Jazz Echoes Of Swing

90 Top 10/Kino «The Wolf of Wall Street»

91 Fernseh-Kritik «Wir kaufen uns die Welt»

92 Namen Die Frau in Rot

93 Hochzeit Camilla Bohlander über Frauenfreundschaften

93 Thiel Freundinnen

94 Stilkritik Die Schweizer Olympia-Selektion für Sotschi

95 Liste/Klassiker/Hat das Stil?

96 Wein/Zu Tisch Das perfekte Rührei

97 Auto Jaguar XFR-S

98 MvH trifft Philippe Gaydoul, Unternehmer und Investor

Autoren in dieser Ausgabe

Jonathan Fenby



Der ehemalige Chefredaktor des *Observer* und der *South China Morning Post* ist Mitbegründer und China-Experte des Informationsdienstes

Trusted Sources. In seinem Essay schreibt er, wie er den Kurs der zweitgrössten Volkswirtschaft unter dem neuen Präsidenten Xi Jinping einschätzt. Seite 68

Thomas Mayer



Thomas Mayer, 60, war bis 2012 Chefökonom der Deutschen Bank und zählt zu den wichtigsten Stimmen seines Fachs. In dieser Ausgabe

analysiert er die Strategie der Notenbanker und sagt, wie die Volkswirtschaften – entgegen gängigen Prognosen – zum Wachstum zurückfinden. Seite 78

Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



DIE WELTWOCH



Meine Welt.
Meine Karte.



Auch als Visa
Karte erhältlich.

Der Spezialist für Kredit- und Prepaidkarten. comercard.ch

comercard
you first



Silvia Careddu



Andreas Ottensamer



José Gallardo



Julian Steckel



Kirill Troussov

Klassischer Karneval auf dem Bürgenstock

«Karneval der Welten» – Stars der klassischen Musik erwarten Sie vom 27. Februar bis zum 5. März 2014 im 5-Sterne-Superior-«Hotel Villa Honegg» hoch über dem Vierwaldstättersee.

Willkommen zu einer musikalischen Fasnachtsreise rund um die Welt – mit Leidenschaft aus Buenos Aires, spanischem Feuer, venezianischer Poesie, brasilianischer Exzentrik und französischem Charme. Tauchen Sie ein in die Welt der Oper, des amerikanischen Jazz und des jiddischen Klezmers. Nach ungarischen Rhythmen, Wiener Walzer, Polkas und Quadrillen entführen Sie die Künstler am Aschermittwoch zum Karneval ins Reich der Tiere.

«Karneval der Welten» – das Festival

Die künstlerische Leitung obliegt **Andreas Ottensamer**, Solo-Klarinettist der Berliner Philharmoniker, und dem herausragenden Pianisten **José Gallardo**. Mit **Marcelo Nisinman** (Bandoneon), **Mor Biron** (Fagott), **Silvia Careddu** (Flöte), **Daishin Kashimoto** (Violine), **Kirill Troussov** (Violine), **Tomoko Akasaka** (Viola), **Julian Steckel** (Violoncello), **Grigori Katz** (Kontrabass), **Matan Porat** (Klavier) und **Gerd Wameling** (Sprecher) haben sie ein exzellentes Kammermusikensemble zusammengestellt.

«Hotel Villa Honegg»

Nach seiner Wiedereröffnung 2011 zählt das wunderbar restaurierte Jugendstilhaus auf dem Bürgenstock zu den besten Wellnesshotels Europas. Freuen Sie sich auf ein Luxus-Ferientempel mit allen Möglichkeiten,

– sei es Wellness, Skifahren, eine Winterwanderung oder ein Ausflug ins Luzerner Fasnachtstreiben. Und am Abend werden Sie im Festsaal zu einem musikalischen Karneval von Weltklasse erwartet.

«Karneval der Welten» – das Programm

- Donnerstag, 27. 2. 2014, 18 Uhr: «Argentinien»
«Tangos and more» mit Marcelo Nisinman, Bandoneon
- Freitag, 28. 2. 2014, 18 Uhr: «Brasilien/Frankreich»
Werke von Villa-Lobos, Poulenc, Dutilleux, Bonfa
- Samstag, 1. 3. 2014, 18 Uhr: «Italien/Deutschland»
Werke von Cirri, Menotti, Beethoven
- Sonntag, 2. 3. 2014, 11 Uhr: «Spanien/USA»
Werke von Bloch, Horowitz, Granados, Mompou, de Falla
- Sonntag, 2. 3. 2014, 18 Uhr: «Opernwelten»
Werke von Beethoven, Verdi, Lehár, Gershwin
- Montag, 3. 3. 2014, 18 Uhr: «Ungarn/Tschechien»
Werke von Bartók, Weiner, Kovács, Dvorák
- Dienstag, 4. 3. 2014, 18 Uhr: «Österreich/Ukraine»
Prokofiew, Korenyi, Kreisler, Lanner, Jörgl, Strauss
- Mittwoch, 5. 3. 2014: 15 Uhr: «Karneval der Tiere»
Ein Familienkonzert in der Pfarrkirche Ennetbürgen.

Programminformationen:
www.buergenstock-momente.ch

Platin-Club-Spezialangebot

«Karneval der Welten»

27. Februar bis 5. März 2014
«Hotel Villa Honegg»*****, Bürgenstock

Preise pro Zimmer bei Belegung mit 2 Personen, Einzelbelegung auf Anfrage

Musikferien-Arrangements

27. 2. bis 2. 3. oder 2. 3. bis 5. 3. 2014

- im **DZ Classic** mit Seeblick
Fr. 2755.– (statt Fr. 2835.–)
- im **DZ Superior** mit Alpenpanoramablick
Fr. 2875.– (statt Fr. 2955.–)
- im **DZ Superior** mit Seeblick
Fr. 3055.– (statt Fr. 3135.–)
- in der **Junior Suite** mit Seeblick
Fr. 3655.– (statt Fr. 3735.–)
- in der **Corner Suite** mit Alpenpanoramablick
Fr. 4375.– (statt Fr. 4455.–)
- in der **Corner Suite** mit Seeblick
Fr. 4555.– (statt Fr. 4635.–)

Leistungen

3 Übernachtungen in der gewählten Zimmerkategorie f. 2 Pers. inkl. Frühstück und 4-Gang-Abendessen, tägliche Kammerkonzerte inkl. Champagner-Apéro, freier Eintritt in den Spa.

Tagesarrangements

Do, 27. 2. / Fr, 28. 2. / Sa, 1. 3. / So, 2. 3. / Di, 4. 3.

- Abendkonzert inkl. Champagner-Apéro:
Fr. 120.– (statt Fr.150.–)
- Abendkonzert inkl. Champagner-Apéro und 4-Gang-Abendessen: Fr. 176.– (statt Fr. 220.–)
- Güdismontag am Mo, 3. 3.**
- Abendkonzert inkl. Champagner-Apéro:
Fr. 136.– (statt Fr. 170.–)
- Abendkonzert inkl. Apéro und 4-Gang-Abendessen: Fr. 200.– statt Fr. 250.–

www.weltwoche.ch/platinclub

Der Weg der Verelendung

Von Urs Paul Engeler — Die Grünen wollen den Standort Schweiz verschlechtern, um die Einwanderungswelle zu stoppen. Die Wirtschaft zahlt.

Es spricht zu den Medien gegen die Masseneinwanderungsinitiative der SVP Adèle Thorens Goumaz, Co-Präsidentin der hiesigen Grünen und WWF-Beraterin. Pathetisch schliesst die Nationalrätin: «Der freie Personenverkehr ist zweifellos eine Chance für die Schweiz, sei es in kultureller, in wirtschaftlicher oder in gesellschaftlicher Hinsicht.»

Dann spricht zu den Medien Bastien Girod, grüner Zürcher Nationalrat und ETH-Mitarbeiter. Er doziert, warum das Bevölkerungswachstum ein Übel ist («Schadet der Lebensqualität») und wie der Zustrom aus aller Herren Ländern wirksam gebremst werden könnte und sollte. «Ursache für die starke Zuwanderung ist: das Standortdumping.» Darunter versteht der Umwelttheoretiker alle Massnahmen zur Stärkung der Wirtschaft: die Standortförderung, den Steuerwettbewerb zwischen den Kantonen und, dies vor allem, die im Vergleich zu andern europäischen Staaten eher tiefen Steuern. «Die Schweiz ist das steuerpolitische Zug Europas.»

Standortförderung und Tiefsteuerpolitik bewirkten, dass «die Wirtschaft und mit ihr die Bevölkerung aus ganz Europa angeworben» würden, mahnt Girod, und er predigt den «Paradigmenwechsel», die «Abkehr vom Standortdumping». Auf welche Höhe die Schweizer Steuern und Abgaben ansteigen müssten, rechnet er nicht vor. Doch um die von ihm gewünschte abschreckende Wirkung zu erzielen, müssten sie mindestens auf das Niveau der Nachbarn, zum Beispiel Frankreichs, angehoben werden.

Widersprüche perfid genutzt

Sobald es den Schweizern ebenso schlecht geht, kommt keiner mehr. Diese Logik der Verelendung ist kein grüner Denkfehler, sondern das Programm der Partei seit Anbeginn. In seinem Buch «Die Grünen in der Schweiz» beschreibt Mitbegründer und alt Nationalrat Laurent Rebeaud (GE), wie der spontane Ausspruch «Was kümmert mich das Bruttosozialprodukt?!» als Initialzündung zur Bildung einer Alternative gewirkt habe. Also propagiert der Urvater in seinen «Kriterien einer grünen Politik» den «Verzicht», die Abkehr von Wachstum und Mobilitätswahn, die «Herabsetzung von Geldfluss und Bruttosozialprodukt» und die Dezentralisierung.

Der echtgrüne freie Personenverkehr hat rückwärts zu rollen. Das präsidiale Loblied auf die ungebremste Zuwanderung passt dazu ebenso wenig wie Fraktionschef Balthasar Glättlis Plädoyer für Steuermilliarden für



«Zug Europas»: Grüne Girod, Rytz, Müller.

noch mehr Bahnmobilität zu Dumpingpreisen. Immerhin sagt er zu den Medien: «Widersprüche sind ja nicht verboten in der Politik.»

Allerdings sind diese Widersprüche nicht nur Schnitzer aus Blödheit, sondern ein unlauteres Doppelspiel. Denn die Grünen, die den Standort Schweiz schlechtmachen wollen, sitzen mit den bürgerlichen Parteien und den Wirtschaftsverbänden im selben Komitee gegen die SVP-Initiative. Stimmung gegen das Volksbegehren machen sie auf ihrer Website ausgerechnet mit dem ewig wachsenden und immerfort rotbackige Frucht tragenden Bäumlein, dem Sujet von Economiesuisse für Wirtschaftswachstum und EU-Annäherung. Die Grünen, die das Land zur Hochsteuerhölle verkommen lassen wollen, sind fix eingespannt in die Millionenkampagne des Wirtschaftsdachverbandes und firmieren so Inserate, die von der CVP geschaltet und von der Economiesuisse bezahlt werden.

Da Widersprüche gemäss Glättli nicht verboten sind, werden sie perfid genutzt. Die Grünen preisen die rasante Einwanderung plakativ als «Chance» (und erklären gleichzeitig, sie politisch zu bekämpfen). Economiesuisse ist dies noch so recht, um sich das linksgrüne Nein zu sichern (und bekämpft ihrerseits die Ziele der Verbündeten).

Der Trost für alle, die Falschheit ärgert: Mindestens einer wird sich verrechnen.

Freund Flugsaurier



Dennis Rodman, Nordkorea-Experte.

Was sich im Gehirn eines Flugsauriers (so nannte ihn einst bewundernd die *New York Times*) namens Dennis Rodman abspielt, beschäftigt momentan manche Köpfe. Senator John McCain, ein erfahrener Vietnamkrieger, schimpft ihn einen «Idioten». Rodman, 52, war gerade zum vierten Mal innert eines Jahres zu Besuch bei seinem Freund Kim Jong Un, dem Paria in Pjöngjang, der verrückt ist nach Basketball seit seiner Schulzeit in Gümligen, und krächzte dem Diktator zum 31. (oder 32.?) Geburtstag ein Ständchen. Rodman scheint sich als eine Art Basketball-Diplomaten zu begreifen, so wie einst Präsident Nixon mit Tischtennisbällchen die chinesische Mauer öffnete.

Vielleicht ist Rodman einfach zu schnell aufgeschossen, als er in zwei Jahren 25 Zentimeter zulegte und erst bei 2,01 Metern aufhörte. Er wuchs in einem Slum von Dallas auf, hatte 26 Geschwister und Halbgeschwister von einem Wandervater, mit 15 raubte er ein Uhrengeschäft aus, mit 22 versuchte er sich umzubringen, und mit 25 wurde er als *bad boy* ein Kassenschlager der Detroit Pistons in der NBA-Profiliga. Er hatte kurze Romanzen mit der «Baywatch»-Bademeisterin Pamela Anderson und mit Madonna, die erkennen musste, dass er sie als Provokateur und Selbstdarsteller in den Schatten stellte, und war dreimal verheiratet.

Er ernährte sich von Skandalen, Koks und Alkohol, nach dem Rücktritt im Jahre 2000 verkaufte er seine mit Tattoos zugespaltete Haut als Wrestling-Bösewicht und trat in Reality-Shows in der Rolle des gefallenen Stars auf, der sich von den Teufelsgiften zu befreien versucht. Gleichzeitig lancierte er ein Wodka-Label. Und immer wieder kam die Polizei. Möglicherweise ist er pleite, was er dementiert. Er tingelt mit einer All-Star-Truppe gleichgesinnter Kumpels durch die Welt, nirgendwo so gern gesehen wie in Nordkorea, und revanchiert sich mit Sirup: «Wenn Kim nicht den Friedensnobelpreis gewinnt, verstehe ich nichts mehr.» Noch grösser könnte seine Überraschung sein, wenn die Scherzmeldung der *Welt* wahr wird und der Freund ihn eines Tages abmurkst wie irgendeinen Onkel oder eine Geliebte. Peter Hartmann

Prosit Klima!

Von Alex Reichmuth — Thomas Stocker und Bertrand Piccard sorgen für mehr CO₂ in der Luft.

Bertrand Piccard schläft schlecht. Wegen des Kohlendioxids, das die Menschen in die Atmosphäre blasen. Er befürchte, dass wir den «künftigen Generationen» Schulden hinterlassen, die niemand je zurückzahle, sagte der Abenteurer und Solarflug-Pionier 2011 in der *Sonntagszeitung*. Auch der Berner Klimaforscher Thomas Stocker ist besorgt. Der Ausstoss an Treibhausgasen müsse rasch reduziert werden, forderte er im November in der NZZ. «Abwarten und Tee trinken: Das war noch nie eine gute Strategie.»

Handeln ist also angesagt. Es gilt, den eigenen Konsum einzuschränken. Flugreisen liegen kaum mehr drin, wenn das Klima gerettet werden soll. Schon gar nicht Flugreisen über die Kontinente hinweg. Sagt uns zumindest der Weltklimarat, zu dessen erster Garde Thomas Stocker gehört. Doch was tun Stocker und Piccard? Sie verreisen. In die Antarktis. Zu ihrem Vergnügen. Mit der *Schweizer Familie*, die eine Leserreise organisiert. Zuerst geht's mit dem Flugzeug um die halbe Welt via Buenos Aires nach Ushuaia im südlichsten Teil Argentiniens. Dann weiter mit dem Schiff durchs eisige Meer. Hoffentlich bleibt das Schiff nicht im Packeis stecken.

Mehr als fünf Tonnen CO₂

Ein Flug von Zürich über Buenos Aires nach Ushuaia und zurück verursacht gemäss dem Emissionsrechner von Myclimate mehr als fünf Tonnen CO₂. Soll das Klima aber gerettet werden, liegt in Zukunft nur noch ein Ausstoss von einer Tonne drin. Pro Jahr. Total.

Stocker und Piccard sehen keinen Widerspruch zwischen ihren Worten und ihrem Handeln. Umweltschutz heisse nicht, «dass man aufhört, zu leben, zu reisen oder sich etwas zu gönnen», meinte Piccard in der *Schweizer Familie*. Schliesslich sei diese Reise «eine einmalige Chance», die Antarktis «auf solch angenehme Art zu entdecken». Stocker sagt, er «kompensiere» den Treibhausgas-Ausstoss dieser Reise vollständig. Er bezahlt also dafür, dass andere wiedergutmachen, was er anrichtet.

Vor der Küste der Antarktis halten Bertrand Piccard und Thomas Stocker dann Vorträge auf dem Schiff. Piccard zu seinen Abenteuern. Stocker zum Klima. Stocker erzählt den Mitreisenden sicher, wie schlimm es mit der Erderwärmung sei. Dazu werden Lachsbrötchen und Cüpli serviert. Prosit Klima! Die kommenden Generationen können warten.

Komik-Wächter

Von Rico Bandle — Die angedrohte Rassismus-Anzeige zeigt die Misere unserer Intellektuellen.

Schweizer Journalisten und Intellektuelle haben ein neues Hobby: Die Sketche von Komikern nach angeblich rassistischen Witzen abzusuchen. Wieder sind sie fündig geworden: Die Fernsehkomikerin Birgit Steinegger hat sich für eine Parodie der dunkelhäutigen US-Moderatorin Oprah Winfrey das Gesicht schwarz angemalt. Dies erinnere an die rassistischen «Minstrel Shows» in den USA im 19. Jahrhundert und sei deshalb unzulässig. Der Lyriker Raphael Urweider und der Theaterregisseur Samuel Schwarz forderten vom Schweizer Fernsehen eine Entschuldigung, ansonsten würden sie den Sender wegen Verstosses gegen die Anti-Rassismus-Strafnorm anzeigen.

Man könnte den Aufstand als Versuch zweier mittelmässig erfolgreicher Künstler abtun, Aufmerksamkeit zu erlangen. Doch Urweider ist Präsident des Schweizer



Steineggers Parodie.



Lyriker Urweider.

Autorenverbands und damit so etwas wie der offizielle Repräsentant der hiesigen Intellektuellen.

In vielen Ländern werden Schriftsteller verfolgt, entsprechend ist der Kampf für die Meinungsfreiheit ein zentrales Anliegen aller Autorenverbände weltweit. Nicht so in der Schweiz. Hier sind es Kulturschaffende, die, statt Auseinandersetzungen verbal auszutragen, schon bei harmlosen Parodien die Justiz anrufen. Nicht selten offenbaren sie totalitäre Züge: Sie üben Zensur aus, verwehren andersdenkenden Autoren die Aufnahme in den Schriftstellerverband oder verweigern Kritikern das Gespräch.

Die angedrohte Anzeige gegen Steineggers Winfrey-Parodie ist nicht bloss lächerlich, sie ist Ausdruck der intellektuellen Dürftigkeit einer Kulturszene, die zu den wahren Problemen nichts mehr zu sagen hat.

Riesiger Aufwand

Von Mathias Binswanger — Bundesrat Berset rückt den Bürgern zu Leibe.

Die Steuerbarkeit unseres Gesundheitssystems und dessen Kontrolle müssen erhöht werden. Das meint jedenfalls der Bundesrat im Bericht «Gesundheit 2020». Er beabsichtigt, zu diesem Zweck bald ein mit zwanzig bis dreissig Stellen dotiertes nationales Institut für Qualität und Patientensicherheit zu gründen, wie Bundesrat Alain Berset am letzten Freitag bekanntgab. Damit soll der Bund die Führungsrolle in der Qualitätssicherung übernehmen. Was das konkret heisst, kann man leicht abschätzen: mehr Programme, mehr Datenerhebungen, mehr Controlling, mehr Evaluationen, mehr Publikationen. Das bringt mehr Bürokratie, aber nicht mehr Qualität.

Absurde Resultate

Vor allem dürfte das Institut dazu benützt werden, künstliche Qualitätswettbewerbe zu inszenieren. So lesen wir im Bericht «Gesundheit 2020»: «Es fehlt ein echter Qualitätswettbewerb, der sich positiv auf die Behandlungsqualität und die Kosten auswirkt.» Echter Qualitätswettbewerb? Dazu müsste man erst einmal wissen, was Qualität im Gesundheitswesen überhaupt ist. Und da dies auch die zukünftigen zwanzig bis dreissig Mitarbeiter des Instituts für Qualität und Patientensicherheit nicht wissen, werden diese mit grossem Aufwand Kennzahlen und Indikatoren ausarbeiten, anhand deren die Qualität dann gemessen werden soll.

Ein Beispiel aus Grossbritannien möge aufzeigen, zu welch absurden Resultaten «echter Qualitätswettbewerb» führt. Dort wird seit 2004 im grossen Stil auf nationaler Ebene vom National Health Service ein Qualitätsprogramm mit dazugehörigem Wettbewerb durchgezogen. Die Qualität der rund 8000 freiwillig teilnehmenden Hausarztpraxen wird anhand von 148 Indikatoren festgestellt, deren Erfassung und Berechnung allein schon eine ganze Heerschar von Spezialisten benötigt. Das grandiose Resultat dieser Mammutübung liegt darin, dass fast alle Arztpraxen hervorragend abschneiden. Jahr für Jahr werden im Schnitt immer etwa 96 Prozent der maximal möglichen Punktzahl erreicht. Ein riesiger Aufwand für nichtssagende Resultate anhand von Indikatoren, die in erster Linie einfach messen, ob alles vorschriftsmässig durchgeführt wird.

In der Schweiz wird das nicht anders sein. Dinge, die sich im Ausland nicht bewährt haben, werden hier zeitlich verzögert mit grossem Elan auch noch eingeführt.

Personenkontrolle

Burkhalter, Würth, Stocker, Hollande, Gayet, Trierweiler, Machiavelli, Couchepin, Brupbacher

Über «Gehirnwäsche» ärgerten sich einige Zuhörer des dreitägigen Seminars der Kantonsregierungen, das letzte Woche im Interlakner Nobelhotel «Victoria-Jungfrau» stattfand. Den ganzen Tag lang sprachen ausschliesslich Befürworter der Personenfreizügigkeit, so auch Bundespräsident **Didier Burkhalter** (FDP) mit einem Standardreferat. Am Nachmittag platzte Res Schmid der Kragen: Der Nidwaldner SVP-Regierungsrat befand, die versammelten Magistraten nähmen die Bedenken der Bevölkerung nicht ernst. Kein Wunder: Das Regierungsseminar wird veranstaltet von der «ch



Standardreferat: Bundespräsident Burkhalter.

Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit», die der Konferenz der Kantonsregierungen entspricht. Deren Geschäfte führen im Leitenden Ausschuss unter dem St. Galler Regierungsrat **Benedikt Würth** (CVP) drei Christlichdemokraten, zwei Freisinnige und eine Sozialdemokratin – eine Zauberformel der eigenen Art. Und im Stiftungsrat, mit einer Vertretung aller 26 Kantone, lautet die Sitzverteilung neben einigen Parteilosen: FDP 8, CVP 7, SP 4, BDP 1, GP 1. Für die SVP kämpft – im Rahmen seiner Möglichkeiten – einzig der Zürcher Regierungsrat **Ernst Stocker**. (sär)

Warum nur beging **François Hollande** die Unachtsamkeit, den Motorradhelm abzulegen, bevor er ins Haus der Schauspielerin **Julie Gayet** an der Pariser Rue du Cirque trat? Warum brachte der Leibwächter unverhohlen die Croissants in das Liebesnest des trauten Paares? Tout-Paris sucht eine Erklärung. Fühlte sich der *Président de la République* über das Mediengesetz der Paparazzi erhaben? Machte ihn seine Liebe blind? War es ein Freudscher *acte manqué*, eine unbewusste Kompensation für sein streng kontrolliertes Politleben? Vielleicht dachte Hollande, seine Vorgänger hätten früher auch offen über die Stränge gehauen – Mitterrand mit einer halboffiziellen



Blind vor Liebe? Hollande, Trierweiler.

Mätresse, Chirac mit einer AFP-Reporterin, Sarkozy mit einem Topmodel. Doch diese Präsidenten wahrten das Protokoll, zu dem auch die Rolle der First Lady gehört. Hollandes Première Dame **Valérie Trierweiler** erlitt hingegen einen Nervenzusammenbruch und musste ins Spital eingeliefert werden. Wen Hollande wohl im Februar in die USA mitnehmen wird, wenn er Michelle und Barack Obama die Aufwartung macht? (brä)

Zum 500-Jahr-Jubiläum von **Niccolò Machiavelli** («Der Fürst») fand *L'Hebdo* einen kongenialen Geist: **Pascal Couchepin**. «Weil Machiavelli zu sagen wagte, was war, provozierte er die Empörung der Heuchler aller Art», schreibt der freisinnige Alt-Bundesrat. Über sein eigenes politisches Leben sagt der Machtpolitiker nichts, schon gar nichts darüber, dass er zu seiner Zeit im Bundesrat einem Kollegen epische Schlachten lieferte, der es gerade mit Machiavelli hielt: «Er sagte nicht, was gut oder sogar besser hätte sein können, sondern was war.» (sär)

In einer SRG-Umfrage sprach sich eine Mehrheit der Stimmberechtigten für ein Nein zur Masseneinwanderungsinitiative der SVP aus. Dennoch sei das Rennen um die Abstimmung noch nicht gelaufen, kommentierte FDP-Generalsekretär **Stefan Brupbacher** in einer Medienmitteilung. Die Freisinnigen, ihres Zeichens eine Volkspartei, kennen auch die Gründe, welche die Stimmbürger zu einem Ja verleiten könnten: Die Bevölkerung Sorge sich um knappe Wohnungen in gewissen Städten, volle Züge, die Arbeitsstelle und – das wusste bisher nicht einmal die andere Volkspartei – um «volle Staaten», so die FDP. (cmu)



«Volle Staaten»: FDP-Mann Brupbacher.

Nachruf



Schlauer Taktiker: General Scharon, 1964.

Ariel Scharon (1928–2014) — Keiner hat seit David Ben-Gurion, dem legendären Gründervater des jüdischen Staates, Israels geografische Form und politische Landschaft stärker geprägt als Ariel Scharon, dessen Vita voll von Widersprüchen ist. Er war gesellig, aber Entscheidungen fällte er gerne im Alleingang. Von klein auf war er Aussenseiter, doch am Ende seines aktiven Lebens rückte er in den Konsens der israelischen Gesellschaft.

Scharon war ein schlauer Taktiker, gleichzeitig aber auch ein gewohnheitsmässiger Lügner. Er gehörte dem rechten politischen Lager an, war indessen kein religiös verbrämter Nationalist. In den achtziger Jahren trieb er als Infrastrukturminister den Bau von Siedlungen in den besetzten Gebieten voran. Später bezeichnete er die Besetzung plötzlich als «ungegesund und gefährlich». Er sprach sich – für ihn eine kühne Kehrtwende – für die Gründung eines Staates Palästina aus.

Dass das nicht bloss Worthülsen eines Regierungschefs waren, der in amerikanischen und europäischen Hauptstädten Gefallen finden wollte, bewies Scharon mit dem Rückzug aus dem Gazastreifen, den er gegen den erbitterten Widerstand seiner eigenen Likud-Partei durchboxte, stur, dickköpfig und zielstrebig. Scharon ist freilich auch bei der Räumung des Gazastreifens ganz der General geblieben, der er stets war. Er war zur Erkenntnis gelangt, dass sich der Gazastreifen nicht mehr verteidigen lasse. Scharon starb, nachdem er acht Jahre im Koma gelegen hatte, am 4. Januar. Laut seinen Ärzten hat er bis zuletzt gekämpft «wie ein Löwe».

Pierre Heumann

Mehr als falsch

Von Reiner Eichenberger — Das Loblied unserer Regierung und der Spitzenverbände auf die Personenfreizügigkeit ist unerträglich. Sie stecken in 21 Denkfallen fest und müssen dringend befreit werden.

Die hohe Zuwanderung bläht die Gesamtwirtschaft auf, lässt aber nicht unser Pro-Kopf-Einkommen wachsen. Das sagen die ökonomische Logik und die bisherigen Studien. Doch die Zuwanderung hat noch viel wichtigere Folgen. Sie bringt eine Verknappung der natürlich oder politisch fixierten Faktoren wie Boden, Infrastruktur oder städtische Parkplätze, erschwert die Einhaltung vertraglich festgelegter Gesamtmengen an Treibhausgasemissionen usw. Dadurch steigen die Wohn-, Energie-, Infrastruktur- und Verkehrskosten und die Lebenshaltungskosten, wodurch das Niveau unseres realen Wohlstands auf dasjenige in der EU sinkt.

Wenn die Zuwanderung unseren Wohlstand mehren würde, würden dadurch zusätzliche Zuwanderer angezogen, und die Schweiz würde noch schneller an ihre Kapazitätsgrenzen stossen. Da dem nicht so ist, entsteht ein Wanderungsgleichgewicht: Der reale Wohlstand in der Schweiz wird dereinst nur noch um die Wanderungskosten über dem Wohlstand in der EU liegen.

Tatsächlich ist unsere Welt voller solcher Wanderungsgleichgewichte. So ist Zug ein besonders attraktiver Standort mit vielen Vorteilen. Das Gleiche trifft für Grossregionen wie München zu, das in vielerlei Hinsicht sehr attraktiv ist. Aber warum ziehen nicht viel mehr Leute nach Zug oder München? Einfach darum, weil die Boden- und Mietpreise und all die anderen natürlichen Knappheiten die Vorteile praktisch vollständig kompensieren.

Die Verlierer der Personenfreizügigkeit sind die bisherigen Arbeitnehmer. Die Gewinner sind diejenigen, die mehr Immobilien besitzen, als sie zum Eigenbedarf benötigen. Damit ist die Personenfreizügigkeit ein gigantisches Umverteilungsprogramm. Wirklich ärgerlich ist jedoch, dass unsere Regierung und unsere Spitzenverbände nicht auf die so offensichtlichen Probleme eingehen. Das tun sie nicht nur aus Eigeninteresse nicht, sondern weil sie in den folgenden Denkfallen stecken.

Denkfalle 1 — «Die Schweiz ist auf die vielen Zuwanderer angewiesen.» Das stimmt für einzelne Berufe, etwa gute Universitätsprofessoren. In vielen Bereichen aber sind Schweizer gerade wegen des hohen Ausländeranteils knapp. So sind heute über ein Drittel der Ärzte Ausländer. Das ist bei einem Ausländeranteil in der Bevölkerung und damit wohl auch bei den Patienten von 25 Prozent nur natürlich.

Die Schweizer sind in vielen Bereichen aus ausbildungsbedingten, rechtlichen oder sprachlichen Gründen übervertreten, etwa bei den Anwälten, hohen Verwaltungsstellen, der Polizei oder der Kleinkindererziehung. Folglich müssen sie in all den anderen Bereichen, in denen sie keine speziellen Vorteile haben, untervertreten sein.

Denkfalle 2 — «Die Zuwanderung hilft, vakante Stellen zu besetzen.» Falsch. Die Möglichkeit, Vakanzen einfacher oder billiger zu füllen, zieht neue Investitionen und Firmen an. Diese stellen aber auch Leute an, die sonst bei anderen Firmen gearbeitet hätten. Dadurch erhöht sich die Personalknappheit wieder auf das alte Niveau. Zugleich schafft die Zuwanderung neue Nachfrage, was wiederum Lücken und damit «Bedarf» nach neuer Zuwanderung schafft. So müssen für all die Zuwanderer Wohnungen gebaut werden. Das schafft viele Arbeitsplätze – grossenteils für neue Zuwanderer.

Denkfalle 3 — «Freihandel ist gut, darum muss auch Personenfreizügigkeit gut sein.» Falsch. Freier Import von Gütern und Dienstleistungen erhöht das gesamtwirtschaftliche Einkommen bei konstanter Einwohnerzahl und so das Pro-Kopf-Einkommen. Freier «Import von Personen» erhöht das gesamtwirtschaftliche Einkommen bei steigender Einwohnerzahl. Da das Gesamteinkommen bestenfalls proportional zur Bevölkerung wächst, nimmt das Pro-Kopf-Einkommen nicht zu.

Denkfalle 4 — «Die Zuwanderer sind höher qualifiziert als die Schweizer.» Falsch. Verglichen mit gleichaltrigen Schweizern ist schon der formale Qualifikationsvorsprung höchstens klein. Zudem kommt heute die Zuwanderung wieder mehrheitlich aus den Südländern, wo die formalen die realen Qualifikationen oft übertreffen. Zudem haben hochqualifizierte Zuwanderer eine kürzere Verweildauer in der Schweiz als niedrigqualifizierte, wie eine vom Bund bezahlte Studie der Basler Ökonomen George Sheldon und Dominique Cueni zeigt. Bisher hat der Bund nur die Qualifikation der Brutto- und nicht die der Nettozuwanderung gemessen.

Denkfalle 5 — «Die Zuwanderer bringen fiskalische Überschüsse, weil sie mehr Steu-

ern und Abgaben bezahlen, als sie vom Staat Leistungen beziehen.» Das stimmt nur unter sehr speziellen Bedingungen. Sobald Zuwanderer Kinder in der öffentlichen Schule haben, müssen sie sehr gut verdienen oder sehr lange bleiben, bis es sich für die Schweiz lohnt. Wie eine weitere vom Bund bezahlte Studie von George Sheldon und Nathalie Ramel zeigt, bringt die Zuwanderung beim heutigen Rückwandlerverhalten längerfristig keinen fiskalischen Überschuss, weil gutqualifizierte Zuwanderer öfter und schneller zurückwandern als geringqualifizierte.

Denkfalle 6 — «Zuwanderer stabilisieren unsere Sozialwerke. Ausländer zahlen mehr in die AHV ein, als sie beziehen.» Diese stereotype Behauptung des Bundesrats ist mehr als falsch. Viele Zuwanderer sind bis ins AHV-Alter eingebürgert. Deshalb werden ihre Bezüge den Schweizern zugerechnet.

Denkfalle 7 — «Die Zuwanderung reguliert sich von selbst. Zuwanderer kommen nur, solange neue Stellen geschaffen werden.» Falsch. Die Zahl offener Stellen wird weit weniger vom Zuwachs von Arbeitsplätzen als von der natürlichen Fluktuation durch Jobwechsel und Pensionierungen geprägt. So werden auch in schlechten Zeiten jährlich 400 000 Stellen frei, und die Zuwanderung wird dann kaum abnehmen.

Denkfalle 8 — «Die Zuwanderung nimmt ab, wenn die Einkommensunterschiede in Europa sinken.» Stimmt, aber erst wenn sich unser realer Wohlstand dem EU-Niveau angeglichen hat. Die ärmeren EU-Länder werden angesichts ihrer riesigen Probleme und ungenügenden Institutionen nicht schnell reich werden. Zudem nimmt die EU immer wieder wirtschaftlich schwache Staaten auf, und immer mehr EU-Mitgliedsländer verteilen immer mehr Pässe an Menschen aus Nicht-EU-Ländern.

Denkfalle 9 — «Die Zuwanderung hat die Schweizer Wirtschaft in der Krise stabilisiert.» Falsch. Fast alle Länder wie Deutschland, Österreich und die skandinavischen Staaten, die einigermassen gesund in die Finanz- und Weltwirtschaftskrise geraten sind, haben sie gut überstanden, trotz weit tieferer Nettozuwanderung. Die Ausnahmen sind die früheren Wachstumswunder Spanien und



Bedrohte Scholle.

Irland. Sie strauchelten nach dem Platzen ihrer Immobilienblasen – die grossenteils durch die frühere, hohe Zuwanderung in diese Länder getrieben waren.

Denkfalle 10 — «Gemäss einer neuen Studie des Arbeitgeberverbandes hat die Zuwanderung das Pro-Kopf-Einkommen doch gesteigert». Falsch. Diese Studie findet nur bis 2009 positive Effekte, aber nicht für die Jahre danach. Da die Zuwanderer 2007/08 tatsächlich besonders gut qualifiziert waren, haben sie natürlich das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen gesteigert. Nur: Die produktiven Zuwanderer beziehen auch entsprechend höhere Löhne. Die von den bisherigen Einwohnern erarbeitete Wertschöpfung und ihr

Pro-Kopf-Einkommen bleiben hingegen unverändert.

Denkfalle 11 — «Nicht die Zuwanderung hat zu-, die Abwanderung hat abgenommen.» Auch diese Behauptung entspringt der vom Arbeitgeberverband bezahlten Studie. Sie betrachtet «...alle Ein- und Auswanderungen, auch diejenigen von Kurzaufenthaltern mit einer Aufenthaltsbewilligung von weniger als einem Jahr». Das ist Unfug. Denn ein Kurzaufenthalter bleibt ein paar Monate, ein Langzeitaufenthalter aber viele Jahre und braucht deshalb ein Vielfaches an Wohnraum und Infrastruktur. Aber der Trick wirkt: Unter Personenfreizügigkeit ersetzt ein Langzeitaufenthalter viele Kurzaufenthalter. Deshalb lässt sie

die Zahl der Ein- und Auswanderungen von Kurzaufhaltern sinken. Wenn man diese abnehmende Zahlenreihe zur steigenden Zuwanderung und etwa konstanten Auswanderung von Langzeitaufhaltern addiert, resultiert eine etwa konstante Gesamtzuwanderung und eine sinkende Gesamtabwanderung.

Denkfalle 12 — «Die Zuwanderung hat keine negativen Wirkungen, weil die Schweizer Arbeitsbedingungen und Löhne stets eingehalten werden müssen.» Falsch. Entscheidend ist, wie sich die Zuwanderung auf die Entwicklung der Schweizer Arbeitsbedingungen und Löhne auswirkt. Natürlich werden in manchen Bereichen die vertraglich festgeleg-

ten Löhne durch den Wettbewerbsdruck sinken oder zumindest nicht weiter steigen, wovon aber die Auftraggeber und die anderen Beschäftigten profitieren.

Denkfalle 13 — «Es gibt kaum Zuwanderung in die Arbeitslosenkasse oder die Sozialhilfe.» Wohl richtig, aber nicht wichtig. Heute ist die Arbeitslosen- und Sozialhilfequote unter Ausländern viel höher als unter Schweizern. Dafür sind nicht Neuzuwanderer, sondern vor einigen Jahren Zugewanderte «verantwortlich». Aber: Diese waren seinerzeit auch nicht als Arbeitslose oder Sozialhilfebezüger zugewandert, sondern in den Arbeitsmarkt. Entscheidend ist deshalb, ob es den Neuzuwanderern dereinst nicht ähnlich ergehen wird. Da sich die aktuelle Zuwanderung wieder stärker hin zu den traditionellen Rekrutierungsländern verschiebt und die Qualifikationsniveaus real nicht mehr die Werte von 2007 erreichen dürften, sind zumindest Zweifel daran angebracht, dass einmal entlassene Neuzuwanderer gleich schnell wie Einheimische wieder eine Arbeit finden.

Denkfalle 14 — «Die Mieten sind trotz Zuwanderung nicht stark gestiegen.» Falsch. Die Altmieten können infolge vielfältiger Regulierungen nur langsam auf den Nachfrage- druck reagieren. Bei den Neuvermietungen ist der Preisanstieg aber sehr hoch. Zudem hat das tiefe Zinsniveau die Mieten gedrückt. Sobald es auf das «Normalniveau» zurückgeht, werden die Mieten explodieren.

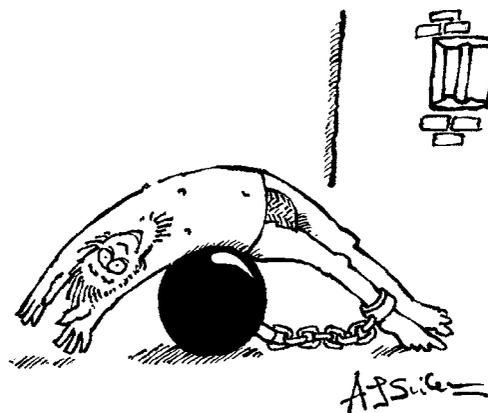
Denkfalle 15 — «Die Bodenknappheit kann durch innere Verdichtung überwunden werden.» Falsch. Die Bodenknappheit ist eine natürliche Bremse für Zuwanderung, die wenigstens den Landbesitzern nützt. Die innere Verdichtung bringt einen kurzfristigen Aufschub der Bodenknappheit und setzt so die Bodenpreise als Zuwanderungsbremse ausser Kraft. Deshalb schafft sie längerfristig nur noch grössere Probleme und bewirkt, dass die Schweiz an all den anderen Knappheiten anstossen wird, was dann nicht einmal den Bodenbesitzern nützt.

Denkfalle 16 — «Die Zuwanderung bringt riesige Bodenwertgewinne, diese können umverteilt werden.» Schön wär's. Die Bodenbesteuerung trifft grossenteils Eigenheimbesitzer, die von der zuwanderungsgetriebenen Wertsteigerung nichts haben ausser eben mehr Steuern. Wenn die Immobilienwertsteigerungen durch Liegenschaftssteuern abgeschöpft werden und dafür andere Steuern gesenkt werden, zieht das zusätzliche Zuwanderung an. Dadurch würden die Immobilienwerte zunehmen und würde die Steuerzahlung praktisch an die Hausbesitzer zurückgegeben.

Denkfalle 17 — «Das Bevölkerungswachstum kann gut durch den gezielten Ausbau der Infrastruktur aufgefangen werden.» Falsch. Der Ausbau der Infrastruktur ist mit überproportionalen Kostensteigerungen verbunden. Zudem drohen teure Fehler. Wie die Erfahrung aus den 1960er und 1970er Jahren lehrt, wird oft das Falsche am falschen Ort gebaut. Infolge der grossen Unsicherheit über die Zuwanderung bei Personenfreizügigkeit sind krasse Über- und Unterinvestitionen programmiert.

Denkfalle 18 — «Zur Verhinderung von Lohndruck sollen als flankierende Massnahme Mindestlöhne eingeführt werden.» Falsch. Hohe gesetzliche Mindestlöhne machen die Schweiz für Zuwanderer nur noch attraktiver und ziehen so zusätzliche Zuwanderer an, die dann die besonders schlecht qualifizierten einheimischen Arbeitnehmer zu verdrängen drohen. Zudem werden die Lohnvorschriften wenigstens teilweise umgangen. Da es für Zuwanderer zumeist einfacher ist, die Vorschriften durch Scheinselbständigkeit und andere Konstrukte zu umgehen, sind all die Lohnvorschriften ein gefährlicher Bumerang für die einheimischen Arbeitskräfte.

Denkfalle 19 — «Zur Verhinderung negativer Auswirkungen der Zuwanderung auf den Wohnmarkt braucht es Höchstmieten und mehr sozialen Wohnungsbau.» Falsch. Diese Massnahmen sind teuer und heizen die Übernutzung des knappen Wohnraums nur noch an. Zum einen bewirken sie eine Ausdehnung der Nachfrage, weil sich so die einheimische Bevölkerung mehr Wohnraum leisten will und die Schweiz für Neuzuziehende noch attraktiver wird. Zugleich machen sie die Mieter immobil, weil sie beim Umzug in andere Wohnungen oft ihre ersessenen Privilegien verlieren. Zum anderen bewirken sie eine Verknappung des Wohnraumangebots, weil sie die Anreize der Investoren senken, neuen Wohnraum bereitzustellen und den alten gut zu unterhalten. Zudem machen sie die Schweiz für unqualifizierte Zuwanderer attraktiver, solange diese bei der Zuteilung des



Gefängnis-Pilates

subventionierten Wohnraums nicht diskriminiert werden.

Denkfalle 20 — «Die Nachfrage der Wirtschaft nach Arbeitskräften könnte statt mit Zuwanderern dadurch gestillt werden, dass die Frauen und Alten besser in den Arbeitsmarkt integriert werden.» Falsch: Die verstärkte Arbeitsmarktintegration der Frauen und Alten reiss da neue Lücken, wo diese Personen bisher gewirkt haben. Beispielsweise muss dann die Kinderbetreuung vermehrt ausser Haus organisiert werden, wozu es wiederum zusätzliche Arbeitskräfte und damit Zuwanderer braucht. Zudem bringt die Mehrarbeit den Frauen und Alten Mehreinkommen, was wiederum Mehrausgaben und zusätzliche Nachfrage nach Arbeitskräften und damit zusätzliche Zuwanderung bringt.

Denkfalle 21 — «Die Wirtschaft ist dafür, also muss die Zuwanderung doch gut sein.» Falsch. In der Schweizer Wirtschaft gibt es viele echte und vermeintliche Zuwanderungsgewinner. Viele Manager sehen nur die einfache und günstige Möglichkeit, Zuwanderer zu rekrutieren, wohingegen sie die aufblähungsbedingte Anspannung auf dem Arbeitsmarkt nicht der Personenfreizügigkeit zurechnen. Manche Manager leben auch von der Aufblähung der Wirtschaft durch die Zuwanderung. Das gilt insbesondere für stark auf den Schweizer Markt ausgerichtete und eher stagnierende Firmen. So hat eine grosse Detailhandelskette im letzten Jahr ein Umsatzwachstum von 0,3 Prozent erzielt. Ohne das Bevölkerungswachstum von gut einem Prozent wäre der Umsatz wohl geschrumpft, was für manchen Manager unliebsame Konsequenzen gehabt hätte.

Vorsicht! All das Gesagte soll ökonomisch richtig, nicht politisch korrekt sein. Für die bisherigen Einwohner der Schweiz ist die Zuwanderung aufgrund der Personenfreizügigkeit weit weniger vorteilhaft, als es unsere Regierung stereotyp behauptet. Aus gesamteuropäischer Sicht ist die Personenfreizügigkeit hingegen eine grossartige Sache. So wie bei der Gründung der modernen Schweiz 1848 die Einführung der Niederlassungsfreiheit innerhalb der Schweiz den Schweizern insgesamt grosse Vorteile gebracht hat – aber nicht unbedingt den Regionen mit der grössten Zuwanderung –, so bringt heute die Personenfreizügigkeit den Europäern insgesamt grosse Vorteile. Der Königsweg für die Schweiz besteht deshalb darin, den Arbeitsmarkt nicht nur für EU-Bürger, sondern international zu öffnen und dann die grossen Wanderungsgewinne durch geeignete Massnahmen zugunsten der bisherigen Bewohner der Schweiz umzuverteilen.

Reiner Eichenberger ist Ordinarius für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg.

Hallo, Frau Mauch?

Von Philipp Gut — Stadtpräsidentin Corine Mauch liegt nichts an der Entwicklung der Medienmetropole Zürich. Den Chef des grössten Schweizer Medienkonzerns lässt sie auflaufen.

Ist die Stadtpräsidentin wirklich daran interessiert, Zürich voranzubringen? Setzt sie sich dafür ein, dass die Stadt ein attraktiver Werk- und Denkplatz bleibt?

Ein konkreter Fall weckt Zweifel an der Entschlossenheit von Corine Mauch. Auch entsteht der Eindruck, dass es der Stadtpräsidentin am nötigen Fingerspitzengefühl im Umgang mit wichtigen Vertretern der Privatwirtschaft fehlt, die zu einem Grossteil für das Steueraufkommen der Stadt sorgt. Worum geht es?

Vorbild New York

Am 22. Juli 2013 schrieb Marc Walder, CEO des international tätigen Schweizer Medienkonzerns Ringier, einen persönlichen Brief an Corine Mauch. Darin schlug er vor, Zürich solle eine Initiative ins Leben rufen, welche die Position der Stadt als Medienkapitale stärkt. Walders Idee orientiert sich am Vorbild New Yorks. Dort übernahm der damalige Bürgermeister Michael Bloomberg persönlich die Leitung eines Projekts, das sich «Media NYC 2020» nennt.

Die Medieninitiative, die bereits seit vier Jahren besteht, sei «ebenso wertvoll für New York City wie die Medienindustrie im weiteren Sinne», schrieb Marc Walder in seinem Brief an Stadtpräsidentin Corine Mauch. Walder nahm selber an einem Workshop in New York teil, gemeinsam mit den Chefs so bedeutender Medienunternehmen wie AOL und Time Warner oder des britischen Werbegiganten WPP.

Ziel der Stadt New York sei es gewesen, «weiterhin die Medienmetropole zu bleiben, also sich als attraktiven Standort für diese wichtige Industrie zu positionieren», so Walder weiter. Er sehe zwei Gewinner: Die Stadt New York und die vielen Unternehmen der Medienindustrie, die bei den diversen Konferenzen, Dinners und Workshops jeweils durch ihr Topmanagement vertreten seien.

«Zürich wäre mit Sicherheit gut beraten, eine ähnlich gelagerte Initiative ins Leben zu rufen», empfahl Walder. Und, nicht unwichtig: Der CEO bot an, dass Ringier als Partner auftritt, womit für Stadt und Steuerzahler keine Kosten entstünden.

Keine Antwort

Die Stadtpräsidentin hielt es nicht für nötig, auf den Brief zu antworten. Stattdessen erhielt Marc Walder – immerhin Chef eines Konzerns

mit einem Jahresumsatz von über einer Milliarde Franken – am 24. Juli 2013 eine E-Mail von Mauchs Assistentin. Darin schrieb diese: «Wegen diverser Ferienabwesenheiten können wir Ihre Anfrage erst im August prüfen. Sie werden aber so bald wie möglich Antwort von Frau Mauch erhalten.»

Diese Antwort blieb indes aus. Worauf Walder einen neuen Anlauf machte. Er traf sich mit einem Vertreter der Beratungsagentur Oliver Wyman, die für die Stadt New York die erwähnte Medieninitiative konzipierte, und anbot sich, den Kontakt zwischen den Zürcher Stadtbehörden und den Spezialisten von Oliver Wyman herzustellen. Ringier sei weiterhin an einer Lösung interessiert, wie immer diese aussehe, betonte Walder in seinem zweiten Vorstoss.

Ein schriftlicher Bescheid kam diesmal nicht. Und von Corine Mauch persönlich hörte der Ringier-Chef während des gesamten Austauschs nichts. Die Antwort übermittelte schliesslich der Mediensprecher der Stadtpräsidentin per Telefon. Die Stadt Zürich wolle nichts machen, liess er ausrichten – mit der Begründung: 2014 sei ein Wahljahr, und da möge die Stadtpräsidentin keine neue Initiative starten.

Als ob die Zukunft des Medienstandorts Zürich damit irgendetwas zu tun hätte. ○



Funkstille: Stadtpräsidentin Mauch.

Plagiat

Von Alex Reichmuth — Der Leiter Kardiologie am Uni-Spital Zürich hat abgeschrieben.

Das Universitätsspital Zürich kommt nicht zur Ruhe. Vor kurzem deckte die *Weltwoche* auf, dass führende Ärzte der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie erfundene Dokortitel trugen, darunter auch der designierte Klinikdirektor Martin Rücker. Zudem führten über dreissig Chirurgen am Unispital einen falschen Dokortitel. Jetzt trifft es wieder einen führenden Arzt. Thomas Lüscher, Leiter Kardiologie, hat abgeschrieben.

Konkret geht es um das Buch «Siegenthalers Differenzialdiagnose: Innere Krankheiten – vom Symptom zur Diagnose» – einen Wälzer mit hohem Prestige in der Fachwelt. Das Kapitel «Schwindel und synkopale Zustände» in der Ausgabe von 2013 haben angeblich Lüscher und zwei weitere Co-Autoren verfasst. In der Ausgabe von 2005 firmierte jedoch nicht Lüscher, sondern dessen ehemaliger Mitarbeiter Christoph Scharf als Co-Autor. Wie die *Weltwoche* nachgeprüft hat, ist das fast vierzigseitige Kapitel in beiden Ausgaben bis auf kleine Änderungen identisch. Scharf, der nun an der Klinik Im Park in Zürich arbeitet, ist wegen des Vorgehens von Lüscher bei der Universität Zürich vorstellig geworden, wie Lüscher bestätigt. Darauf wurde Philipp Heitz, früherer Dekan der Medizinischen Fakultät, beauftragt, den Plagiatvorwurf abzuklären.

«Einvernehmlich bereinigt»

Gegenüber der *Weltwoche* schweigt Heitz. Gemäss Lüscher sollen die «Diskussionen zur korrekten Erwähnung der Autorenschaft» inzwischen «einvernehmlich bereinigt» worden sein. Man habe sich geeinigt, dass im Nachdruck des Buches «eine völlig überarbeitete Version» des Kapitels publiziert werde. Scharf werde bei der neuen Version «in Klammern» genannt. Scharf selber will sich nicht äussern.

Laut Insidern soll Lüscher in einem weiteren Kapitel des Buchs abgeschrieben haben – von Erwin Oechslin, der früher ebenfalls unter ihm arbeitete. Oechslin ist eine Koryphäe bei der Behandlung von angeborenen Herzfehlern. Er wechselte aber 2005 nach Kanada, nachdem er sich mit Lüscher überworfen hatte. Die *Weltwoche* hat auch dieses Kapitel überprüft. 2005 stammte es von Oechslin. In der neuen Ausgabe ist der Text überarbeitet, enthält aber mehrere Abschnitte, die fast unverändert übernommen worden sind. Dennoch ist Oechslin nicht mehr als Autor angeführt. Es firmieren nun Thomas Lüscher und sein jetziger Mitarbeiter Matthias Greutmann.



«Grosse Herausforderung» für KMU: Gesundheitsminister Berset.

Bundesrat

Bersets Bürokratie-Monster

Von Alex Reichmuth — SP-Bundesrat Alain Berset will mit riesigem Aufwand die Zulassung von Bioziden den EU-Gesetzen anpassen. Auf die Schweizer Händler kommen Kosten zu, die ihre Existenz gefährden.

Mit 8000 Franken kann man einen Audi A6 kaufen. Oder man kann die Gebühr bezahlen, die für den Vertrieb eines einzigen Schädlingsbekämpfungsmittels anfällt. So soll es jedenfalls gemäss der Gebührenordnung für sogenannte Biozide sein, wie sie Innenminister Alain Berset (SP) vorsieht. Es geht um Mückensprays, Ameisenköder, Läusepulver, Zeckenmittel und andere Produkte, die Ungeziefer und schädliche Organismen fernhalten.

Weil Biozide für Mensch und Umwelt ein Risiko sein können, braucht es für die Herstellung oder den Import solcher Produkte eine Zulassung. Seit 2005 gilt in der Schweiz die so-

genannte Biozidprodukteverordnung, die eng auf europäische Gesetze abgestimmt ist und auf einem Abkommen mit der EU zur gegenseitigen Anerkennung von Zulassungen be-

Vorgesehen ist, dass Antragsteller künftig «umfangreiche Unterlagen» einreichen müssen.

ruht. In dieser 120-seitigen Verordnung ist alles Erdenkliche geregelt: welche Arten von Zulassungen es gibt, wie lange diese gelten, wie Zulassungsgesuche eingereicht, geprüft

und bewertet werden müssen, wie sie zu ergänzen, zu ändern oder zu widerrufen sind oder wie Biozide verpackt und Inhaltsstoffe zu deklarieren sind.

Gebühren wie in angrenzenden Staaten

Inzwischen hat aber die EU ihre Bestimmungen für Biozide geändert. Die Schweizer Behörden sehen sich verpflichtet nachzuziehen. Bundesrat Berset will die Verordnung revidieren. Neu ist vorgesehen, dass Antragsteller für eine Zulassung künftig «umfangreiche Unterlagen» einreichen müssen, wie das zuständige Bundesamt für Gesundheit (BAG) schreibt.

Die Gebühren steigen zudem exorbitant. Die Zulassung eines neuen Biozidprodukts kostet neu 80 000 Franken – achtzig ml mehr als bisher. Das BAG begründet die Erhöhung mit dem gestiegenen bürokratischen Aufwand. Die Beurteilung auf Seiten der Behörden sei so aufwändig, dass selbst 80 000 Franken die Kosten nur zu 60 bis 70 Prozent abgälten. Zudem, so Berset bei Eröffnung der Vernehmlassung zur Revision, sollten die Gebühren «in der gleichen Grössenordnung liegen wie jene der angrenzenden Staaten».

Die neue Verordnung sieht weiter vor, dass die Schweizer Behörden innert weniger Jahre sämtliche geltenden Zulassungen überprüfen und an die Bestimmungen der EU anpassen. Die Hersteller und Importeure kostet das 10 000 Franken – nicht insgesamt, sondern für jedes einzelne Schädlingsbekämpfungsmittel in ihrem Sortiment. Dies, nachdem sie bereits für die jetzt geltenden Zulassungen eine Gebühr von 1000 Franken oder mehr bezahlt haben. Weil es in der Schweiz derzeit etwa 5000 Zulassungen für Biozide gibt, fallen für das Gewerbe also allein für die Überprüfung Kosten von 50 Millionen Franken an.

Behörden sind überfordert

Jürg Burkhard von der Sintagro AG im bernischen Langenthal ist schockiert. Seine Firma, ein Kleinbetrieb mit sechs Angestellten, vertreibt derzeit 33 Biozide in der Schweiz. Von den neuen Gebühren habe er «rein zufällig» im letzten November erfahren. Allein die Überprüfung der Zulassungen kostete ihn 330 000 Franken. Diese Summe bedrohe die Existenz seines Unternehmens, sagt Burkhard. Irritierend findet er vor allem, dass Bundesrat Berset bei den Kosten mit dem Niveau der Gebühren im Ausland argumentiert. «Wir sind doch gerade darum nicht in der EU, weil

wir Schweizer effizienter und unbürokratischer arbeiten können», so Burkhard.

Auch Harry Sauder, Chef der Renovita AG in Wilen TG, kann nicht verstehen, warum die Zulassungskosten gleich hoch sein sollen wie im EU-Raum. Denn die Schweiz sei als Handelsraum viel kleiner als die EU. Entsprechend geringer seien die Umsätze. Weil er derzeit nur zwei Biozide vertreibt, sieht Sauder sein Unternehmen zwar nicht direkt bedroht. Wegen der Überprüfungsgebühren müsse er aber zumindest den Handel mit einem der beiden Produkte einstellen.

Den Handel mit Bioziden voraussichtlich ganz einstellen muss hingegen die Firma AgroStar im luzernischen Inwil. Schon bisher seien

Wie sich die Regulierungswut auswirkt, scheinen die Behörden nicht erkannt zu haben.

der bürokratische Aufwand und die Kosten für die Anmeldung von Bioziden «an der oberen Grenze» angelangt, sagt Besitzer Gerry Binder. Jede geringfügige Änderung müsse er den Behörden melden – etwa, wenn er ein Produkt neu mit «Fliegenfeind» statt mit «Fliegenkiller» bezeichne. Binder bezweifelt, dass die zuständigen Stellen imstande sind, die neuen Vorschriften wie vorgesehen umzusetzen. «Die Behörden versinken unter dem Druck der EU zunehmend in der Bürokratie.»

Die Behörden sind tatsächlich überfordert. Wie das Bundesamt für Gesundheit bestätigt, reicht das Personal nicht aus, um den zusätzlichen Aufwand für Biozide zu bewältigen. Die Bearbeitung von Zulassungsgesuchen verzögert sich, obwohl das BAG inzwischen temporär angestellte Hilfskräfte verpflichtet hat. Gemäss Unternehmer Jürg Burkhard hat es über

ein Jahr gedauert, bis das Gesuch seiner Firma für die Zulassung eines Mittels gegen Zecken gutgeheissen wurde. In Deutschland hingegen sei diese Bewilligung innerhalb von nur einem Tag zu bekommen.

Das Bundesamt für Gesundheit versucht zu beschwichtigen. Bundesrat Berset entscheide erst Mitte dieses Jahres definitiv über die Gebühren, schreibt das Amt. Wie sich die Regulierungswut auswirkt, scheinen die Behörden aber nicht wirklich erkannt zu haben. Zwar bezeichnet das BAG die neue Verordnung und die neuen Gebühren als «eine grosse Herausforderung» für die betroffenen Schweizer KMU. Von einer existenziellen Gefährdung von Unternehmen will man aber nichts wissen. Die Beamten betonen dazu, das neue Gebührenregime sei bereits 2005 angekündigt worden; die Erhöhungen für die Unternehmen seien darum «absehbar» gewesen – als ob das etwas an den Summen ändern würde.

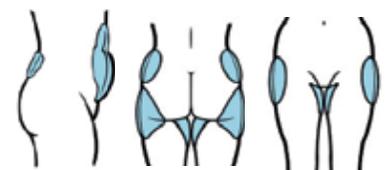
Die Grossen profitieren

Mit der neuen Biozidprodukteverordnung können Schweizer Unternehmen die Zulassungen in anderen EU-Ländern anerkennen lassen und ihre Produkte auch im Ausland verkaufen. Die meisten KMU-Betriebe haben davon aber nichts. Sie sind zu klein, um ausserhalb der Schweiz zu handeln. Wichtig ist die internationale Anerkennung von Zulassungen jedoch für Grosshandelsunternehmen aus dem Ausland, die damit ihr Geschäft in die Schweiz ausdehnen können. Die erhöhten Gebühren sind für sie im Gegensatz zu Kleinunternehmen kaum ein Problem. Das Abkommen der Schweiz mit der EU und Berset's Gebührenpläne führen am Ende also dazu, dass internationale Konzerne Konkurrenten in der Schweiz so effizient eliminieren, wie ihre Biozidmittel Schädlinge ausschalten. ○

Neueste Technologie gegen Fettpolster und Falten Publireportage

Ein frisches, attraktives Äusseres ist für viele Menschen wichtig. Allerdings möchten die wenigsten dafür eine Operation in Kauf nehmen. Die moderne Wissenschaft arbeitet intensiv an Technologien, die eine *sanfte, aber wirksame* Verbesserung ermöglichen. Genau das ist das Spezialgebiet der Novenia-Fachpraxis und von Dr. med. Susanna Möhn. Nachfolgend ein Überblick über die Möglichkeiten moderner Schönheitsmedizin ohne OP's.

Fettzellen. Die verwendete Med-Contour-Technologie wurde 2012 zur besten nicht-invasiven Body-Forming-Methode der USA gewählt.



„Typische“ Problemzonen, wo sehr gute Resultate erreicht werden

Messbar und schmerzlos

Die Methode liefert sicht- und messbare Umfangreduktionen. Die schmerzlose Behandlung dauert ca. zwei Stunden und wird vier bis acht Mal im Wochenabstand angewendet. Novenia hat über 1400 Behandlungen erfolgreich durchgeführt.

Gegen Fettdepots und Cellulite

Unerwünschte Fettpolster können ohne OP mit der medizinischen Ultraschall-Cavitationsmethode behandelt werden. Der sogenannte Cavitationseffekt führt zur gezielten **dauerhaften Zerstörung der**

Thermage-Hautstraffung ohne OP

Die weltweit führende Thermage-Technologie strafft und konturiert **Gesicht und Körper (Bauch, Arme, Beine, Po)** ohne OP und Spritzen.



Durch eine Tiefenerwärmung werden die Collagenfasern gestrafft und der Körper zur Produktion neuer Fasern angeregt. Es ist **nur eine Behandlung** (ca. 2h) notwendig. Danach ist man sofort wieder geschäftsfähig. Das Resultat hält zwei bis drei Jahre. Novenia ist in der

Deutschschweiz führend in der Anwendung von Thermage.

Falten? Wangen/Lippenvolumen?

- Soforteffekt: Faltenunterspritzung Wangen- und Lippenvolumen mit natürlichen Hyaluronsäure-Fillern
- Faltenbehandlung mit Botulinumtoxin (z.B. Zornesfalte)

Bis Ende Februar ist eine **unverbindliche Beratung kostenlos**.

Dr. med. Susanna Möhn

Novenia AG Fachpraxis

Seefeldstrasse 167 - 8008 Zürich
Tel. 044 380 22 11*
info@novenia.ch www.novenia.ch

Novenia
forever young

Zürich - Bern - Luzern

Bahnwahn

Von Markus Schär — Niemand auf der Welt fährt so viel Bahn wie die Schweizer – weil die Billette viel zu billig sind. Jetzt genügt das Angebot angeblich nicht mehr, deshalb will die Politik das Bahnnetz mit Milliarden weiter ausbauen, auf Kosten der Steuerzahler und der Autofahrer.



Geschenkpaket: 6,4 Milliarden Franken für die Bahn.

Masslos!», schimpfte nicht ein Relikt der Autopartei, sondern ein Experte des Bahnwesens. Ausgerechnet Benedikt Weibel, 1993 bis 2006 als Chef der SBB gefeiert, warnte vor den Begehrlichkeiten bei den Bahnen, als der Ständerat im Herbst 2012 die Zukunft des Schienenverkehrs beriet. Die Kantone forderten Ausbauprojekte für 20 Milliarden Franken; so wünschte Graubünden eine Neubaustrecke, um die Fahrzeit von Chur nach Zürich unter eine Stunde zu drücken. Dieses Projekt würde 8,5 Milliarden kosten, also 500 Millionen pro gesparte Minute Fahrzeit, rechnete Weibel im *Sonntag* vor; das könnte «möglicherweise einen Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde einbringen».

Der Ständerat setzte sich über die Warnung des Experten hinweg, eine Investitionslawine gefährde wegen der explodierenden Folgekosten gerade das flächendeckende System,

auf das die Schweiz stolz ist. Die Kleine Kammer blähte das Bauprogramm von 3,5 auf 6,4 Milliarden auf und schnürte so jenes Paket, über das wir am 9. Februar abstimmen. Sie machte die Vorlage zu Finanzierung und Ausbau der Eisenbahninfrastruktur (Fabi) damit zu einem Lehrbuchbeispiel für politische Ökonomie: für die Kunst, um Macht und Mittel zu kämpfen.

Lektion 1: Beschwöre hehre Werte!

Der wichtigste Satz, den wir in die Verfassung schreiben sollen, ist ganz einfach, aber er hat es in sich: «Bund und Kantone sorgen für ein ausreichendes Angebot an öffentlichem Verkehr auf Schiene, Strasse, Wasser und mit Seilbahnen in allen Landesgegenden.» Alles klar? Alles unklar! Denn wer legt fest, welches Angebot – bis hin zu den Seilbahnen auf jeden Hügel – ausreicht? Ein «ausreichendes An-

gebot» kennt die Ökonomie nicht: Auf dem Markt kaufen die Nachfrager ein Angebot zu einem Preis – er steigt, wenn sich das Angebot verknappt.

Bis in die 1980er Jahre verschmähten die Schweizer das Angebot auf der Schiene; gerade für die werktätigen Massen galt das Auto, wie der Historiker Jakob Tanner schreibt, als «komfortables Transportmittel in den Wohlstand und das Glück für alle». Doch dann kamen 1973 der Erdölschock und 1983 das Waldsterben, später die Gefahren von Ozon, Feinstaub und Kohlendioxid. Deshalb begeisterten sich die Eidgenossen wieder für die «sauberen» Bahnen; sie bauten den öffentlichen Verkehr vor allem mit den Multimilliarden-Projekten «Bahn 2000» (1987) und Neat (1992) massiv aus. Die Rechnung konnte nie aufgehen, die Bahnkunden bezahlen, je nach Rechenweise, nur zwischen 28 und 55 Prozent

des Billettpreises aus dem eigenen Sack. Aber schliesslich ist es die tägliche gute Tat, den umweltfreundlichen Zug zu nehmen.

Ja, es scheint sogar zu gelten: Je mehr Bahnverkehr, desto besser für die Umwelt. Niemand mag mehr darüber sprechen, dass sich immer grössere Erdölvorräte auftun und dass sich der Wald ausbreitet oder dass die Bahnen viel Feinstaub (und Lärm) machen und nicht mit Holzschnitzeln fahren. Von 2000 bis 2010 nahm die Bevölkerung um 9 Prozent und das Bruttoinlandprodukt um 18 Prozent zu, die Personenkilometer auf der Schiene aber nahmen um 51 Prozent zu: Die Nachfrage stieg rasant – weil das Angebot viel zu günstig war. Jetzt reicht es angeblich nicht mehr aus. Den bahnbewegten Umweltfreunden lässt sich aber nicht zumuten, dass sie für ihre ideellen Werte einen finanziellen Beitrag leisten. Deshalb ist das Discountangebot mit noch mehr Subventionen auszubauen – es geht ja um einen guten Zweck.

Lektion 2: Überlasse anderen das Zahlen!

Die Bahnfahrer dürfen sich seit dreissig Jahren als bessere Menschen fühlen – und andere für ihre guten Taten zahlen lassen. Denn die Politiker machten, was sie in einer Demokratie immer machen, wenn die Bürger Leistungen fordern, aber dafür nichts leisten wollen: Sie behelligen einerseits die Mehrheit so behutsam, dass sich Widerstand nicht lohnt. Und sie belasten andererseits jene, die sich schlecht wehren können, also am liebsten verpönte Minderheiten, oder jene, die sich gar nicht wehren können: die kommenden Generationen.

Die Autofahrer, die angeblich allein die Umwelt zerstören, bezahlen für die Billigbillette der Bahnfahrer, massiv vor allem die Lastwagenfahrer: Sie eignen sich mit ihren «Stinkern» trefflich als zu besteuernde Sündenböcke – dass alle die höheren Transportkosten bezahlen, geht gerne vergessen. Von den vier Milliarden, die der Bund jährlich in die Bahninfrastruktur steckt, kommt ein Drittel direkt vom privaten Strassenverkehr, einerseits aus der Benzinsteuer (260 Millionen), andererseits vor allem von der leistungsabhängigen Schwerverkehrsabgabe (950 Millionen).

Nur: Die Belastung des Strassenverkehrs verfehlte ihr Ziel, die Verlagerung auf die Schiene. Seit dem Jahr 2000 ist der Anteil der Schiene zwar beim Personenverkehr – wegen der Discountpreise – von 17 auf 21 Prozent gewachsen, aber beim Güterverkehr von 42 auf 36 Prozent geschrumpft. Und: Die Milliarden reichten nie, um die Investitionen umzusetzen, geschweige denn zu unterhalten. Darum die Warnung von Benedikt Weibel, wir hinterliessen unseren Nachkommen eine untragbare Last. Aber der Verkehrsclub der Schweiz (VCS) als Vertreter der mobilen Gutmenschen fand eine einfache Lösung: Er forderte mit einer Volksinitiative die Hälfte der Gelder, die aus

der Mineralölsteuer in den Strassenbau fliessen (insgesamt heute 3,5 Milliarden), ebenfalls für den Schienenverkehr.

Lektion 3: Erkaufe die Zustimmung!

Die VCS-Initiative sprach, wie die meisten Initiativen, ein Problem an, ging aber, wie alle Initiativen, mit der Lösung viel zu weit – sie hätte in einer Volksabstimmung keine Chance gehabt. Der Bundesrat setzte beim echten Problem an: Er wollte mit einem neuen Fonds die Schulden für die Investitionen abzahlen und den Unterhalt des Bahnnetzes sicherstellen, dazu sollten Investitionen von 3,5 Milliarden die Engpässe beheben. Der Ständerat aber fand die ultimative Lösung, um die Initiative zu bekämpfen: Er ging noch weiter.

Angeführt vom obersten Bahnlobbyisten, dem Zuger CVP-Ständerat Peter Bieri (*Weltwoche* Nr. 1/14), veranstaltete das Stöckli ein Wunschkonzert und verfertigte ein Programm, das allen etwas bringt (und allen etwas nimmt), also eine Mehrheit finden dürfte –

Ein Nein wäre «der Anfang des Untergangs des Bahnmodells Schweiz», warnt Nordmann.

obwohl die Auslastung im Regionalverkehr bei gerade mal 20 Prozent liegt. So soll die lahrende «Hauptstadtregion» Bern dank dem Ausbau der Strecken Bern–Solethurn, Gümli–Münsingen und Ligerz–Twann an Dynamik gewinnen – während die dynamischen Agglomerationen weiter unter Engpässen leiden. Und so soll der Ausbau der Strecken nach Zermatt oder St. Moritz (wo die Gäste bekanntlich mit dem ÖV hinkommen) den Tourismus beleben – oder zumindest das Ja der Bergregionen erkaufen.

In St. Gallen sah der 2011 sensationellerweise in den Ständerat gewählte SP-Linksaußen Paul Rechsteiner, der sich als Nationalrat nie um seinen Kanton kümmerte, eine einmalige



Morgen schon würde ich mich scheiden lassen, wenn ich nicht wüsste, dass ihn das freuen würde!

Chance, seine Wiederwahl zu sichern: Im trauten Paartanz mit seiner Kollegin (und Kontrahentin) Karin Keller-Sutter (FDP) kämpfte er für den Ausbau der Rheintalstrecke, unterstützt auch von allen Liechtensteiner Gemeinden und der Vorarlberger Stadt Feldkirch (die alle nichts dafür bezahlen). Auch diese Strecke steht jetzt im Investitionsprogramm, über das wir am 9. Februar abstimmen – obwohl das Bundesamt für Verkehr bis 2030 keinen Ausbaubedarf sieht.

So schnürte der Ständerat ein Geschenkpaket für 6,4 Milliarden, getreu den Regeln der politischen Ökonomie. Auch das unumgängliche Bezahlen soll sich danach richten. Das bis 2017 befristete Mehrwertsteuer-Promille für die Sanierung der IV soll ab 2018 für die Investitionen ins Bahnnetz fliessen – so merkt das Volk nichts davon. Und mit dem Streichen von Pendlerabzügen bittet die Politik einmal mehr die verpönten Autofahrer zur Kasse.

Lektion 4: Verleugne jede Alternative!

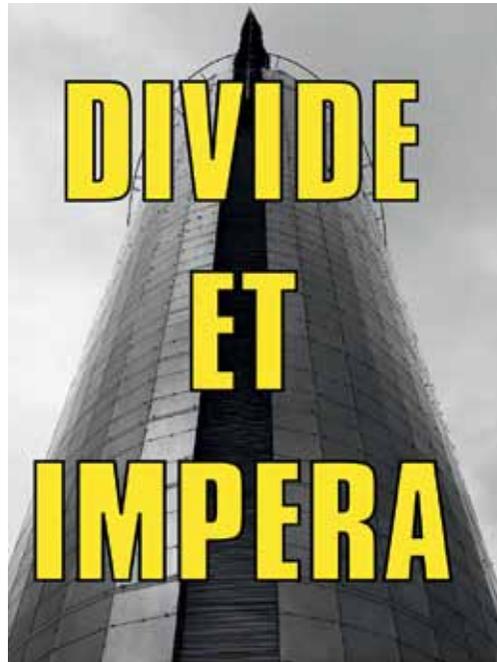
Pro Kopf fahren die Schweizer im Jahr 2274 Kilometer mit der Bahn. «Das ist Weltrekord», jubelt SP-Nationalrätin und VCS-Zentralpräsidentin Evi Allemann. Und selbstverständlich will die Wachstumskritikerin diesen einsamen Weltrekord noch steigern, also das Bahnnetz mit Milliarden ausbauen. Denn ein Nein am 9. Februar, warnt ihr Waadtländer Fraktionskollege Roger Nordmann, wäre «der Anfang des Untergangs des Bahnmodells Schweiz».

Darum kämpfen, vereint in der Allianz für den öffentlichen Verkehr, die Umweltschützer von 26 Organisationen für die Monstervorlage: von Fussverkehr Schweiz über Pro Velo Schweiz bis zum WWF. Allein das Konsumentenforum, das ein Nein empfiehlt, weist darauf hin, dass sich der geplante Ausbau des Schienennetzes nicht mit dem Einsatz für die Energiewende und gegen die Zersiedelung verträgt.

Zur Allianz gehört auch die Eisenbahner-Gewerkschaft SEV: Weil sie mit dem Kampf für die Milliarden auch ihre Arbeitsplätze und «anständige Arbeitsbedingungen» sichert, steuert sie 250 000 Franken und zahlreiche Mannstunden bei. Bezahlt wird die Kampagne aber grossmehrheitlich vom Branchenverband Litra mit Ständerat Peter Bieri als Chefkohleschaufler, und den Verband wiederum füttern vorwiegend die SBB. Die Bundesbahnen werben überhaupt bei jeder Gelegenheit in eigener Sache, bis hin zu ihrem Magazin *Via* mit Bundesrätin Doris Leuthard als Covergirl. Das Ziel: Niemand soll noch auf die Idee kommen, dass es am 9. Februar nicht nur die Wahl zwischen Monsterprogramm und «Untergang des Bahnmodells Schweiz» gibt, sondern auch eine Option, die sich schon bei vielen Vorlagen bewährt hat: nein sagen – und eine vernünftige Lösung suchen. Benedikt Weibel äussert sich übrigens im Abstimmungskampf nicht. ○



«Meritorisches Gut»: Redaktionsleiter Hasler.



«Struktur» und «Diskurs»: «Fabrikzeitung».



Defizit in sechsstelliger Höhe: Rote Fabrik.

Rote Fabrik

Jeder Abonnent kostet 817 Franken

Von Christoph Landolt — Die Verantwortlichen der Roten Fabrik versuchen ihre roten Zahlen kleinzureden. Wie verschwenderisch das alternative Zürcher Kulturzentrum mit öffentlichen Geldern umgeht, zeigt das Beispiel der hauseigenen *Fabrikzeitung*.

Die Septemбераusgabe der *Fabrikzeitung* war dem Thema «Verrat» gewidmet. Der letzte von insgesamt fünf Essays, die im Vereinsorgan des Zürcher Kulturzentrums Rote Fabrik abgedruckt ist, trägt den Titel «Transparenz vs. Vertrauen» und ist eine Kritik an der Transparenz, die «wie kaum ein anderes Schlagwort heute den öffentlichen Diskurs beherrscht»: Sie führe zu «einer Art Burnout der Seele», heisst es da, und: «Transparent ist nur das Tote». Der «Zwang zur Transparenz» sei «kein ethischer oder politischer, sondern ein ökonomischer Imperativ», heisst es in schönstem Antikapitalisten-Duktus, denn: «Ausleuchtung ist Ausbeutung.»

Nicht nur die *Fabrikzeitung*, die ganze Rote Fabrik scheint es nicht so mit der Transparenz zu haben. Das beweist die Reaktion auf die *Weltwoche*-Enthüllungen, welche die Finanzprobleme – ein jährliches Defizit in sechsstelliger Höhe – in ein neues Licht rücken (Nr. 2/14): Die roten Zahlen, die letztlich den Steuerzahlern aufgebürdet werden sollen, begründeten die Verantwortlichen mit einem Brand im Mai 2012 – nicht aber mit dem aufgeblähten Apparat, den sie sich leisten, und auch nicht mit der Tatsache, dass sich zwei Mitarbeiterinnen in mutmasslich krimineller Absicht aus der Kasse bedient haben. In einem Fall fehlten 25 000 Franken, ohne dass die Buchhalterin dafür

Belege hätte vorweisen können. In einem zweiten Fall (20 000 Franken Schaden) bezog eine Angestellte zusätzlich zu einem Fixlohn monatlang ein Honorar in exakt gleicher Höhe. Beide Frauen wurden nicht angezeigt.

Vorstands-Sprecherin Katharina Prelicz-Huber präsentierte dafür zwei verschiedene Erklärungen: Gegenüber der *NZZ* behauptete sie, die Doppelzahlungen seien «der unübersichtlichen Buchhaltung zuzuschreiben». Dem *Tages-Anzeiger* dagegen gab die grüne Politikerin an, einen Lohn als Festangestellte habe die Mitarbeiterin «eigentlich nie gehabt», sondern sie habe Lohn und Spesen monatlich per Rechnung eingefordert. Dass dennoch Fixlohn ausbezahlt wurde, sei einer «externen Firma» zu verdanken, die für die Lohnbuchhaltung zuständig sei. Diese habe die Frau «als Festangestellte aufgenommen».

Tatsache ist, dass die betroffene Angestellte A. G. nicht nur Honorarforderungen stellte. Sie war es auch, die ein «Personalstammbuch für die Lohnbuchhaltung» unterzeichnete, in dem ihr fixer Monatslohn eingetragen ist. Das Dokument, das der *Weltwoche* vorliegt, beweist, dass A. G. über ihren doppelten Lohn von Anfang an informiert war. Prelicz-Hubers Aussage im *Tages-Anzeiger* ist also falsch. Unbestritten ist, dass die beiden Fälle nur für einen Teil des Defizits verantwortlich sind. Stärker

ins Gewicht fällt die allgemeine Misswirtschaft. Obwohl die Stadt Zürich die Rote Fabrik Jahr für Jahr mit 2,4 Millionen Franken subventioniert, gehen die Betreiber verschwenderisch mit den Mitteln um.

Zeitung ohne Leser

Exemplarisch zeigt dies das Beispiel des hauseigenen Blatts. Die *Fabrikzeitung* – intern offenbar ohne Ironie FAZ genannt – will mehr als ein kommuner Veranstaltungskalender sein: eine Alternative zum «ewig gleichen Medienbrei», wie es auf der Homepage steht. Zehnmal pro Jahr erklären die Autoren dem geneigten Publikum auf acht bis zwölf Seiten ihre Sicht der Dinge. Profane Kriterien wie «Relevanz» stehen dabei eher weniger im Vordergrund. «Ein Plädoyer für die kulturpolitische Notwendigkeit eines Filmfestivals für experimentelles Kino» ist in der *Fabrikzeitung* genauso zu lesen wie ein Text mit dem Titel «Hanf, Hanf, hurra! Kein Schiff könnt' ohne segeln!». Die Redaktion schreckt auch nicht davor zurück, eine ganze Ausgabe einem verstorbenen, weitgehend unbekanntem deutschen Übersetzer namens Carl Weissner zu widmen.

Dabei wird den Lesern viel abverlangt: Die Novemбераusgabe, die ganz der marokkanischen Sehnsuchtsstadt Tanger gewidmet war, oder das Juniheft (Thema: «Ballroom Cul-

ture») bestehen zur Hälfte aus englischen Texten. Untermalt wird der intellektuelle Anspruch mit der grosszügigen Verwendung soziologischer Begriffe wie «Struktur» und «Diskurs».

Liest das jemand? Offiziell erscheint das Blatt in einer Auflage von 3500 Exemplaren. Davon werden die meisten gratis verteilt. Stapelweise liegen *Fabrikzeitungen* vor der ETH-Mensa und im kollektiv verwalteten Zürcher «Café Zähringer» auf. Gratisexemplare werden an die alternativen Kulturzentren Kaserne (Basel) und Reithalle (Bern) geliefert. Grösster Abnehmer ist die eigene Genossenschafts-Beiz «Ziegel oh Lac». Die Zahl der gedruckten Exemplare sagt aber wenig über den Erfolg bei den Lesern aus. Fest steht, dass der Kreis derer, die bereit sind, für die FAZ zu bezahlen, überschaubar ist. Gemäss Etrit Hasler, Vorstandsmitglied der IG Rote Fabrik und bis vor zwei Jahren Redaktionsleiter, gibt es etwa 500 Personen, die das Blatt für 35 Franken pro Jahr abonniert haben. Hinzu kämen gut 300 Vereinsmitglieder, für die die *Fabrikzeitung* im Jahresbeitrag von 45 Franken inbegriffen ist.

Insider, die namentlich nicht genannt werden möchten, nennen tiefere Werte. Abonnenten, die nicht gleichzeitig Mitglied sind, gebe es rund 200. Somit wären es etwa 500 zahlende Leser. Gestützt wird diese Version durch Zahlen aus dem Jahr 2012, die der *Weltwoche* vor-

liegen. Die Abo-Einnahmen wurden mit 20 228 Franken verbucht. Doch der Grossteil des Geldes kam nie: 11 700 Franken wurden als Debitorenverluste abgeschrieben. Unter dem Strich erwirtschaftete man 8528 Franken. Effektiv bezahlt haben also 243 Abonnenten.

Dem gegenüber stehen Ausgaben von insgesamt 207 009 Franken. 118 197 Franken kostet die mit 110 Stellenprozenten dotierte dreiköpfige Redaktion. Im ganzen letzten Jahr schrieb dieses Trio drei Artikel. Um das Blatt dennoch zu füllen, flossen 2012 Honorare in der Höhe von 20 384 Franken an externe Autoren. Druckkosten und Spedition schlugen mit 66 807 Franken zu Buche. Für Werbung wurden 453

Die dreiköpfige Redaktion kostet 118 197 Franken. 2012 schrieb dieses Trio insgesamt drei Artikel.

Franken ausgegeben – selbst generiert die *Fabrikzeitung* keinerlei Werbeeinnahmen. «Die Auflage ist zu klein, als dass es sich lohnen würde, Inserate zu verkaufen», erklärt Etrit Hasler, der heute als Slam-Poet und SP-Politiker arbeitet. Doch nicht nur Werbung – auch andere Anzeichen für Leserinteresse wie Leserbriefe fehlen.

Für die Rote Fabrik ist das kein Grund, die Existenzberechtigung der *Fabrikzeitung* in

Frage zu stellen. Hasler nennt das Blatt ein «meritorisches Gut» (als meritorisch bezeichnet man Güter, die von Privaten zu wenig nachgefragt werden, so dass der Staat einspringen muss). Das gelte letztlich für alle Formen von subventionierter Kultur, sagt Hasler.

Eigenfinanzierungsgrad von 4 Prozent

Auch Oper und Theater rentieren nicht – doch ein so krasses Missverhältnis zwischen Aufwand und Ertrag wie bei der *Fabrikzeitung* ist selten. 2012 lag ihr Eigenfinanzierungsgrad bei 4 Prozent. Jeden Franken, den die FAZ verdiente, subventionierte die Stadt Zürich mit Fr. 24.30. Oder andersrum: Pro (bezahltes) Jahresabo à 35 Franken flossen 817 Franken Steuergelder. Einsparpotenzial wäre vorhanden: Gedruckt wird die *Fabrikzeitung* seit der ersten Ausgabe bei Ropress, einer Zürcher Genossenschaftsdruckerei, deren wichtigster Kunde die *Wochenzeitung* war. 2003 beschloss diese, bei der viel günstigeren NZZ zu drucken.

Seither waren Einsparungen beim Druck auch im Vorstand der Roten Fabrik immer wieder ein Thema. Um die «ewigen Diskussionen ein für alle Mal» zu beenden, holte die Redaktion im letzten Juni Gegenofferten ein. Die Ropress reagierte, indem sie mit dem Preis runterging. Pro Ausgabe spart die Rote Fabrik nun rund 2000 Franken – auf ein Jahr hochgerechnet, immerhin 20 000 Franken. ○

SCHULTHESS Waschmaschinen

Die richtige Wahl für Ihr Zuhause

Die Schulthess-Geräte werden mit viel Stolz und Engagement in Wolfhausen im Zürcher Oberland entwickelt und produziert! Wir leisten unseren Beitrag, damit heutige und künftige Generationen in einer intakten Umwelt leben können. Schulthess steht für:

- Äusserst leise im Betrieb
- Sehr einfache Bedienung
- Niedriger Strom- und Wasserverbrauch
- Robuste Bauweise und Langlebigkeit
- Schnelle Waschprogramme

Neu:
Bügel-Finish-
Programm für
knitterfreie Blusen
und Hemden



SCHULTHESS

Wäschepflege mit Kompetenz

Sie finden uns im Fachhandel oder unter www.schulthess.ch

A+++

Swissmade

Finish
edition



Mein Lauberhorn

Von Tom Kummer — Die längste Piste, die höchsten Tempi. Die Lauberhornabfahrt, die Krönung des alpinen Skisports, ist gespickt mit Mythen und Legenden. Wie sich ein Besuch am Hundschopf zum Trip in die verlorene Zeit verwandelt und sich der Vater des Lauberhornrennens dabei als Retter des Silberhorngletschers outet.

Eine Uhr tickt. Noch ist unklar, woher das Ticken kommt. Ist es eine TAG Heuer – Swiss avant-garde since 1860 – am Handgelenk von Leonardo DiCaprio: *A partnership to help protect our planet?* Oder vielleicht doch die innere Uhr des Bergextremisten Ueli Steck beim rasenden Aufstieg durch die Weisse Spinne?

Ich stehe im Starthaus des Lauberhornrennens, zwischen einer Longines-Zeitschranke: Ist dieses Ticken jetzt bloss mein nervöser Puls oder der Rhythmus einer göttlichen Weltuhr, die über das Schicksal unserer Alpen und seiner Bewohner entscheidet? Neben mir steht der offizielle Startchef des Lauberhornrennens, Fritz Kiener, jener Mann, der Skihelden in den Abgrund entlässt. Kiener erzählt mir vom Mysterium Zeit und wie diese funktioniert, wenn Hundertstelsekunden über Sieg oder Niederlage entscheiden. Wie er insgeheim erkennen kann, wenn ein Fahrer das Rennen bereits auf den ersten Metern verliert – und was dies alles vielleicht auch über die Grenzen unserer Träume erzählt.

Haarspray auf der Startnummer

Tick! Tack! Hinter mir steht mein offizieller Begleiter, der technische Leiter des Lauberhornrennens, Urs Näpflin – vom Typ her Hüter vieler Schweizer Erfolgsgeheimnisse: sympathisch, kompromissbereit, nie manipulierbar, guter Geist, klare Linie. Einer, der den grossen Begriff des 21. Jahrhunderts – Risiko – nur im Zusammenspiel mit «kalkulierbar» akzeptiert und daneben über so happige Themen wie das Dilemma des Schweizer Alpentourismus oder Russinnen in goldenen Skianzügen nicht unbedingt sprechen möchte.

Tick! Tack! Vor mir jetzt, wie eine Fata Morgana im Winterdunst: Eiger, Mönch und Jungfrau mit langsam wegschmelzendem Silberhorngletscher – und eine einsame Nebelbank im hinteren Lauterbrunnental, die von der Suche nach der verlorenen Zeit erzählt. Mein Ziel ist *Wengen* – und das geheimnisvolle, anarchische Potenzial, das den Berglern schon mindestens seit dem Herrschergeschlecht der Edlen von Wädenswil-Unspunnen im 13. Jahrhundert innewohnen soll.

Die Uhr tickt. Unter mir jetzt 4,5 Kilometer Rennstrecke mit den sechs Schlüsselstellen Hundschopf, Minschkante, Kernen- und Ziel-S. Jedes Kind weiss es von den zwanzig Kameras, die das Schweizer Fernsehen bei diesem Spektakel einsetzt: Nur wer diese Stellen perfekt er-

wischt, kann die Lauberhornabfahrt gewinnen. Während Näpflin erzählt, wie Teambetreuer jahrelang die Startnummern mit Haarspray manipulierten, um so einen minimalen Vorteil zu erswindeln, und dass seither die Nummern erst im Starthaus ausgeteilt werden, schwenke ich jetzt meine gemietete Go-Pro-Helmkamera in Richtung Kleine Scheidegg und des legendären Hotels «Bellevue des Alpes»: Dorthin wo Clint Eastwood im Sommer 1974 während der Dreharbeiten zu «The Eiger Sanction» erstmals eine Rössli raucht und sich viele Jahre später der Wanderer Christoph Blocher bei Hoteldirektor Andreas von Almen über den Helikopterlärm beschwert. Was mir an diesem historischen Pass auch noch auffällt: Aus der Höhe betrachtet, hat die Kleine Scheidegg erschreckende Ähnlichkeit mit einem Ameisenhaufen – und die Königin dieser Kolonie heisst: Jungfraubahn AG.

Tick! Tack! Die grosse, mysteriöse Weltuhr läuft jetzt immer schneller. Ich gleite hinter Näpflin die Startrampe hinunter auf die unberührte Lauberhornstrecke, hinein in die gewaltigste Sportkulisse jenseits des Camp-Nou-Stadions. Skitouristen hinter der Absperrung filmen uns jetzt mit ihren eigenen Go-Pros – vielleicht weil Go-Pro-Helmkameras momentan einfach aufregender sind als Skifahren. Erste Rechtskurve. Sofort ticken in meiner Erinnerung die siebziger und achtziger Jahre: Russi, Collombin, Klammer, Karl Erb, Zurbriggen, die Liste ist lang. Und wer erinnert sich noch an den österreichischen Gleiter Werner «Grizzly» Grissmann, fast immer der Schnellste bei der ersten Zwischenzeit, bis ihn – spätestens – das «Österreicherloch» verschluckte.

Über uns jetzt das bereits vertraute Tweek! Tweek! Tweek! eines dicken roten Air-Glaciers-Helikopters, während ich neben Urs Näpflin zennmässig vom Russi-Sprung in den Traversenschuss bis zur ersten Zwischenzeit gleite. Etwa vierzig Fahrsekunden werden hier gemessen: Tick! Tack! Näpflin prüft Fangnetze und Verankerungen und sagt: «Sicherheit ist immer wichtiger als Spektakel...» Und während er jetzt einheimische Pistenarbeiter und junge Schweizer Soldaten im WK grüsst, salutiere ich vor einer einsamen Schneekanone. 27 solcher Kanonen spucken am Lauberhorn 121 000 Kubikmeter Kunstschnnee auf die Rennpiste und verbrauchen dafür 55 000 Kubikmeter Wasser.

Trotzdem: «Der wahre Architekt dieser Strecke ist natürlich die Natur», sagt Urs Näpflin,



Die Oberschenkel brennen wie Feuer: Schweizer

während er die Luftkissensicherung oberhalb des legendären Hundschopfs abtastet und der Nebel mich plötzlich von meinem Begleiter abschneidet. Der Hundschopf – eigentlich ein unscheinbarer Felsen unterhalb der Lauberhornschulter und nebenbei der berühmteste Sprung im Abfahrtszirkus – ist jetzt ein weisses Nichts. Gerade hatte ich dort noch einen geheimnisvollen Einheimischen in Pistenuniform gesehen, wie ein Gespenst, in gebeugter Haltung, mit Axt bewaffnet und einem zerfurchten Gesicht, das der Mondlandschaft gleicht, die unter geschmolzenen Gletschern hervorkriecht. Man kann übrigens solche Gesichter auch bei Tal- und Bergstationen beobachten. Hinter Scheiben, von wo sie den Liftbetrieb überwachen und manchmal wie Jack Nicholson im Horrorklassiker «The Shining»



Abfahrer Carlo Janka nach dem Hundschopf, 2013.

in die Aussenwelt starren – weil der Einheimische vielleicht den unlösbaren Konflikt seiner Existenz wie eine endlose Sesselbahnschleife überdenkt: Die Touristen sind die gefährlichsten Feinde der Schweizer Berge – und zwar, weil man sie braucht!

Natürlich kann man Touristen und Fremde aus verschiedenen Gründen nicht einfach mit einer Axt erschlagen, wie es hier oben vielleicht viel früher mal geschah. Wie wär's aber zum Beispiel mit der guten alten Honigtöpftheorie für die Schweizer Alpen: also einige wenige riesengrosse Honigtöpfe aufstellen, Grossanlagen, wo sich die Touristen zu Zehntausenden wie nahrungssuchende Insekten ansammeln, dafür aber alle übrigen Gebiete von der «Touristenplage» frei halten? Noch ist die Welt nicht zu Ende gedacht.

Tick! Tack! Ich höre jetzt den Dieselmotor eines Kässbohrer-Pistenbullys, der die steilste Stelle des Lauberhorns mit anspruchsvollen Hydrauliksystemen bewältigt. Mit einer Seilwinde zieht sich der PB 260 selbst den Hundschopf hoch, unter Mithilfe von Daniel Morger, einem

Aus der Höhe betrachtet, gleicht die Kleine Scheidegg einem Ameisenhaufen.

Wilderswiler, Star unter den Pistenbully-Fahrern. Es gibt momentan keine qualifizierten Schweizer, die über so Dinge wie sanfter Tourismus, Honigtöpfe, Go-Pro-Kameras oder Russinnen in goldenen Skianzügen so witzig reden können, als die Pistenbully-Fahrer aus

dem Berner Oberland. Diese Männer sind keine Bergzwerge mit dem Intellekt einer Pistenraupe – wie vielleicht in Ötzi-Land. Die mögliche Apokalypse mischt sich bei diesen Leuten mit der Heiterkeit, aus der ein urchig-archaisches Vertrauen in die «New Swissness» spricht, also eine Ahnung davon, dass die Lage der Einheimischen zwar hoffnungslos ist, aber so ernst nun auch wieder nicht sein kann.

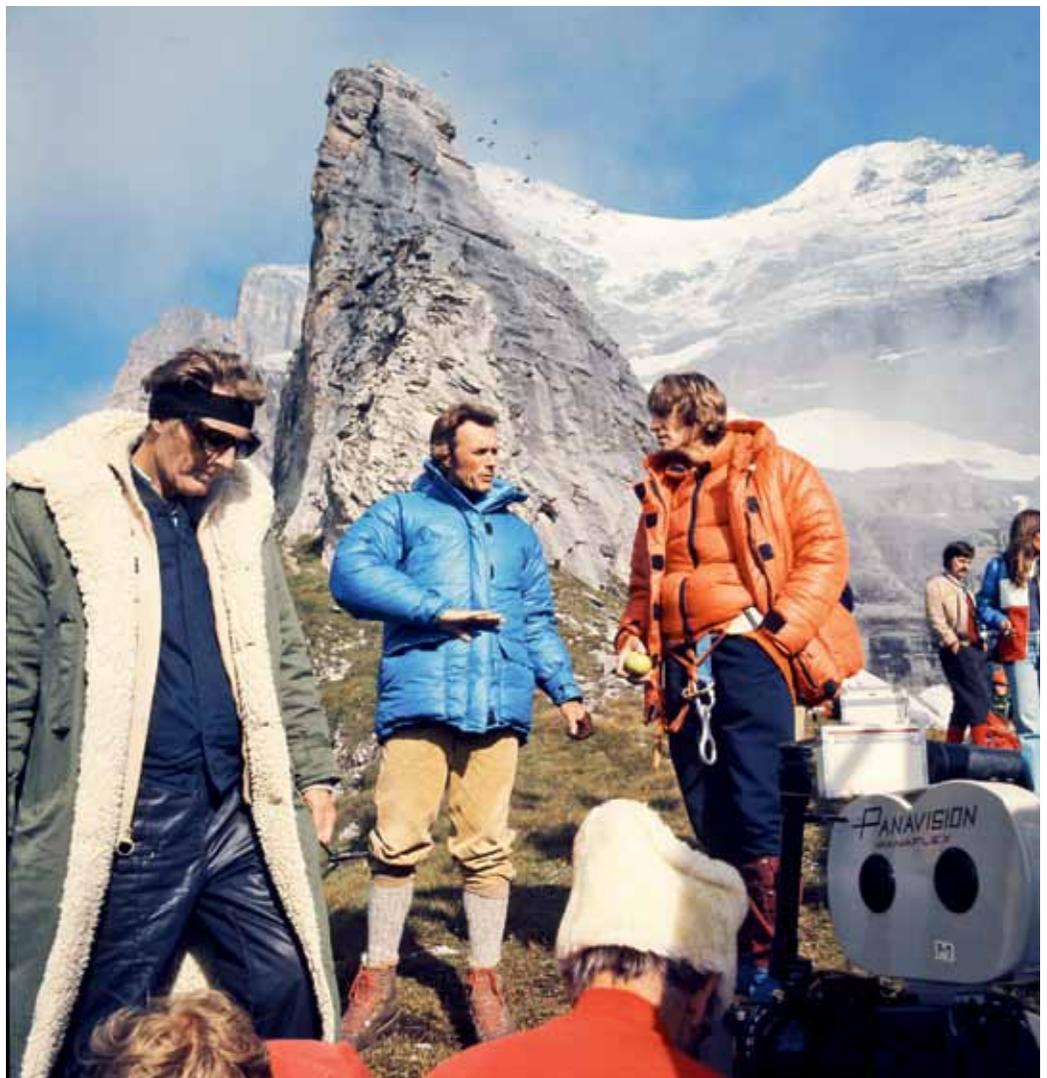
Tick! Tack! Wo ist Urs Näpflin? Ich sehe nichts mehr, höre bloss in der Ferne das heimelige Zahnradurren der Wengernalpbahn. Ein unheimlicher Moment: wenn dir der Nebel alles nimmt, du über dem Hundschopf stehst und dich besorgt fragst, was eigentlich nach dem Ticken der grossen Weltuhr kommt. Dann weisst du genau: Ich liebe meine Heimat. Und ich will nicht, dass sie vor die Hunde geht. Langsam löst

sich der Nebel auf. Urs Nöpflin ist längst über der Minschkante, dann im Canadian Corner, einer langgezogenen Rechtskurve, die 1976 Dave Irwin und Ken Read zum Verhängnis wurde, weil sie sich ganz spontan für eine extrem riskante Linie entschieden. *Risiko* eingehen, tickt es wieder in meinem Hirn.

Das Tal öffnet sich jetzt zur mystischen Postkartenansicht, zur geologischen Geschichtsstunde. Bis zur Wetterlücke kann man sehen, von dort zogen die Walser ins Lauterbrunnental – über einen bereits im 15. Jahrhundert mal eisfreien Pass, in ein Tal, das sich bald zum Glücksfall und Fluch für die Bewohner wandelte und mit dessen Folgen sie seit Jahrhunderten kämpften: «Mit Föhnstürmen, Geiz und Missgunst ...», sagt später ein Wengener Pistenarbeiter in der «Cristal»-Bar, einer von vielen, die namentlich nicht genannt werden möchten. Dafür gibt es den britischen Dichter Lord Byron, einen Freigeist und Kenner des Lauterbrunnentals: «... gesegnet mit der fürchterlichsten und wildesten Gegend unseres Erdteils, wo in den Tiefen eine scheussliche Finsternis herrscht, da die von Felsen hinunter triefenden Wasser ein fürchterliches Gemurmel verursachen, welches mit dem Geheul unzähliger grosser Raubvögel vermischt, und verstärkt, Schrecken und Grauen einflössen ...»

Noch bis ins 18. Jahrhundert verlegte das europäische Schrifttum die Hochgebirgshölle ins Lauterbrunnental – und der Volksglauben produzierte Fantasien, die vom «Herr der Ringe»-Autor J.J.R. Tolkien stammen könnten. Heute klingt es nicht viel anders, wenn der Global Player Jungfrau AG, die für ihre Vermarktung eigene Büros in Asien unterhält, mit seinen Vertretern und Agenten eine völlig neue Swissness unter einer Milliarde potenzieller Touristen verbreitet. In der gnadenlosen Machart von Disney World und Universal Studios wird dabei eine völlig neue Vision Schweiz erschaffen – zwischen kitschigem Heidiland und Gestalten in Schlangenzügen und mit Fledermausflügeln, die von glitzernden Bergspitzen in Richtung Tal segeln, eine Wahnsinnswelt aus alpinen Sensationssportarten und Erlebnisparcs.

Vielleicht vermuten asiatische Kids schon längst, dass man sich im Lauterbrunnental per Go-Pro-Hirnkamera in einen Charakter aus dem Videogame «Assasin's Creed» hineinbeamen kann. Ich drifte jetzt über den Alpweg, dann durch das Kern-S: Nur wer hier die Rechts-links-Kombination mit hohem Tempo verlässt, hat noch Siegeschancen. Ich höre dabei ein Poltern von abstürzendem Fels und Eis aus dem Trummletal. Womöglich geht dem Jungfraumassiv mit dem Eis sozusagen der Zement verloren, der die riesigen Felsbrocken verbindet und den ganzen Berg zusammenhält. Über Mürren erkenne ich eine endlose Parade von Gletschirmfliegern am Himmel. Weiter unten kann ich *Wengen* zwischen den Bäumen erkennen. Gibt es etwas Melancholi-



Goldene Jahre: Clint Eastwood bei den Dreharbeiten zu «The Eiger Sanction», 1974.

scheres als den Blick auf einen autofreien Kurort, der das Alte-Welt-Feeling von den Briten vor 113 Jahren eintätowiert bekommen hat? Trotzdem sitzt Wengen in der Klemme – und ist beispielhaft für das Dilemma einer gemässigten Expansionspolitik in einer Ferienindustrie, die anderorts Ballermann-Partys, Protz, schnellen Spass und abenteuerliches Kopfkino für den Youtube-Schrein verspricht.

«Wir wollen nicht zu aggressiv sein, wir wollen *Swissness* präsentieren», sagte am Tag zuvor der Geschäftsführer von Wengen Tourismus, Rolf Wegmüller, während ich jetzt in den langgezogenen Kurven von der Langentreien über seine Botschaft nachdenken kann. Es ist kein attraktiver Streckenabschnitt, aber wichtig. Hier kann das Rennen nicht gewonnen, aber verloren werden. Er sagt fast alle richtigen Sätze, die man als Tourismus-Geschäftsführer so sagen sollte: «Vernünftige Grösse beibehalten». «Authentisch bleiben». «Erlebnisplanung ausbauen». «Swiss-Miniatur verbreiten». Sich selbst bleiben und das typisch Schweizerische beibehalten sei heute nicht mehr altmodisch. «Im Übrigen haben wir ein tolles Wanderwegsystem. Andere Destinationen würden uns darum beneiden.»

Das klingt zwar nicht wie die feurige Motivationsrede eines Tourismusexperten der die

Schweizer Alpen in einen pseudoösterreichischen Vergnügungspark verwandeln will. Doch dieser Tourismus-Geschäftsführer weiss, dass es eine besondere Sensibilität benötigt. Und er glaubt weiter an ein Ticken namens Zukunft: Tick! Tack!

Gut eine Million Sensationshungrige ziehen Jahr für Jahr durch die Jungfrau-Region und umzingeln die Ortschaften mit einer immer hektischeren adrenalinberauschten Atmosphäre. Im gesamten Bergmassiv gibt es kaum noch einen Quadratmeter Fels oder Eis, an dem nicht schon jemand hochgestiegen wäre. Das letzte Quäntchen Herausforderung ist längst aus den Bergen gequetscht worden.

Vorbei am Chalet von Robert Redford

Das Tempo im Hanneggschuss macht mir jetzt zu schaffen, verdreht mir den Verstand. Der Zug der Veränderung fährt mit hoher Geschwindigkeit dahin, und die Einheimischen Unternehmer im Lauterbrunnental stehen vor der Herausforderung, noch rechtzeitig aufzuspringen. Die Uhr läuft rasend schnell. Unten am Fusse des Hanneggschusses sieht dieses Jahr vieles anders aus. Der Landbesitzer Christian von Almen wurde in langen Gesprächen überzeugt, dass dort ein gutes Dutzend Bäu-



Anarchisch: Lauberhorn-Held Russi, 1977.

me umgelegt werden müssen, damit der Seilerboden für die Fahrer sicherer wird. Es tat dem Landbesitzer weh, von Almen musste erst informiert werden, dass es ohne diese Korrektur vielleicht zukünftig kein Lauberhornrennen mehr geben würde. Dann willigte er ein. Für ihn fehle dort jetzt aber «ein Arm in der Landschaft»; der Graben und ein Bach werden von nun an jedes Jahr für den Rennwinter mit einer komplizierten Überbauung abgedeckt. Es tue ihm weh, sagt von Almen. Vom Silberhornsprung geht's zum Seilersboden und zum Österreicherloch. Dort sind die Wellen, die einst für viele Probleme sorgten, mittlerweile verschwunden.

Tick! Tack! Das Tempo nimmt brutal zu. Jede Minute wird eine neue chemische Formel entwickelt. Während es um 1800 einhundert Jahre dauerte, bis sich das Wissen verdoppelte, sind es seit Anfang des 21. Jahrhunderts gerade mal vier Jahre. Vom Hanneggsschuss bis zum Ziel-S gab es bis in die neunziger Jahre keine Tore, um das Tempo zu drosseln, heute sind es gut ein halbes Dutzend, und das Tempo wird trotzdem schneller.

Die Historie von *Wengen* illustriert, was rund um uns los ist: Noch nie in der gesamten Menschheitsgeschichte waren die Möglichkei-

ten zu scheitern so gross wie im neuen Jahrtausend. Optionen zu nutzen, bedeutet, Risiken einzugehen. Wenn man sich die Erfolgsgeschichten von Wengen ansieht – die Jungfrau-bahn-Erbauer und -Investoren, die Karl-Molitor- und Ernst-Gertsch-Story, die Goldgräbersippe von Almen (mit einem l), die grossen Bergsteiger und Hoteliers – dann waren es meist Personen, die einmal öfter einen Versuch wagten oder bereit waren, Risiken einzugehen.

Vor mir jetzt das Ziel-S, ich stehe neben dem *suicide*-Snowboarder Mike aus Brighton, England, der den Zuschauerzaun einfach frech übersprungen hat. Sein Kamerahelm hat Lautsprecher und spielt einen Themensong aus «Grand Theft Auto». Mike berührt die Stelle am Zaun, wo der Unterleib von Gernot Reinstadler im Rennen 1991 zerrissen wurde – er

Das letzte Quäntchen Herausforderung ist längst aus den Bergen gequetscht worden.

kennt den tödlichen Unfall von Videos auf Youtube, die er sich hundertfach angeschaut hat. Mike hebt jetzt seine Faust zu so einer Art Siegespose und lässt sich in den Zielhang in Richtung SRG-Studios fallen. Urs Näpflin schüttelt den Kopf – «Scheisstouristen» soll das wohl heissen, auch wenn er das niemals sagen würde. Niemand äussert sich hier oben eindeutig gegen die Extremisten am Berg, schliesslich zählt jeder zahlende Tourist.

Näpflin kontrolliert die Pfeiler am Zielschuss, die neuen Fangnetze. Im Ziel-S brennen die Oberschenkel der Fahrer wie Feuer, über zwei Minuten sind sie da bereits unterwegs, und trotzdem müssen sie noch genügend Kraft, Verstand, Risikobereitschaft für die letzte brutale Kurvenkombination besitzen. Carlo Janka zeigte das mit seiner perfekten Fahrt 2010. Und er deckte dabei noch etwas Wichtigeres auf: eine mentale Lässigkeit, mit der er das Ziel-S mit gedrosseltem Risiko nimmt, da er instinktiv weiss, dass der Vorsprung ausreicht.

Kalkuliertes Risiko! Symptomatisch für ein schweizerisches Denken und Selbstbewusst-



Meet & Greet

sein – ein Land, gesegnet mit einem Überfluss an Naturwundern und einem scheinbar uneinholbaren Vorsprung gegenüber dem Rest der Welt. Aber wie lange noch? Eine neue Generation von Helden und Anarchisten ist ins Tal eingedrungen. Sie sind in ihrer selbstmörderischen Risikobereitschaft unantastbar und gerade daran, Begriffe wie kalkuliertes *Risiko* und Erlebnistourismus zu revolutionieren. Noch ist nicht klar, was das Ticken der Wingsuit-Helden für uns bedeutet und was wir von ihrer tödlichen Risikobereitschaft, ihrem gnadenlosen Selbstbewusstsein und ihrer mentalen Stärke vielleicht lernen können – was immer man sonst noch von ihnen denken mag.

Tick! Tack! Langsam zieht die Dunkelheit in Wengen ein, und als mir Urs Näpflin zum Abschied die Hand mit festem Einheimischengriff schüttelt, erkenne ich im Mond am Himmel nicht eine goldene Sichel, sondern einen Reisszahn, der dem Firmament über der Jungfrau droht. Ich fahre jetzt ein ins Dorf, schiebe mich noch ein wenig durch die Dunkelheit, vorbei am ehemaligen Chalet von Robert Redford, dort, wo gerade der risikobereiteste Jungmilliardär der USA, Elon Musk, Ferien macht und in der Anonymität versinken will.

Wengen wirkt in der Dunkelheit wie eine märchenhafte Welt – nach dem Ende der grossen Welt: der goldenen Jahre des Tourismus, der Diskretion, des coolen «Understatement»: ein klassischer Lifestyle, der heute in den Alpen genauso gefährdet ist wie das Eis am Silberhorn. Und von diesem Ende weiss auch der letzte Vater des Lauberhornrennens, der siebzehnjährige Viktor Gertsch. Als ich mit ihm abends in seinem Büro beim Verkehrsvereinsitz, reden wir wenig über grosse Rennfahrer oder über sein letztes Rennen als OK-Präsident vom Wochenende – vielleicht wissen wir beide, dass die Legende von den Superhelden auf Ski bald genauso eine nette Episode in Geschichtsbüchern ist wie jene der Astronauten, die irgendwann mal auf dem Mond spazieren gingen.

Wir reden vom verlorenen Respekt gegenüber der Natur, vom Blutbad unter Adrenalinjunkies und darüber, dass er dazu nichts sagen will und kann. Und dann frage ich Viktor Gertsch, was ihn nach seinem Rücktritt im Leben noch interessieren könnte: «Die Rettung des Silberhorns», sagt er. «Das wäre mir ein sehr grosses Anliegen. Mir tut weh, was dort oben passiert.» Und ich frage nach, wie diese Rettung denn aussehen könnte. «Mit einem Schmelzschutz aus Plastik decken wir im Sommer das Eis ab», sagt Gertsch. Und ich wiederhole seine Antwort nochmals, vielleicht weil ich das Ticken dieser Worte nochmals hören will: «Decken aus Plastik über dem Silberhorn?» Und Gertsch nickt. «Ja, Plastik», und dazu berührt er jetzt sein Handgelenk.

Tick! Tack! Er schaut eine ganze Weile verlegen auf seine Uhr. Das ist alles. ○

Zum Greifen nahe

Von Henryk M. Broder — Die Voraussagen des Aussenministers Frank-Walter Steinmeier.



Hochzeiten und Begräbnisse haben einiges gemeinsam. Man trifft Leute, die man lange nicht mehr gesehen hat, man unterhält sich und findet wieder zueinander. So war es

keine Überraschung, als Anfang dieser Woche gemeldet wurde, der neue deutsche Aussenminister Frank-Walter Steinmeier werde nach Israel reisen, um am Rande der Trauerfeier für Ariel Sharon «die Chancen für Frieden» in Nahost auszuloten. Denn: «2014 könnte das entscheidende Jahr für eine ganze Region werden.» Ein Abkommen mit dem Iran über die Uran-Anreicherung sei zum Greifen nahe, eine «Realisierung der Zwei-Staaten-Lösung» im israelisch-palästinensischen Konflikt ebenso möglich wie ein Ende des Blutvergiessens in Syrien.

Nun stehen Steinmeier Informationsquellen zur Verfügung, von denen der normale Zeitungsleser nicht einmal weiss, dass es sie gibt. FWS, wie er von seinen Freunden gerufen wird, war von 1999 bis 2005 unter Gerhard Schröder Kanzleramtschef und u. a. für die Koordination der Geheimdienste zuständig. In der ersten Regierung von Angela Merkel von 2005 bis 2009 stand er an der Spitze des Auswärtigen Amtes. Aus diesen Tagen hat er bestimmt noch ein paar wertvolle Telefonnummern in seinem Adressbuch behalten. Es wäre sicher unfair, Steinmeier zu unterstellen, dass er Vorhersagen von sich gibt, die nur dem Zweck dienen, ihn als Fachmann für das Auswärtige zu profilieren.

Andererseits: Vorsicht ist nicht nur die Mutter aller Porzellankisten, sie ist immer und überall die richtige Haltung im Umgang mit Politikern.

Deswegen muss an einen ähnlich vollmundigen Auftritt von Steinmeier vor etwa fünf Jahren erinnert werden, nachdem ein von den Taliban entführter deutscher Ingenieur zu Tode gekommen war. Da trat Steinmeier vor die Presse und gab bekannt, der Mann sei zwar «in der Geiselschaft verstorben», dennoch deute «nichts darauf hin, dass er ermordet wurde, alles weist darauf hin, dass er den Strapazen erlegen ist, die ihm seine Entführer auferlegt haben». Zugleich versprach er, er werde alles dafür tun, damit die Entführer zur Verantwortung gezogen werden. – Natürlich ist nichts dergleichen passiert. Über das uneingelöste Versprechen ist längst Gras gewachsen, auf dem derselbe Aussenminister zu neuen Heldentaten im Nahen Osten schreitet.

Nicht jeder Rappen zählt

Von Silvio Borner — Mit Spendenaktionen wollen wir die Welt verbessern. Vor allem Kinderarbeit soll unser Geldsegen ausmerzen. Das Mittel ist untauglich, wie die Geschichte zeigt.

Jedes Jahr werben Moderatorinnen bei der Aktion «Jeder Rappen zählt» für Kinder in Slums. Mit derselben Begeisterung, mit der sie den ganzen Sommer lang für die grösste Abzockerei unserer Jugendlichen werben: die Open-Air-Festivals, deren Umsatz ein Vielfaches der für Kinder in der Dritten Welt eingesammelten anderthalb Millionen Franken beträgt. Zudem ist dieser Betrag im Vergleich zu den Abermilliarden, die an Entwicklungshilfe von den reichen in die armen Länder fliessen, eine Quantité négligeable.

Wenig ist in der Ökonomie so umstritten wie der Nutzen von Entwicklungshilfe. Waren bis vor kurzem Theorien in Mode, die mit sogenannten Big Pushes oder institutionellen Systemänderungen ein nachhaltiges Wachstum von aussen lancieren wollten, haben jetzt experimentelle Ansätze im Mikrobereich Konjunktur.

Gemeint sind kontrollierte Experimente im Kleinen, vorab in den Bereichen Gesundheit, Bildung oder Ernährung. Das *big thinking* auf der Makroebene hat weitestgehend versagt, und das *small thinking* auf der Mikroebene kann punktuelle Verbesserungen erzielen, ändert aber am Staats- und Politikversagen der armen Länder auch nichts. Das wahre Problem ist gekennzeichnet durch fehlende Rechtsstaatlichkeit, allgegenwärtige Korruption und unversöhnliche interne Konflikte religiöser oder ethnischer Natur.

Können wir nicht zumindest den armen und unschuldigen Kindern helfen? Das scheint moralisch und politisch unbestritten, wobei die Kinderarbeit als gemeinsamer Nenner der emotionalen Empörung dient. Die Kinder sollen doch zur Schule gehen und nicht durch Zwangsarbeit zu Hungerlöhnen ausgebeutet werden. Wir verdammen daher die Kinderarbeit und boykottieren ökonomisch als reiche Konsumenten die von Kinderhand gefertigten Produkte.

Blenden wir kurz auf unsere eigene Vergangenheit zurück. Vor etwa 200 Jahren waren wir in Europa etwa so arm wie die Afrikaner heute. Und Kinderarbeit in den mit der Industrialisierung aufkommenden Fabriken war gang und gäbe.

David Livingstone, der weltweit berühmteste Afrikaforscher, begann seine beispiellose Karriere als Forscher und Entwickler Afrikas

mit zehn Jahren als Arbeiter in einer Baumwollspinnerei mit einem 84-Stunden-Wochenpensum. Der Start war extrem hart, aber gelungen war er allemal unter den damaligen Bedingungen von absoluter Armut. Sein Vorteil war, dass es damals keine reiche Welt gab, die aus ihrer Luxusperspektive Kinder in den ärmsten Ländern dadurch beschützen wollte, dass sie ihnen eine Erwerbstätigkeit verbot.

Begleiterscheinung der Armut

Eltern in diesen Ländern lieben ihre Kinder nicht weniger als wir. Aber sie stehen vor harten und teils tragischen Entscheidungen. Und sie wählen ziemlich dasselbe wie wir es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch taten: Sie arbeiten als Eltern und wenn es eben sein muss, auch als Kinder lange, hart und oft unter dreckigen Bedingungen, um genug zu essen zu haben. Damals gab es noch nicht einmal Multis, die diese Armut ausbeuterisch ausgenutzt hätten.

Kinderarbeit ist gewissermassen eine natürliche Begleiterscheinung extremer Armut. Es ist eine Anmassung, unsere feudalen Standards zum Massstab für die Ärmsten zu erklären und dies noch durch Boykotte ihrer Exportprodukte zu erzwingen.

Wenn also Kinder arbeiten, werden sie nicht von gierigen Kapitalisten dazu gezwungen, sondern von ihren Eltern dazu angehalten, um unter den gegebenen Bedingungen das Überleben jüngerer Geschwister zu ermöglichen. Ohne seine Schinderei als Kind hätte Livingstone nie Medizin studieren können.

Sobald in einem Land die Arbeitsproduktivität ansteigt und der Wohlstand zunimmt, verschwindet Kinderarbeit ganz natürlich von selbst. Wir können diesen Menschen am besten helfen, wenn wir unsere Märkte für ihre Produkte öffnen. Allenfalls auch, indem wir ihnen Geld schicken. Aber sicher nicht, wenn wir Familien und Unternehmer in der Dritten Welt moralisch oder handelspolitisch zwingen, ihre Arbeitsbedingungen den unsrigen in der Ersten Welt anzugleichen.

Wenn die Aktion «Jeder Rappen zählt» diese Arroganz gestärkt hat, dann ist der damit angerichtete Schaden weit grösser als die gesammelten 150 Millionen Rappen. Warum haben diese armen Kids in den Slums nicht auch ein Anrecht auf millionenteure Festivals?



Europa wird skeptischer

Von Hansrudolf Kamer — In Europa wächst die Euro-Skepsis. Die Protestparteien spüren Rückenwind. Doch für grundlegende Veränderungen fehlt in Europa die politische Grundlage.



Am Jahresanfang präsentiert sich Europa wie folgt: Deutschland exportiert wie nie zuvor. Das Vereinigte Königreich schwingt sich auf wie ein Wirbelwind. Spanien hebt ab. Sogar Italien gewinnt Markt-

anteile. In Frankreich? Nichts dergleichen.

Viele französische Medien sehen es so, und französische Gesprächspartner hauen in die gleiche Kerbe. Das offizielle Frankreich ist über diese Stimmung beunruhigt. So sah sich die Botschaft in London veranlasst, als Antwort auf britische Pressekritik zehn Gründe aufzuzählen, weshalb man Frankreich nicht als verfehltes sozialistisches Experiment bezeichnen könne, das in einer Tragödie ende.

Die Strassen seien besser, auch das französische Gesundheitswesen lasse den National Health Service weit hinter sich, wurde stolz verkündet. Ganz so schlimm, wie es die schwarze Stimmung vermuten lassen könnte, ist es im Hexagon tatsächlich nicht. Frankreich hat seine Vorteile und seine wirtschaftlichen Stärken. Auch in Deutschland, der europäischen Referenzgrösse, ist schliesslich nicht alles Gold, was glänzt.

Es gibt aber europaweit keine Anzeichen für einen nachhaltigen breiten Beschäftigungszuwachs oder einen kräftigen generellen Aufschwung. Der Schuldenabbau liegt im Argen. Die Sanierungsprogramme in den Problemländern ächzen vor sich hin. Die Investitionslust hält sich in Grenzen. Die wirtschaftliche ist nur eine Seite der Medaille. Politisch ist die ganze Idee Europa weiter in der Krise. Brüssel, die EU, ist volksfern, byzantinisch, eliteverseucht, bürokratisch, zu wenig demokratisch, ohne politisch verankerte Verantwortung, ein zentralistischer Wildwuchs. Neu ist der Befund wirklich nicht.

Der Nährboden für populistische Politik ist gegeben. Jugendarbeitslosigkeit, zu hohe Steuern, antideutsche Gefühle, Einwanderung aus islamischen, aber auch europäischen und sogar EU-Mitgliedsländern bei fehlender Assimilierung – all dies befeuert die Agenda des Front national in Frankreich, der United Kingdom Independence Party (Ukip) in Britannien und vieler anderer Gruppierungen in fast allen EU-Staaten. Die etablierten Parteien sind unter Druck.

Die französischen Konservativen etwa sind sich uneinig, ob sie nun die starke Euro-Skepsis mit Zugeständnissen in ihr Programm integrieren oder ob sie in harter Ablehnung verharren sollen. Der Parteichef, Jean-François Copé, prägte in der Not den sibyllinischen Slogan: «Ich liebe Europa so sehr, dass ich ein anderes möchte.» Es ist das ferne Echo auf den Spruch von François Mauriac auf das damals geteilte Deutschland.

Auch in den Programmen der Populisten sucht man vergeblich nach vernünftigen Vorschlägen, wie Strukturprobleme – die überbordenden Kosten des Wohlfahrtsstaates, die alternde Bevölkerung, stagnierende Arbeitsproduktivität und schwache Wettbewerbsfähigkeit bei starker Konkurrenz aus ausser-europäischen Ländern – zu bewältigen wären.

Es scheint hier einen breiten Konsens des Unter-den-Teppich-Kehens zu geben. Vor einem Jahr hat der britische Premierminister Cameron seine damals gutbeachtete Rede über die Stellung Britanniens zur EU gehalten. Sein Tenor lautete damals: mehr Flexibilität bei der Zusammenarbeit, mehr Vielfalt, weniger Vereinheitlichung. Sein Antrieb war indes die Innenpolitik und die Konkurrenz durch die Ukip, die den Tories das Wasser abgräbt.

Seither ist es weder zu einer kontinentweiten Debatte über die Ziele der EU gekommen,

noch ist Cameron innenpolitisch wesentlich entlastet worden. Die deutsche Bundeskanzlerin Merkel hatte damals Sympathie geäussert, doch mehr nicht. Im Übrigen ist auch ihre Forderung nach Vertragsrevisionen, die die Euro-Rettung mit dem EU-Recht in Einklang bringen sollen, am letzten Gipfel ins Leere gelaufen. Niemand will sich die Finger verbrennen.

Noch steht Camerons Versprechen, nach den nächsten Unterhauswahlen ein Referendum über die britische Mitgliedschaft durchzuführen, im Raum. Die Labourpartei, in Prognosen klare Wahlsiegerin, lehnt eine Volksbefragung ab. Bei der jüngsten Debatte im Oberhaus charakterisierten die Labour-Lords Volksabstimmungen als Werkzeuge von Despoten und Diktatoren. Das Volk wurde als unfähig bezeichnet, auch nur die Fragestellung zu begreifen.

Kennedys Berlin-Rede neu formuliert

Deswegen wird sich wenig ändern. Bei den Wahlen zum EU-Parlament im Mai werden die Euro-Skeptiker und nationalen Populisten Erfolge erzielen. Doch wäre es schon sehr viel, wenn Le Pen, Farage und Genossen auf 100 Mandate (von 751) kämen. Damit könnte das Brüsseler Europa gut leben. Die Spannung zwischen Mässigung, die für den Weg an die Macht notwendig ist, und Outsider-Appeal, der enttäuschte Wähler auffängt, begrenzt das Wachstum aller dieser Parteien.

Dabei ist Skepsis generell eine positive menschliche Grundhaltung. So war in der Zeit jüngst eine Neuformulierung von Kennedys Berliner Rede zu lesen: «Ich bin kein Euro-Skeptiker. Ich bin ein Skeptiker, weil ich Europäer bin.» Schön wär's!



Befeuerte Agenden: Politiker Le Pen (l.), Wilders.

Johanna der Steuerschlachthöfe

Von Christoph Mörgeli

Johanna Bartholdi – Chefin des nichtalkoholischen Cafetier-Verbandes – ist gleichwohl die Mutter aller Schnapsideen. Weil jedes zweite Café vor dem Aus stand, wollte die resolute Dame im Jahr 2006 allen Kunden eine Eintrittsgebühr abknöpfen. Und zwar mindestens fünf Franken, egal, was konsumiert wird. Frau Bartholdi amtiert übrigens als Präsidentin und Geschäftsführerin von Cafetier Suisse gleichzeitig. Transparente Unternehmensführung sieht anders aus. Doch als Egerkinger Gemeindepräsidentin ist Johanna Bartholdi für volle Transparenz. Sie erfand 2013 den «Steuerpranger». Und erlangte damit noch nachhaltigere Berühmtheit.

Sechs Bürger kanzelte diese Horrormagistratin an einer Gemeindeversammlung namentlich als säumige Steuerzahler ab. Wie vor dreihundert Jahren, als sich die Holzfrevler, Kirchenschwänzer und Ehebrecher vor der Gemeinde aufstellen mussten. Um vor dem Schlussgebet vom Pfarrer mündlich und vom Landjäger noch handfester gezüchtigt zu werden. Wir kennen die blossgestellten armen oder weniger armen Teufel aus Egerkingen nicht. Doch wer im freien Markt wirtschaftet, gerät zuweilen in finanzielle Engpässe. Der festbesoldeten Verbands- und Gemeindefunktionärin Bartholdi kann solches natürlich nicht passieren.

Wie wäre es, wenn die FDP-Politikerin den ehemaligen kantonalen Steuereintreiber anklagen würde? Nämlich ihren Parteikollegen Christian Wanner. Kein Steuersünder zwar, aber ein Spensünder. Oder wenn sie einen Moment bedächte, wer der grösste aller Egerkinger Schuldner ist: die Gemeinde Egerkingen mit langfristigen Millionenschulden. Da müsste sich die Frau Gemeindepräsidentin auf dem Dorfplatz gleich selber ins Halseisen sperren.

Doch unser Gebührenfernsehen feierte die Rechtsbrecherin Johanna Bartholdi als Jeanne d'Arc der Steuergerechtigkeit. Frei nach Bertolt Brecht – als heilige Johanna der Steuerschlachthöfe. Die Staats- und Konzessionslinken von Fernsehen SRF schlugen sie an der grossen, langen «Swiss-Award»-Gala als Preisträgerin vor. Die 8,66 Prozent Publikumsstimmen bestätigten Bartholdi, «das Richtige getan zu haben». Für Steuersünder gibt's kein Pardon. Da ist der öffentliche Rufmord eine mutige Tat. Anonymität und Datenschutz gelten bei der Gutmenschen-Jury von SRF nur für Sans-Papiers, Asylbewerber und ausländische Kriminelle.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Schnee in allen Formen

Von Peter Bodenmann— Wer hat im Bundesrat je gepafft, so wie einst Bill Clinton und Barack Obama?



Politischer Klimawandel: Bundesräte Leuthard, Maurer, Burkhalter, Berset im Bündnerland.

Uruguay und Colorado gehen in Sachen Drogenliberalisierung voran. Die Schweiz schläft. Der Krieg gegen die Drogen ist längst verloren. Heute werden in Afghanistan mehr Drogen produziert als je zuvor. Dies trotz oder wegen des Einsatzes der ganzen Militärmaschinerie des Westens. Nirgends wird mehr gekiffert und gekokst als in den USA. Obwohl oder gerade weil Hunderttausende von Dealern und Konsumenten in den Gefängnissen des angeblich freisten Landes der Erde einsitzen.

Die Unterscheidung zwischen legalen und illegalen Drogen hilft nur dem Verbrechen und den Verbrechern. Je illegaler eine Droge, desto grösser die Gewinne bei deren Produktion und Verkauf. Während des WEF in Davos wird die Konzentration von Koks und Amphetaminen in den Abwässern erfahrungsgemäss massiv ansteigen. Weil die Reichen und Schönen sowie deren Politiker den Schnee in all seinen Formen mögen.

Kleine hetzt man durchs Unterholz

Die Schweizer Armee schützt mit Steuergeldern das WEF. Werden die Spezialisten des Armeelabors Spiez wenigstens einige Abwasserproben ziehen und die Resultate publizieren? Vergessen wir es. Denn bei der Bekämpfung illegaler Drogen gilt wie überall sonst: Die Grossen lässt man in Ruhe, die Kleinen hetzt man durchs Unterholz.

Jetzt kommt weltweit Bewegung in dieses Politfeld. In Uruguay legalisiert Präsident El Pepe Marihuana. Neu kann man in Montevideo in jeder besseren Apotheke ein Gramm staatlich kontrolliertes Haschisch bester Qualität für nur einen Dollar kaufen. El Pepe, ein alter Guerillero, konnte beide Kammern des Parlaments überzeugen. Das Ziel: mehr Qualität und tiefere Preise dank Förderung des lokalen Gewerbes. Dies auf Kosten der Drogenkartelle. Chapeau. Jetzt zieht der amerikanische Bundesstaat Colorado nach. Auch hier dürfen sich Apotheker und Paffer auf bessere Zeiten freuen.

Einst war die Schweiz – dank der Zusammenarbeit zwischen den Freisinnigen und den Sozialdemokraten – in Sachen Drogenpolitik weltweit führend. Heute spielt die Schweiz auf diesem Feld, wie übrigens auch beim Umweltschutz, keine Rolle mehr. Es gibt zumindest einen politischen Klimawandel, weil die SP und die Grünen einstige Kernthemen links liegenlassen. Nicht einmal die Piraten mögen sich zu Wort melden und El Pepe zur Stippvisite in die Schweiz einladen. Bill Clinton hat gepafft. Barack Obama ebenfalls. Wer von unseren Bundesrätinnen und Bundesräten hat je einen Joint reingezogen? Niemand stellt ihnen die Frage. Typisch Schweiz von heute.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Welcome to the Club

Von Kurt W. Zimmermann — Mutwillig zerstören junge Journalisten eine der grossen Errungenschaften unserer Zivilisation.

Diese Kolumne hat eine sehr übersichtliche Struktur. Im ersten Teil erzähle ich ein Beispiel in eigener Sache. Im zweiten Teil hole ich zu einem grundsätzlichen Rundumschlag gegen jüngere Journalisten aus.

Vor einem Monat schrieb ich eine Kolumne über den Verleger Peter Wanner aus dem Aargau. Patrik Müller, Chefredaktor der *Schweiz am Sonntag*, kopierte die Kolumne und schickte sie via Twitter um die Welt. Er verletzte damit eindeutig mein Urheberrecht, weil er einen geschützten Text öffentlich zugänglich machte.

Ich schrieb Müller, ich fände seinen Verstoss gegen das geistige Eigentum nicht in Ordnung. Er twitterte zurück: «That's Twitter. Welcome.»

Er hätte auch sagen können: «Willkommen im lustigen Klub des Gesetzesbruchs.» Ich fand seine Antwort derart zynisch, dass ich meinen Anwalt Martin Wagner bat, Müller einzuklagen. Wagner schickte ihm zur «dreisten Rechtsverletzung» eine scharfe Mail.

Keine halbe Stunde später hatte Müller seinen Twitter-Eintrag gelöscht und schriftlich zugesichert, künftig mein geistiges Eigentum zu respektieren.

Nun zum Grundsätzlichen. Das Urheberrecht, das Copyright, gehört zu den grossen Errungenschaften unserer freiheitlichen Zivilisation. Es stellt den Diebstahl des geistigen Eigentums auf die gleiche Stufe wie den Diebstahl von materiellem Besitz.

Das Urheberrecht konnte erst entstehen, als sich die feudale Gesellschaft in eine offene Gesellschaft wandelte. Erst als im Zuge der Aufklärung das Individuum ein zentraler Sozialfaktor werden durfte, wurde auch der Schutz des Individuums wichtig. Eine schöne Rolle in der Entwicklung des Copyrights spielte die Schweiz. Die «Berner Übereinkunft» begründete 1886 erstmals die völkerrechtliche Anerkennung des Urheberrechts. Der Anstoss kam von Victor Hugo.

Jungen Journalisten wie Patrik Müller fehlt dieser historische Respekt vor dem Individuum. Ihre Generation ist mit dem Internet aufgewachsen. Sie kennen die Medien als elektronische Plattformen des permanenten Diebstahls. Welcome.

Das Internet hat urheberrechtlichen Wildwest geschaffen. Jeder schreibt bei jedem ab, und jeder klaut bei jedem. Junge Journalisten finden heute nichts mehr dabei, unablässig zu stehlen, abzukupfern und zu plündern. Hochgradig akzeptiert ist die Missachtung des geistigen Eigentums auch auf dem Twitter-



Fehlender Respekt: Chefredaktor Müller.

Netzwerk. Twitter verführt zur Hehlerei. Der Trend hat sich zuletzt stark akzentuiert. Noch vor wenigen Jahren wurde etwa Google von vielen Journalisten kritisiert, weil die Suchmaschine aus ihrer Sicht einen zu nonchalanten Umgang mit dem Urheberrecht hatte. Die Kritik ist weitgehend verstummt, die Journalisten haben Google inzwischen links überholt.

Das Internet hat beim sogenannten Immaterialgüterrecht schon vieles ruiniert. Kommerzielle Discos bedienen sich heute ebenso gratis im Netz, wie private Filmliebhaber ihre Raubkopien unrechtmässig herunterladen. Mit der Piratenpartei ist in manchen Ländern gar eine politische Gruppierung aktiv, die den illegalen Bezug von Inhalten zu ihrem Programm machte.

Das Internet hat gegenüber dem Individuum eine enorme Vernichtungskraft. Es hat bereits die Privatsphäre des Individuums niedergedreten, nun ist es drauf und dran, auch das geistige Eigentum des Individuums zu zerschlagen.

Ich fürchte darum, dass am Ende mein individueller Widerstand gegen die Diktatur der Masse untergehen wird. Aber ich sage es dennoch: «Hört, Patrik Müller und all ihr jungen Journalisten. Ich glaube nicht daran, dass man die neue Medienwelt gewinnt, wenn man die Kulturgüter der alten Medienwelt zerstört.»

Wegwerfkultur

Von Beatrice Schlag — Schon wieder kein Papst für Frauen.

Hat er das wirklich über die Lippen gebracht: Abtreibung als Ausdruck unserer «Wegwerfkultur»? Kinder in den Abfall wie gammelige Lebensmittel? Franziskus hat seit



seiner Wahl ausser rettungslosen Betonköpfen ungefähr alle entzückt. Seine Ablehnung von Luxus, pompösem Gerede und sein Engagement für eine Kirche der Armen beeindruckte auch jene, die längst nur noch auf dem Papier katholisch waren. Noch im September hatte der neue Papst in einem Interview gesagt, die katholische Kirche müsse ihre «Besessenheit» bei Themen wie Abtreibung, Empfängnisverhütung und Homosexualität ablegen. Er sagte nicht, die katholische Kirche werde umdenken. Seine konservative Haltung zur Sexualität ist bekannt. Aber einen Papst sagen zu hören, wenn eine homosexuelle Person guten Willen habe und Gott suche, dann sei er keiner, der sie verurteile, liess aufhorchen. Zyniker mögen höhnen, er habe angesichts der Tausenden von Jungen, die von katholischen Priestern sexuell missbraucht wurden, keine andere Wahl gehabt. Aber er hätte, gute päpstliche Tradition, das Thema einfach totschiessen können. Hoffnung schien also angebracht.

Zu Beginn dieser Woche sprach sich Papst Franziskus in einer Ansprache vor dem Diplomatischen Korps vehement gegen Abtreibung aus. Dass er dabei konsequent von Kindern redete, obwohl ungeborene Kinder Föten heissen, war demagogisch genug. Aber Abtreibung als Ausdruck unserer «Wegwerfkultur» zu bezeichnen, ist niederträchtig. Wahrscheinlich schlägt Männern der Ausdruck nicht in die Magengrube wie Frauen. Abtreibungen gab es jahrhundertlang, bevor der Ausdruck «Wegwerfkultur» erfunden war. Sie waren mit Angst und Elend verbunden, finanziell, emotional und gesundheitlich. Heute können Frauen verhüten, Männer auch. Manchmal tut man es nicht, weil man geil, leichtsinnig, betrunken oder bekifft ist, meist einiges gleichzeitig. Es ist sträflich dumm, sofern man kein Kind will. Aber jede und jeder hat irgendwann gesagt, es werde schon nichts passieren. Kein Papst weiss, wie es einer Frau geht, die danach ungewollt schwanger wird. Er muss es auch nicht wissen. Aber ein Wort wie «Wegwerfkultur», sicher sorgfältig gewählt, ist unchristlich erbarmungslos.



«Belastendes Material»: «Akte Grüninger».

Kritischer Ansatz ist zu begrüßen
Nr. 2 – «Die falsche Akte Grüninger»;
Rico Bandle über den neuen
Schweizer Film

Im Text wird suggeriert, dass womöglich Saly Mayer, seinerzeitiger Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), Paul Grüninger beim EJPD verraten habe. Historisch ist dies nicht belegt. Es liegen zwar Andeutungen in Form privater Notizen Mayers vor, die als Gedanken an eine solche Aktion interpretiert werden könnten (handschriftliche Notiz Mayers vom 30. Dez. 1938). Stringente Quellen über eine derartige Aktion sind nicht vorhanden (Korrespondenz David Farbstein mit Valentin Keel vom 16. und 18. Nov. 1942).

Das EJPD war schon am 7. Dez. 1938, das heisst lange bevor Mayer seine private Notiz verfasste und auch vor den Beschlüssen des SIG, von Ernst Prodollier [Schweizer Vizekonsul in Bregenz und ebenfalls Flüchtlingshelfer, Anm. d. Red.] über Grüningers Aktivitäten informiert worden. Eine Unterredung zwischen dem Chef der Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, und dem St. Galler Regierungsrat Valentin Keel zu den ungewöhnlich hohen Flüchtlingszahlen in St. Gallen fand am 6. Jan. 1939 statt. In der Zwischenzeit hatten der Geschäftsausschuss und das Centralcomité des SIG beschlossen, einen Bericht über die Flüchtlingssituation zu erstellen. Dessen Entwurf lag am 28. Jan. 1939 vor. Ob er weiterverfolgt

wurde, ist nicht nachweisbar, spielt indes auch keine Rolle, da die Polizeiabteilung längst informiert war und ihre Schritte eingeleitet hatte. Es gab also Ende Januar 1939 nichts mehr zu denunzieren.

Hanna Zweig-Strauss (Verfasserin der Saly-Mayer-Biografie), per E-Mail

Der kritische Ansatz des Autors ist zwar als solcher zu begrüßen. Herr Bandle bleibt in seiner Besprechung aber teilweise widersprüchlich und eher oberflächlich. Die Beschuldigung der Filmemacher an die Adresse der SP, sie habe Grüninger ans Messer geliefert, ist sehr seltsam. Bandle fragt zwar nach, merkt aber nicht, dass der Vorwurf haltlos und unlogisch ist. Denn nicht nur fehlte der SP ein Motiv dazu, sondern es war gerade umgekehrt: Nach seiner Absetzung fügte Grüninger dem Fluchthilfe-Netzwerk dieser Partei nachweislich enormen Schaden zu. Er pflegte die unrealistische Erwartung, die SP müsse ihn öffentlich verteidigen, und war enttäuscht darüber, dass sie 1939 aber ganz einfach nicht in der Lage war, offen zu ihm zu stehen. Aus Rache kollaborierte er mit einer Organisation, die eine klare anti-jüdische Flüchtlingspolitik betrieb, wodurch Grüninger die Rettungsarbeit der SP stark beeinträchtigte. Schon rein diese Tatsache ist mit seinem Bild als Heiliger absolut unvereinbar.

Die Schilderung bzw. Interpretation meiner fundierten (ein bisschen Eigenlob muss sein)

und bis jetzt nicht widerlegten Recherchen zu Grüninger durch den *Weltwoche*-Autor ist nicht sehr überzeugend. Er schreibt: «Ob schon Elam zahlreiche Indizien liefert, die darauf hinweisen, dass Grüninger ein Nazi-Sympathisant gewesen sein könnte: Der Beweis dafür bleibt bisher aus – entsprechend kann man den Filmautoren nicht anlasten, diesen Aspekt weggelassen zu haben.»

Wenn es wirklich «nur» zahlreiche Indizien (starke Indizien übrigens) sind – sollte man solche nicht auch zur Kenntnis nehmen? Hat der Autor noch nie von einem Indizienbeweis gehört?

Meine Beweisführung besteht aber aus mehr als nur aus Indizien. So kann man die Zugehörigkeit Grüningers einer später verbotenen pro nazistischen Bewegung als erwiesen betrachten. Die Einwände dagegen sind nicht überzeugend.

Die Fülle von belastendem Material gegen Grüninger – darunter seine klare Verbindung zu NS-Beamten und Korruption – ist geradezu erdrückend, und neue Dokumente untermauern diese Feststellung.

Shraga Elam, per E-Mail

Die Pogrome gegen Juden und deren Verfolgung ab 1938 lösten eine grosse Flüchtlingswelle aus. Der schweizerische Bundesrat ergriff Massnahmen, damit so wenig Flüchtlinge wie möglich aufgenommen werden mussten. Es war schliesslich der Gesamtbundesrat, der die Einführung der Visumpflicht für alle deutschen Staatsangehörigen erwog. Da Deutschland eine negative Signalwirkung befürchtete, zeigte es sich auf Druck der Schweiz bereit, nur die Pässe deutscher Juden mit einem «J»-Stempel zu versehen. Deutsche «Nichtarier» unterstanden nun einer Visumpflicht. Damit legten die Schweizer Behörden 1938 ihren Einreisebestimmungen die Kategorien der Nürnberger Rassengesetze zugrunde. Hier liegt die Verantwortung: Der Bundesrat hätte das Abkommen mit Deutschland am 29. September 1938 einfach auch ablehnen können, und es hätte vermutlich keinen «J»-Stempel gegeben.

Raphael Racine, Gümligen

Die *Weltwoche* stellt die richtige Frage: «Darf man die Historie verdrehen, um sie aktuellen politischen Zielen gefügig zu machen?» Selbstverständlich nicht! Aber es wird gemacht. Vom Ersten Weltkrieg spricht heute niemand mehr. Muss erst ein Dritter Weltkrieg kommen, damit nicht mehr vom Zweiten Weltkrieg gesprochen wird? Man kann es drehen und wenden, wie man will. Das Ziel solcher Filme ist immer: 1. Hass gegen Deutschland wachhalten. 2. Barrieren gegen Einwanderung abbauen. 3. Nationalismus als unwürdig hinstellen.

Georg Wächter, Basel

Quoten in der RS

Nr. 2 – «Gute Investitionen»;
Essay von Margit Osterloh

Wasser predigen und Wein trinken. Warum haben die Autorin und all die Gender-Forscherinnen denn nicht Ingenieurwissenschaften studiert? Wie wäre es mit Quoten in der RS, bei der Zuteilung von Scheidungskindern, bei Lehrpersonen, bei den Pflegeberufen, in den Gymnasien? Wie bringt man Schülerinnen bei, die ein Flair für Sprachen haben, dass sie jetzt einfach etwas Mathematisch-Technisches studieren und sich für Maschinen etc. interessieren sollen, auf die sie null Bock haben? *Konrad Berger, Altdorf*

Es war Ehrensache

Nr. 2 – «Vom Heimatfilm zum Oscar»;
René Lüchinger über die Familie Fueter

Ich habe mit grossem Interesse die Artikel über Anne-Marie Blanc und ihre Familiengeschichte gelesen. Im Artikel steht, dass sie in Vevey geboren wurde, die Matura absolviert hatte und ihr Leben danach weitgehend in Zürich am Schauspielhaus verbrachte. Das ist nicht ganz vollständig. Meine Mutter, Jahrgang 1917, drückte während vier Jahren die Schulbank im Kirchenfeld-Gymnasium in Bern mit Anne-Marie Blanc, wo diese mit ihrer geschiedenen Mutter lebte. Aus der Zeit gibt es eine Anekdote. Mäd-

chen waren damals die Ausnahme im Gymnasium, und aus Erzählungen meiner Mutter weiss ich, wie schwer sie es zuweilen in den überwiegend von hoffnungsvollen Knaben besetzten Bänken hatten. Für Mädchen war dazumal das Tragen von Schürzen obligatorisch, und wenn man vom Lehrer angesprochen wurde, musste er/sie aufstehen. Das nutzten die Buben aus, indem sie einem aufgerufenen Mädchen die Schürzenbündel hinter der Stuhllehne verknoteten. Verpetzen (*verrättsche* auf Berndeutsch) kam nicht in Frage, es war Ehrensache, dass sich die Aufgerufene mühsam mitsamt dem Stuhl hochschob und antwortete. Das waren noch Zeiten. *Annemarie Walther, Turgi*

Zu kurz gedachter Populismus

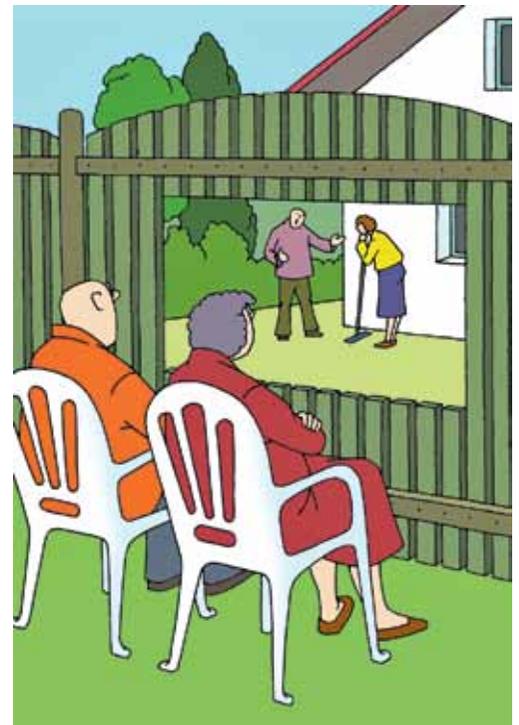
Nr. 2 – «Sintflut»; Editorial von Roger Köppel

Die Analyse des Autors kann nicht überzeugen. Denn erstens gibt es mit den USA im ausgehenden 19. Jahrhundert sehr wohl ein Land, das durch offene Grenzen – wenn auch vornehmlich über die Meere – starken nachhaltigen ökonomischen Erfolg gehabt hat. Und zweitens schadet es gerade einer Ex- und Importnation wie der Schweiz in erheblichem Masse, wenn man sich aus einer falsch verstandenen Wagenburgmentalität analog zur «German Angst» nach aussen hin abschottet. Da erfolgreicher Handel nun einmal ein liberales Klima ohne Vorurteile, was nicht mit Naivität zu wechseln ist, gegenüber anderen Kulturen bedingt. Weswegen der Ärger vieler Unternehmen über den zu kurz gedachten Populismus der SVP seine Berechtigung verdient, zumal etwas Grundlegendes beim Schweizer Wirtschaftsmodell nicht stimmen kann, wenn es beispielsweise mittlerweile für viele Händler in Deutschland schwieriger ist, ein Paket nach Basel oder Bern als in viele weit- entfernte aussereuropäische Regionen zu schicken!

Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man aus Langeweile am Fenster sitzen und die Nachbarn beobachten?

Nadja Sigrist, Affoltern am Albis

Es ist doch wie beim Fernsehen: Bewegt sich das Bild, kann man nicht mehr wegschauen. Deshalb würden Sie wahrscheinlich auch dann Ihren Nachbarn zusehen, wenn Sie es nicht dürften. Befolgen Sie auf jeden Fall einige Regeln: Ein Kissen als Ellbogenstütze ist erlaubt, Fernrohr oder Feldstecher eher nicht – Sie wollen ja nicht als Stalker Karriere machen. Kommentare sind auch okay, aber in einer Lautstärke, die auf dem Niveau eines Selbstgesprächs bleibt. Und lassen Sie das nächste Mal auch die Vorhänge offen, wenn es bei Ihnen was zu sehen gibt. Das ist nur fair.

Deborah Neufeld

Abonnenten profitieren.

Spezialangebot
Platin-Club
www.weltwoche.ch/platinclub

Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

«Mehr geben als nehmen»

Der Gründer des Davoser Wirtschaftsforums, Klaus Schwab, spricht über die Bedeutung des Papstes, die digitale Revolution, die alles umwälzen werde, seine Nachfolge und beantwortet die Frage nach seinem persönlichen Glauben. *Von Roger Köppel und Florian Schwab und Roland Vorlauffer (Illustration)*

Herr Professor Schwab, was ist das entscheidende Thema beim WEF 2014?

Die grosse Ungewissheit, die trotz einem offiziell verbreiteten Optimismus über die Entwicklung der Weltwirtschaft herrscht.

Ein surrealer Optimismus?

Wenn ich mit Politikern und Unternehmensführern spreche, frappieren mich die Unterschiede: Personen der Wirtschaft sehen die Zukunft wesentlich rosiger als politische Verantwortungsträger, namentlich diejenigen, die mit dem Finanzsystem zu tun haben. Man sieht also klar positive Zeichen wie einen allgemeinen Konjunkturaufschwung, Reformen in Spanien, Griechenland, Irland und auch in Italien. Man sieht aber auch, dass das Problem innerhalb des Systems weiterbesteht. Die Verschuldung ist noch nicht weggeräumt.

Welche Botschaft sollen die Teilnehmer vom WEF-Jahrestreffen mitnehmen?

Vertrauen in die Zukunft zu haben, aber gleichzeitig die notwendige Resistenz und Fitness zu entwickeln, um mit Krisen in Zukunft besser umgehen zu können.

Gibt es eine Person, der Sie Grosses zutrauen? Wer ist für Sie, global gesehen, der grösste Hoffnungsträger?

Der Papst. Weil ich der Überzeugung bin, dass wir in den nächsten Jahren mehr Gewicht auf die sozialen Fragen legen müssen, wenn wir das freiheitlich-demokratische System bewahren wollen. Ich finde die Art sehr ansprechend, in der Papst Franziskus die Aufmerksamkeit auf Fragen lenkt wie die fehlende soziale Teilhabe, die eine Ausgrenzung eines Grossteils der Bevölkerung bedeutet. Ich bin allerdings auch der Meinung, dass das Problem nicht allein durch staatliche Intervention gelöst werden kann, sondern dass die Stimulierung des Unternehmertums im Vordergrund stehen muss. Wir können nur durch Leistung – einzeln und kollektiv – unserer Wirtschaft wieder das Wachstum ermöglichen, das wir brauchen, um die sozialen Probleme zu lösen.

Was war im letzten Jahr die überraschendste, eindrücklichste Begegnung?

Ein Nachtessen mit dem Musikproduzenten Will.i.am. Dabei hatte ich gar keine Ahnung, wer das ist, als mir kalifornische Freunde sagten, dass ich ihn unbedingt treffen muss. Also habe ich ihn im grösseren Kreis mit Hollywood-Leuten getroffen, darunter Robert De Niro. Erst als wir

das Lokal verliessen und die Fotografen aufgereiht dastanden, wurde mir die Tragweite bewusst. Sein Auto war ebenfalls speziell: ein Eigenbau mit 800 PS.

Was war so interessant an Will.i.am?

Er hat mir imponiert. Seine Berühmtheit benutzt er, um im Kleinen soziale Probleme anzugehen. Die Werkstatt hat sein Auto mit arbeitslosen Jugendlichen gebaut. Er verschaffte diesen Jugendlichen Arbeit und Ausbildung. Man sieht an solchen Persönlichkeiten, dass in Hollywood nicht einfach Oberflächlichkeit und Egozentrik gedeihen. Wer sich mit Will.i.am unterhält, der sieht, dass es ernsthaft ist.

Nächstes Jahr hält das WEF seine regionalen Treffen in Panama, Nigeria, den Philippinen, der Türkei und Indien ab. Von früheren Gelegenheiten weiss man, dass Sie diese Orte nicht zufällig auswählen. Was erwarten Sie von den genannten Ländern?

Für die Auswahl gibt es immer einen bestimmten Grund. In Bezug auf Panama ist der Angelpunkt die Eröffnung des erweiterten Panamakanals. Das ist ein grosses Ereignis,

«Ich nehme mir das Recht, die Aufgabe so lange wahrzunehmen, wie ich sie wahrnehmen kann.»

weil es mit Blick auf die Transportwege einige traditionelle Modelle auf den Kopf stellt. Unser Pech ist, dass sich die Eröffnung ausserplanmässig bis 2015 verzögert. Zu Nigeria: Wir sind sehr aktiv auf dem Kontinent, haben das regionale Treffen in Afrika aber noch nie in Nigeria abgehalten. Dabei ist es das grösste und bevölkerungsreichste Land mit viel Entwicklungspotenzial. Auf die Philippinen fiel die Wahl nach dem Rotationsprinzip: Wir haben jedes Jahr das Meeting in einem der Asean-Länder, und nun sind die Philippinen an der Reihe. Der verheerende Taifun gibt dem Meeting eine besondere Bedeutung als Solidaritätsgeste.

Und die Türkei?

Diesen Termin haben wir vor den aktuellen Unruhen festgelegt. Jetzt ist es besonders interessant, da das Treffen direkt nach den Präsidentschaftswahlen stattfindet.

Premier Erdogan hat einen beachtlichen ökonomischen Leistungsausweis. Plötzlich bricht seine Legitimität ein. Was ist der tiefere Grund?

Sie haben recht. Die Türkei hat sehr grosse wirtschaftliche Fortschritte gemacht, vor allem durch die Entwicklung Anatoliens. Bis vor zehn Jahren war die Wirtschaftsentwicklung von Istanbul dominiert, und Anatolien war das arme Hinterland. Erdogan ist es gelungen, Anatolien zu entwickeln, was ihm dort verständlicherweise eine grosse Gefolgschaft einbrachte. Letztlich beobachten wir derzeit den Kampf von zwei Giganten: auf der einen Seite Ministerpräsident Erdogan und seine Partei, die AKP und auf der anderen Seite die soziale Gülen-Bewegung des im amerikanischen Exil lebenden Fethullah Gülen, die sehr stark im Staat verankert ist.

Sie haben im persönlichen Gespräch oft auf die anhaltende, ja eigentlich erst allmählich zum Vorschein kommende Bedeutung der digitalen Welt hingewiesen. Blicken Sie für uns kurz in die Kristallkugel.

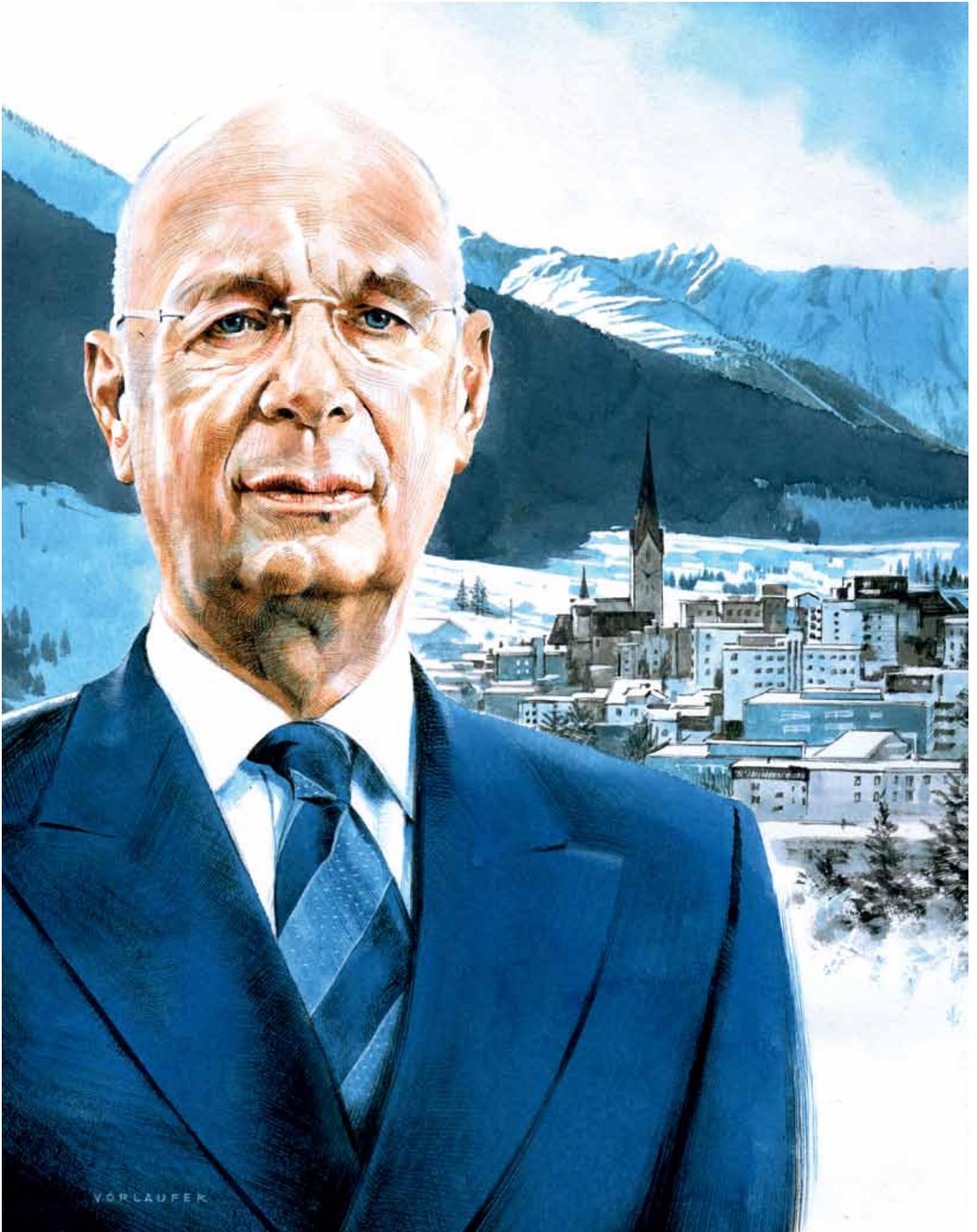
Das ist für mich die faszinierendste Entwicklung. Die digitale Revolution erfasst sämtliche Geschäftsmodelle und alle Industriesektoren. Wir stehen vor einer industriellen Revolution, die sehr umfassend sein wird und die viel schneller abläuft als alle vorigen industriellen Revolutionen. Das Digitale wird und ist schon Nervenetz und Lebensblut jeder ökonomischen Aktivität.

Nennen Sie einige Umbrüche.

Nehmen Sie den Einzelhandel. Ich sammle alte Bibeln und habe da einen Antiquar. Er hat mir gesagt, dass er nächstes Jahr zumachen wird. Bislang lebte er davon, dass er nach Erbschaften die Erbmasse zum Verkaufen erhielt. Heute verkaufen die Leute über Ebay. Aber das ist nur ein kleines Beispiel. Die Verbindung von Medizin und Elektronik wird unser Leben verändern. In Davos wird jeder Teilnehmer ein digitales Armband bekommen. Die Möglichkeiten sind sehr vielfältig. In Kalifornien habe ich eine App gesehen, bei der Sie das Handy vor Ihr Gesicht halten und Ihren Puls ablesen können. Die Maschine traf meinen sehr tiefen Ruhepuls – ich treibe viel Sport – präzise. Denken Sie auch an die Erziehung und das digitale Lernen!

Sie haben die These aufgestellt, es brauche keine Lehrer mehr.

Der Lehrer wird zum Coach, nicht mehr zum wichtigsten Vermittler des Wissens. Sogenannte Massive Open Online Courses (MOOC), digitale Massenuniversitätskurse mit Zehntausenden von Teilnehmern, be-



«Wir stehen vor einer industriellen Revolution»: Klaus Schwab, Primus inter Pares des WEF.

«Was zählt, sind die Konsequenzen»

Der frühere deutsche Vizekanzler und Wirtschaftsminister Philipp Rösler wechselt in die Geschäftsleitung des WEF. Was reizt den FDP-Politiker an dieser Aufgabe? Von Florian Schwab

Herr Rösler, wie haben Sie Ihren Abschied aus der deutschen Bundesregierung verkraftet?

Ich habe jetzt beim World Economic Forum neu angefangen und freue mich auf meine Aufgabe.

Wie kam es zu dem Wechsel?

Ich bin früh von Professor Schwab angefragt worden und habe dann sehr schnell zugesagt.

Was reizt Sie am WEF?

In meiner Funktion kann ich wie bisher den Kontakt zu Regierungen und ehemaligen Ministerkollegen sowie Staats- und Regierungschefs pflegen. Neu sind hingegen die regionalen Aktivitäten: Die Probleme in den verschiedenen Weltgegenden identifizieren und mit allen Stakeholdern nach Lösungen suchen. Das hat mich schon als Teilnehmer interessiert.

Was möchten Sie erreichen?

Ich kümmere mich um die regionalen Aktivitäten des WEF. So werde ich mit Regierungsvertretern und Vertretern der Wirtschaft und Zivilgesellschaft sprechen.

Welches waren Ihre wichtigsten WEF-Erlebnisse als Minister?

Ich war zweimal in Davos. Das war beeindruckend und faszinierend. Im Rahmen des WEF sind Gespräche mit Ministerkollegen sehr effizient. Die haben mir immer sehr geholfen.

Gab es konkrete Ergebnisse?

Ja. Das Grundverständnis des WEF ist, dass man sich nicht nur trifft und austauscht, sondern dass Konsequenzen entstehen. Zwei Beispiele: Bei der Finanzkrise 2008/09 war das WEF der erste Ort, an dem diskutiert wurde, was auf globaler Ebene getan werden muss. Danach gab es ganz konkrete Schritte auf Ebene der EU und der G20. Wertvoll für mich waren auch konkrete Gespräche zur Energie, gerade mit der Schweiz.

Welche Personen beeindrucken Sie?

Von den Politikerkollegen würde ich Bundesrat Johann Schneider-Ammann nennen. Zu ihm habe ich persönlich einen guten Draht. Dann auch Ali Babacan, den türkischen Vizepremier, sowie Kollegen aus China und Indien.



«Ich ziehe nach Genf»: Politiker Rösler.

Diese Kontakte wurden am WEF gestärkt.

Was sind die grössten politischen Herausforderungen?

Bei den letzten Foren stand die Euro-Zone im Fokus. Das hat sich jetzt beruhigt und es gibt eine Vielzahl kleinerer Themen. Sicherheit bleibt ganz zentral, und dann eben regionale Herausforderungen. Afrika hat ganz andere Probleme als der ostasiatische Raum oder Japan. In Europa und Japan kämpfen wir mit der Überalterung, in Afrika, in und Indien ist es das genaue Gegenteil.

Welches Verhältnis haben Sie zur Schweiz?

Ein gutes Verhältnis. Meine Trauzeugin ist direkt nach dem Studium nach Zürich gezogen, und wir haben sie oft dort besucht. Zudem habe ich mich bei dem jährlich stattfindenden sogenannten trilateralen Treffen der Wirtschaftsminister immer mit der Schweiz und Österreich ausgetauscht.

Die Schweiz nimmt sich immer Deutschland als Vorbild – Beispiel Energiewende. Schauen wir zu sehr nach Deutschland?

Ein gutes Verhältnis zwischen den Ländern ist sehr wichtig. Bei der Energiewende haben wir vieles gemeinsam gemacht und damit den Netzausbau und die Netzstabilität vorangetrieben.

Ziehen Sie jetzt nach Genf?

Ja. Mit der ganzen Familie.

Philipp Rösler war bis letzten Herbst Vizekanzler, Wirtschaftsminister und Vorsitzender der FDP in Deutschland. Neu ist er beim WEF für die Regionalanlässe (Ostasien, Südamerika u.s.w.) verantwortlich.

drohen die traditionelle Universität. So können Sie auch Industrie für Industrie durchgehen: Überall spielt sich die digitale Revolution ab. Aber es gibt noch weitere revolutionäre Entwicklungen: «Fracking». Durch die Schiefergas-Technologie betragen die Energiekosten in den USA mittlerweile nur einen Fünftel des europäischen Niveaus. Viele Produktionsprozesse sind energieintensiv. Wir werden also eine gewaltige Rückverschiebung der Produktion nach Amerika und an andere Standorte mit tiefen Energiepreisen beobachten.

Man hat den Eindruck, dass die USA immer wieder unterschätzt werden und sich wieder aufrappeln.

Was die USA von Europa unterscheidet, ist die Bereitschaft des Konsumenten, sich aufs Neue einzulassen.

Letztes Jahr hat die Affäre Snowden sehr viel zu reden gegeben. Was bleibt?

Mich beschäftigen vor allem die längerfristigen Auswirkungen. Man kann die Entwicklung letztlich nicht rückgängig machen, sondern lediglich durch regulatorische Massnahmen verlangsamen oder etwas einschränken.

Wo liegt für Sie die übergeordnete Bedeutung des Falls?

Auf der politischen Ebene wird man zum gläsernen Bürger. Das heisst, als Mensch muss ich mich so verhalten, dass ich nie kritisiert werde, unter Druck komme oder erpressbar werde. Aber wer bestimmt die Normen für mein Verhalten? Wir leben ja gleichzeitig in einer Welt, in der Werte mehr und mehr durch Interessen und Erwartungen ersetzt werden.

Wozu führt der Verlust der Privatsphäre?

Das geistige Eigentum wird faktisch zu einer Illusion. Jedes Unternehmen speichert seine Geheimnisse digital. Wenn Sie heute davon ausgehen müssen, dass man in jedes Computersystem eindringen kann, dann müssen wir letztlich mit Bezug auf die Konkurrenzfähigkeit umdenken. Sie können sich nicht mehr auf einem Geschäftsgeheimnis ausruhen, weil Sie davon ausgehen müssen, dass es sofort öffentlich werden kann.

Autorität und Privilegien verflüssigen sich. Was man heute herausfindet, ist morgen nichts mehr wert. Es läuft auf einen verschärften Wettbewerb hinaus?

Die Gefahr ist, dass der Herdentrieb zunimmt. Der Konformismus wird vorangetrieben. Dabei möchte ich doch irgendwo eine Privatsphäre aufrechterhalten. Nicht weil ich ein schlechtes Gewissen habe, sondern weil ich finde, dass nicht alles jeden etwas angeht. Dieses Gefühl verschwindet.

Sprechen wir über Davos 2014. Was sind für Sie persönlich die Höhepunkte?

Erstens freue ich mich auf grundsätzliche Beiträge dazu, wie die Welt sich langfristig

entwickelt. Beispielsweise die zwölf Nobelpreisträger. Zweitens gilt meine Priorität der Frage: Wie können wir einen Beitrag leisten an die grossen Diskussionen, die im Moment stattfinden?

Welche Diskussionen meinen Sie?

Der Mittlere Osten hat für mich absolute Priorität, denn es sind unsere Nachbarn, und die Geschehnisse betreffen uns direkt. Zurzeit ist das ein äusserst brisantes Gebiet. Ich sehe vier Entwicklungen. Erstens die Iran-Frage: Ist es möglich, das Verhältnis zwischen dem Iran und dem Westen kooperativer zu gestalten, indem man die Nuklearfragen löst? Vereinbart ist ja ein Zeitrahmen von sechs Monaten, und wir sind jetzt in der Mitte dieser Zeitspanne. Es ist ein entscheidender Moment.

Der zweite Aspekt ist die Palästina-Israel-Frage. Auch dort besteht ein Zeitfenster. US-Aussenminister John Kerry hat sich eine Frist von neun Monaten gesetzt, von denen sechs verstrichen sind. Geht es jetzt nicht vorwärts, dann ist die letzte Chance vertan. Der dritte Faktor ist Syrien. Unser Jahrestreffen findet genau nach der Geneva-II-Konferenz statt, falls diese überhaupt zustande kommt. Das Vierte ist Ägypten. Derzeit wird nicht viel davon gesprochen, aber die Frage ist: Gelingt die Redemokratisierung mit dem Referendum über die Verfassung sowie den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen. Sie sehen: Der Mittlere Osten ist ein Fixpunkt. Wenn Davos Geschichte schreiben will, müssen wir hier eine relevante Rolle spielen. Interessant bleibt auch Tunesien als ein Land, wo der arabische Frühling tatsächlich in einen Sommer übergehen kann.

Personell fällt das WEF durch vielbeachtete Neuberufungen auf, so durch die Verpflichtung des früheren deutschen FDP-Chefs Philipp Rösler. Was hat es damit auf sich?

Mein Bestreben ist es, im Forum eine breitgefächerte Führungsstruktur zu schaffen. Sie können nicht nur eine Person und unter ihr einen Apparat haben. Sie brauchen eine geistige Führungsschicht. Da haben wir grosse Fortschritte gemacht, und Herr Rösler ergänzt das Team und ist zuständig für unsere regionalen Aktivitäten. Wir freuen uns auch auf Herrn Vez als Verantwortlichen für sicherheitspolitische Belange. Zudem konnten wir einen ehemaligen norwegischen Aussenminister verpflichten – nachdem einer unserer Mitarbeiter norwegischer Aussenminister wurde –, eine Rotation gewissermassen. Ich schliesse nicht aus, dass noch ein, zwei andere Personalentscheide angekündigt werden.

Uns liegt die leicht unhöfliche Frage nach Ihrem Nachfolger auf der Zunge. Man möchte ja nicht den immer noch sehr

vitalen Hausherrn zum alten Eisen legen, aber, mit Verlaub, Sie sind in Ihrem Späthling ...

Sagen Sie ruhig Frühherbst.

Gibt es Neuigkeiten?

Die Prinzipien sind: a) dass ich ein hervorragendes Führungsteam haben will; b) dass ich einen hervorragenden Stiftungsrat als Garanten für die Integrität der Stiftung haben will; c) dass ich zumindest das 50. Jahrestreffen in Davos voll leiten möchte und d) dass wir zum gegebenen Zeitpunkt innerhalb des Stiftungsrats und des Managing Board sehen werden, wer die besten Leute sind.

Die Tragik jedes erfolgreichen Unternehmers ist, dass er eben nicht ein Rädlein im Getriebe ist, sondern eine wesentliche Figur. Die Leute sind auf Sie gepolt, manche sehen Sie fast ein bisschen als eine Art Guru an. Da stellt sich schon die Frage: Wer kann in Ihre Fusstapfen treten?

Das ist die Sicht von aussen und auch ein bisschen eine schweizerische Sicht. Ich bin mittlerweile mehr ein Mentor. Viele grosse Initiativen laufen unabhängig, um nicht zu sagen: an mir vorbei. Die ganzen Beziehungen zur arabischen Welt werden von einem einzigen Mitarbeiter getragen. Wenn er König Abdullah II. einen Besuch abstattet, wird er als Vertreter des Forums empfangen. Auch in den USA werden unsere dortigen Mitarbeiter voll akzeptiert. Natürlich verkörpere ich zu einem grossen Teil das Forum. Doch als Marke stehe nicht mehr ich im Zentrum, sondern der Name World Economic Forum.

Am Ende des Tages, das sieht man an der Dramaturgie des Forums, braucht es die Person Klaus Schwab, die zusammenführt. Wir erinnern uns an eine Episode am WEF in Moskau: Erst durch Ihre Präsenz haben sich zwei Provinz-Gouverneure getraut, Kritik an der Zentralregierung in Moskau zu äussern. Sie geben dem WEF eine intellektuelle Aura. Viele Leute kommen doch vor allem wegen Ihnen.



Der Kühlschrank von M. C. Escher

Schauen Sie sich den Stiftungsrat an. Da hat es Leute, die das genauso gut können wie ich, etwa Marc Carney oder Christine Lagarde. Auch im Managing Board gibt es solche Leute. Ein Philipp Rösler war Vizekanzler, stand im Parlament und hat seine Partei verteidigt. Meine Rolle sehe ich in den nächsten Jahren als Primus inter Pares. Ich werde von aussen oft als Patriarch angesehen. Dabei hat mich meine langjährige Tätigkeit als Professor sehr egalitär gestimmt. **Das WEF ist Intellekt, Politik, Wirtschaft und Gastgewerbe, dazu die neutrale Schweiz, aber auch ein globaler Geist. Das kann nicht jeder verkörpern.**

Klar muss es dann jemand machen. Aber Sie können das nicht vorbestimmen. Als Gründer nehme ich mir das Recht, die Aufgabe so lange wahrzunehmen, wie ich sie wahrnehmen kann. Wenn ich heute ankündigen würde, eine bestimmte Person als Kronprinzen nachzuziehen, dann hätte ich keine guten Leute mehr um mich herum.

Irgendwann kommt der Moment, wo Sie ein Handzeichen geben können.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt. Ich warte, bis ich fühle, dass der Zeitpunkt gekommen ist, und schaue die Leute dann an.

Wir kommen zu den letzten Fragen: Sie erwähnten, dass Sie alte Bibeln sammeln. Sind Sie ein religiöser Mensch?

Wir haben vorhin über die Privatsphäre gesprochen. Und ich halte die Religion für einen Bereich, wo diese wirksam ist. Ob ich religiös bin? Ich weiss es nicht. Ob ich gläubig bin? Ja.

Woran glauben Sie?

Daran, dass unser Leben einen Sinn hat und dass in irgendeiner Weise, die wir uns nicht vorstellen können, der Sinn auch über unseren Tod hinaus besteht. Wenn Sie im Leben keinen Sinn sehen, müssen Sie konsequent sein und sagen: Das Leben ist sinnlos.

Sammeln Sie die Bibeln nur oder lesen Sie sie auch?

Meine Neuerwerbungen liegen jeweils auf meinem Tisch, und ich lese auch gelegentlich ein paar Zeilen darin.

Gibt es eine Bibelstelle, die Sie besonders fasziniert?

Wie auch beim Koran besteht bei der Bibel die Gefahr, dass man eine Stelle aus dem Zusammenhang reisst. Jedoch muss man die Bibel als System auffassen. Die Botschaft in der Gesamtheit würde ich so interpretieren: Im persönlichen Leben sind die Ziele anders als im Berufsleben. Wenn Sie ein Unternehmen leiten, ist das Ziel Ihrer Bilanz, mehr einzunehmen als auszugeben. In Ihrer privaten Bilanz sollte das Gegenteil gelten: Sie sollten mehr geben als nehmen.

Ist das für Sie die Botschaft der Bibel?

Aller Religionen. Den Sinn des Lebens finden Sie sicher nicht in der materiellen Annäherung. ○



Zwischenruf aus der Realität

Die Reaktionen auf meine letztjährige WEF-Rede als Bundespräsident waren überraschend zahlreich und mehrheitlich positiv. Vor allem auch jene aus andern Kleinstaaten. Was eigentlich ein Grund zur Freude wäre, bereitet auch Sorgen. Von Bundesrat Ueli Maurer

Schon wegen des dichten Programms habe ich mich kurzgefasst; ich erklärte die wichtigsten politischen Wesenszüge der Schweiz: direkte Demokratie, Föderalismus und unsere freiheitliche Ordnung, die einen belebenden Wettbewerb zulässt.

Und dann erwähnte ich den zunehmenden Druck von grossen Staaten und internationalen Organisationen auf unsere Unabhängigkeit. In diesem Zusammenhang stellte ich die Frage, ob es denn nicht besser wäre, andere Staaten liessen sich vom Erfolg unserer freiheitlichen Staatsordnung inspirieren, als dass sie diese verunglimpfen und bekämpfen.

Eigentlich naheliegend, dass man an einem solchen Anlass den Gästen das eigene Land vorstellt und dem internationalen Charakter entsprechend die aussenpolitischen Beziehungen anspricht.

Trotzdem war offenbar meine Ansprache für viele so etwas wie ein Tabubruch: Auf jeden Fall werde ich bis heute darauf angesprochen, von Unternehmern wie auch von ausländischen Diplomaten oder Regierungsvertretern. Dies wäre eigentlich ein Anlass zur Freude – aber in diese mischt sich die Erkenntnis, dass ein Zwischenruf aus der Realität offenbar Seltenheitswert hat.

Rückkehr der Machtpolitik

Sonderbar: Warum denn ein solches Aufsehen, obschon man schlicht und einfach Tatsachen erwähnt? Die Antwort ist ernüchternd: weil diese sonst ausgeblendet werden. Denn internationale Politik findet immer mehr in Zirkeln und Kreisen statt, die sich weit weg von der Lebensrealität der einfachen Bürger bewegen; das stelle ich immer wieder fest. Und in dieser künstlichen Welt sind kritische Fragen bereits eine kleine Sensation.

Ich halte diese vordergründige Harmonie aus zwei Gründen für gefährlich:

Zuerst einmal machen gute Worte die Welt nicht besser. Im Gegenteil, sie verschleiern lediglich Missstände. Lösungen werden so erschwert. Diese Entwicklung beobachten wir momentan in verschiedenen europäischen Ländern, wo die Kluft zwischen Volk und Regierung sich gefährlich vergrössert.

Der zweite Grund ist nicht weniger brisant: Die internationale Diplomatie errichtet glänzende Kulissen, die Realität dahinter ist weni-

ger glänzend. Vordergründig ist von Partnerschaft und Kooperation die Rede. In Wirklichkeit geht es jedoch um Interessenpolitik und politische Einflussnahme.

Die Schuldenkrise verschärft die Interessengegensätze zusätzlich. Leere Kassen führen zu einem härteren Verteilungskampf, zum Beispiel um finanzielle Ressourcen wie Steuersubstrat oder Investitionen. Das ist eine alte Lehre der Geschichte.

Verändert dagegen hat sich die Art und Weise, wie der Druck ausgeübt wird. Auf-



«Diplomatie errichtet glänzende Kulissen.»

grund internationaler Vernetzungen und Vertragswerke entstehen neue Abhängigkeiten, die machtpolitisch genutzt werden. Das ist nicht so weit weg von der einstigen Kanonenbootdiplomatie, wenn auch einfach mit subtileren Mitteln. Bei vielen Gesprächen mit Vertretern kleinerer Länder wurde mir das immer wieder bestätigt. So verschieden diese Kleinstaaten alle sind, die Erfahrungen sind ähnlich: Die Grossen machen den Kleineren und Schwächeren vermehrt Vorschriften. Manche wollen uns sogar ihr Recht aufzwingen. Unser Handlungsspielraum wird Schritt für Schritt eingeschränkt.

Wir dürfen uns nichts vormachen: Wir erleben heute eine Rückkehr zur Machtpolitik.

Mehr Selbstbewusstsein

Für unser Land bedeutet das zweierlei: Wir sollen diese Entwicklung ansprechen und zum Thema machen. Immerhin bekennen sich die fraglichen grossen Staaten laut Uno-Charta alle zur «souveränen Gleichheit» der Nationen und zur «Selbstbestimmung der Völker». Sollte die Uno einen Nutzen haben, wäre er jetzt zu beweisen.

Auch wenn wir Moral und Argumente auf unserer Seite haben, dürfen wir nicht allein auf die Wirkung von Appellen hoffen. Vielmehr müssen wir unsere Aussenpolitik der neuen Realität der Machtpolitik anpassen.

Einerseits sind neue Abhängigkeiten zu vermeiden. Internationale Verträge sind deshalb konsequenter auf ihren Nutzen und ihre Risiken für unser Land zu prüfen. Andererseits ist bereits bestehenden Zwängen mit mehr Selbstbewusstsein entgegenzutreten.

Denn wir lassen uns in der Schweiz etwas gar schnell einschüchtern und etwas gar plump verführen. Oft beides zusammen, Zuckerbrot und Peitsche: für die Diplomaten und Politiker in der Form von schwarzen Listen oder dumpfen Orakeln von nicht näher erläuterten «Konsequenzen». Für die Wirtschaftsverbände bedeutet dies süsse Wachstumsprognosen, und für die Medien reichen die Lockworte Solidarität und Weltoffenheit. Aus diesen Komponenten wird jeweils eine Sachzwangargumentation gezimmert.

Schliessen wir mit einem illustrierenden Beispiel: Hält die Zuwanderung in diesem Ausmass an, bedeutet das eine Million zusätzliche Einwohner in jeweils nur zwölf bis dreizehn Jahren. Die Frage für ein souveränes Land kann doch nicht sein, ob fremde Funktionäre das von uns verlangen. Die Frage ist allein: Wollen wir dieses rasante Bevölkerungswachstum, und können wir dieses als kleines Land verkraften?

Bundesrat Ueli Maurer (SVP) war im letzten Jahr Bundespräsident.

Mekong-Flusskreuzfahrt

mit der luxuriösen RV Mekong Prestige II                  

Es het solangs het
Rabatt* 1000.-
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs



Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

15 Tage ab Fr. 5290.-

Rabatt von Fr. 1000.- bereits abgezogen

- **Neuestes Schiff für nur max. 64 Gäste**
- **Luxuriöse Kabinen mit Privatbalkon**
- **Faszinierendes Kambodscha und Vietnam**
- **UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat**
- **Charmantes Phnom Penh**
- **Thurgau Travel-Reisebegleitung**

- 1 Zürich–Siem Reap** Flug via Bangkok nach Siem Reap.
- 2 Siem Reap** Ankunft am Morgen. Transfer zum Hotel. Nachmittags Stadtbesichtigung.
- 3 Siem Reap (Angkor Wat)** Ganzer Tag Besichtigung in Angkor Wat (UNESCO-Weltkulturerbe) und Besuch des Banteay Srei Tempels.
- 4 Siem Reap** Morgens weitere Besichtigungen in Angkor Wat. Freie Zeit am Nachmittag.
- 5 Prek K'dam** Busfahrt um den riesigen Tonlé Sap See. Einschiffung in Prek K'dam und «Leinen los».
- 6 Kampong Chhnang** Motorbootausflug zum Hafenort Kampong Chhnang. Weiterfahrt.
- 7 Oudong–Chong Koh** Ausflug nach Oudong, der früheren Hauptstadt und Besuch des Klosters. Rundgang im Seidenwebereidorf Chong Koh.
- 8 Phnom Penh** Stadtrundfahrt mit Besuch Nationalmuseum, Königspalast und Silberpagode. Nachmittags Besichtigung des Völkermordmuseums, dem ehemaligen S21-Gefängnis der «Roten Khmer».
- 9 Grenze** Ganzer Tag an Bord. Mittags Ankunft beim Zoll an der vietnamesischen Grenze. Weiterfahrt.

- 10 Tan Chau** Morgens Ankunft im unberührten Städtchen Tan Chau, Besichtigung einer Fischfarm.
- 11 Sadec–Cai Be** Ausflug in die malerische Stadt Sadec mit «The Lovers Museum», Märkte, Pagode und Fujian Tempel. In Cai Be Besuch des schwimmenden Grossmarktes, der gotischen Kathedrale und des Hafens.
- 12 My Tho–Saigon** Ausschiffung, Hoteltransfer. Nachmittags Stadtrundfahrt mit Besichtigungen des Palastes der Einheit und der prachtvollen Hauptpost.
- 13 Saigon** Morgens Ausflug zu den «Cu Chi Tunnels». Besichtigung des Holy See Tempels in Tay Ninh.
- 14 Saigon–Bangkok** Freier Morgen. Abschiedsmittagessen und Besuch des Künstlerdorfes Ky Long Art. Transfer zum Flughafen und Flug nach Bangkok.
- 15 Bangkok–Zürich** Rückflug, Ankunft früh morgens.

RV Mekong Prestige II

Topmodernes, elegantes Schiff (2013) mit 28 Kabinen (ca. 20 m²) mit Privatbalkon, 2 Einzelbetten, Sitzecke mit Sofa, Badezimmer mit DU/WC, Föhn, Safe und Klimaanlage. Junior-Suiten (ca. 25 m²) und Terrasse-Suiten (ca. 28 m²) mit grösserer Sitzecke sowie Bad mit separater Whirlpool-Badewanne. Restaurant mit internationalen und lokalen Speisen, teilweise überdachtes Sonnendeck, Whirlpool, Fitnessraum, Spa und Lounge-Bar. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay

Programm auf Anfrage oder im Internet
3 Tage p.P. Fr. 890.- (bei Doppelbelegung)

Reisedaten 2014 / 2015

26.10.–09.11.14 **04.01.–18.01.15**
09.11.–23.11.14 **18.01.–01.02.15**

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt mit Vollpension während der Reise
- Flüge ab/bis Zürich via Bangkok mit Thai Airways in Q-Klasse (Economy Class) oder andere IATA Gesellschaft inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Trinkgelder an Bord
- Alle Transfers und Hafentaxen
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung
- Thurgau Travel-Reisebegleitung ab/bis Zürich-Flughafen

Nicht inbegriffen: Trinkgelder auf Ausflügen, Importgetränke an Bord, Visumkosten Vietnam Fr. 110.-, Visumkosten für Kambodscha ca. \$30 (vor Ort), Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), lokale Flughafentaxen, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck	6290
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck	6590
Junior-Suite Hauptdeck	6990
Terrasse-Suite Oberdeck	7590
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck	990
Zuschlag zur Alleinbenutzung Oberdeck	1490
Zuschlag Flug Business Class	auf Anfrage



Angkor Wat



Salon



2-Bettkabine Deluxe mit Privatbalkon

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Jeannine Büsser

Thurgau Travel 



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



«Innovationen»: Rohner.



«Disziplin»: Jimenez.



«Wasser»: Maudet.



«Antizipieren»: Aebischer.

Köpfe, Ideen, Offenheit

Wie kann ein wohlhabender Kleinstaat wie die Schweiz auch in Zukunft wirtschaftlich noch wachsen? Gedanken von politischen Grössen und Wirtschaftsführern.

Didier Burkhalter, Bundespräsident

Innovativ, wettbewerbsfähig, diversifiziert: Dank diesen Eigenschaften nimmt die Schweizer Wirtschaft in internationalen Rankings regelmässig Spitzenplätze ein. Ihre Wirtschaftsleistung hat der Schweiz erlaubt, 2013 erstmals am Treffen der Finanzminister der G-20 teilzunehmen. Dank ihrer guten Form kann unsere Wirtschaft – und das ist mindestens ebenso wichtig – der Jugend in unserem Land Perspektiven bieten. Ohne Rohstoffe und ohne Zugang zum Meer hat es die Schweiz geschafft, eines der wohlhabendsten Länder der Welt zu werden. Man kann das getrost als «Wunder» bezeichnen.

Wir müssen aber vor allem dafür sorgen, dass die Voraussetzungen fortbestehen, die dieses «Wunder» möglich gemacht haben. Stabilität unseres politischen Systems, Föderalismus und direkte Demokratie, verknüpft mit einer liberalen Vorstellung von Wirtschaft, Unternehmergeist und Innovationsfreudigkeit: Das sind die Trümpfe, die es zu bewahren gilt. Die Schweiz ist keineswegs ein «kleines Land» in Europa, wie gelegentlich gesagt wird, sondern ein Wirtschaftsstandort mit Gewicht. Unser Handelsvolumen mit der Europäischen Union beträgt pro Arbeitstag beinahe eine Milliarde Franken. Die Schweiz ist die zweitgrösste Investorin in der EU. Der Umfang der Handelsbeziehungen mit dem deutschen Bundesland Baden-Württemberg liegt über demjenigen mit den USA.

Damit unsere Wirtschaft auch in Zukunft stark bleibt, muss die Schweiz nach der festen Überzeugung des Bundesrates und des Parlaments weiterhin auf eine Politik der kontrollierten Öffnung setzen. Indem wir unseren bilateralen Weg mit der EU erneuern, indem wir

die Beziehungen zu unseren Nachbarländern pflegen und indem wir etwa mittels Freihandelsabkommen strategische Partnerschaften mit den aufstrebenden Weltregionen knüpfen, sichern wir der Schweiz weiterhin Wachstum und Wohlstand.

Ernesto Bertarelli, Präsident Waypoint Capital

Die wertvollste Ressource der Schweiz sind die Köpfe der Bevölkerung – Ausbildung, Innovation, Unternehmertum und Offenheit gegenüber der Welt sind die wichtigsten Wachstumstreiber für das Land. Campus Biotech, ein neues Zent-

rum für Biotechnologie im Herzen von Genf, ist Ausdruck meines Vertrauens in diese Werte. Der Austausch zwischen dem akademischen und dem privaten Sektor sowie fließende Übergänge zwischen den Sphären der Wissenschaft und der Wirtschaft in Bereichen wie Spitzentechnologie, Biotechnologie und Mikrotechnologie sind entscheidend für einen Spitzenplatz der Schweiz.

Patrick Aebischer, Präsident ETH Lausanne

Die Schweiz hat kein Erdöl, sie hat aber ein Geschick, wenn es darum geht, bestimmte wirtschaftliche Wenden zu antizipieren. Es



«Wunder»: Bundespräsident Burkhalter.



«Energieeffizienz»: Heuberger.



«Fließende Übergänge»: Bertarelli.



«Wichtigster Rohstoff»: Minsch.



«Reformeifer»: Ineichen-Fleisch.

geht hier um die Wende in der Spitzentechnologie und der Innovation. Unser Land verfügt über eine starke Industrie, ein Ausbildungssystem, welches die Berufsbildung genauso anerkennt wie die universitäre Ausbildung, und über zwei der dynamischsten polytechnischen Hochschulen Europas. Ob in den Neurowissenschaften und an der Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine, in der rechnergestützten und personalisierten Medizin, der Nanotechnologie oder in der Informatik mit Big Data – die Schweiz kann sich Wirtschaftsgebiete schaffen, in denen sie die kritische Masse aufweist, um sich auf internationaler Ebene platzieren zu können. So könnte sie zum Beispiel ein sicherer Hafen für persönliche Daten werden. Dafür müssen wir aber sofort handeln.

Urs Rohner, Präsident Credit Suisse

Die Schweiz hat in vielen Bereichen gute Wachstumschancen. So waren und sind wir führend, wenn es um Innovationen und um eine hohe Wertschöpfung geht. Das gilt sicher für den Pharmasektor, aber auch für Bereiche unserer hochentwickelten und spezialisierten Maschinenindustrie. Selbstverständlich hat auch die Finanzbranche grosse Zukunftschancen. Um diese zu nützen, müssen wir innovativ sein und unsere Geschäftsmodelle anpassen. Und natürlich sind Investitionen in Bildung und neue Technologien erforderlich – hier sollten wir uns nicht damit begnügen, das bereits hohe Niveau zu halten. Zudem gilt es, den Finanzplatz so auszugestalten, dass er für den globalen Wettbewerb gerüstet ist. Gute regulatorische Rahmenbedingungen und ein wirtschaftsfreundliches, weltoffenes Umfeld sind unbedingt beizubehalten. Persönlich bin ich auch der Überzeugung, dass wir mehr tun müssen, um die Stärken und die einzigartige Stellung des Wirtschafts- und Finanzstandortes Schweiz offensiver zu vertreten.

Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco)

Die Schweiz schöpft ihre Stärke aus den wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen,

welche die Unternehmen dazu anspornen, ihre Wettbewerbsfähigkeit zu stärken. Zudem hängt unser Wohlstand eng mit der Qualität unserer (Aus-)Bildungsinstitutionen zusammen. Grosse politische Herausforderungen sehe ich bei der Verbesserung des Marktzugangs im Ausland, beim Erhalt der Arbeitsmarktflexibilität oder bei der Neuausrichtung der Energiepolitik. Alles in allem ist es wichtig, dass wir uns weiterhin dem internationalen Standortwettbewerb stellen und den Reformeifer nicht erlahmen lassen. Die internationale Öffnung und der Zugang zu Weltmärkten sind Basis unseres Wohlstands.

Joseph Jimenez, CEO Novartis

Ich bin überzeugt davon, dass die Life-Science-Industrie in Zukunft blühen wird. Die Schweiz gehört zu den innovativsten Ländern der Welt dank tiefverwurzelter Werte wie Disziplin und Qualitätsbewusstsein. Die kulturelle und politische Offenheit sowie die wirtschaftsfreundliche Gesinnung der Bevölkerung tragen auch wesentlich zu dieser Leistung bei. Angesichts des internationalen Wettbewerbs müssen aber kompetitive Standortvorteile wie Patentschutz und das liberale Arbeits- und Steuersystem geschützt werden, damit die Schweiz auf der wirtschaftlichen Erfolgsspur bleibt und Arbeitsplätze erhalten und schaffen kann. Wenn dies gelingt, steht einer Fortsetzung des starken Wachstums im magischen Dreieck Pharma-Biotech-Medtech nichts entgegen.

Renat Heuberger, CEO South Pole Group und «WEF Swiss Social Entrepreneur 2011»

Die Energiewende sowie der globale Kampf gegen den Klimawandel bieten grosse Chancen für die Schweiz. Wir wollen gleiche Lebensqualität bei kleinerem CO₂-Ausstoss. Dieser Weg führt über steigende Energieeffizienz. Genau hier hat die Schweiz einen strategischen Vorteil: Von KMU bis Grossfirmen sind hierzulande unzählige Betriebe auf effiziente Hightechgeräte und Applikationen

spezialisiert. Diese energiesparenden Produkte aus der Schweiz werden weltweit immer stärker nachgefragt und bieten uns eine spannende Wachstumsperspektive.

Pierre Maudet, Staatsrat Kanton Genf und «WEF Young Global Leader»

Eine natürliche Ressource besitzt die Schweiz doch: das Wasser, das ihr immer auch in wirtschaftlicher und strategischer Hinsicht zum Vorteil gereicht hat. Und zwar, weil sie ihren Wasserreichtum nie als Selbstzweck angesehen hat, sondern im wahrsten Sinne des Wortes als etwas Fließendes. In Genf besteht ein zweiter «Fluss», der uns immer genützt hat, nämlich jener der Personen. Eine Tradition der Offenheit, die in Verbindung mit der individuellen Sicherheit und der politischen Stabilität umso wertvoller ist und zu unserer wirtschaftlichen Blüte beigetragen hat. Für Genf ist der Fluss ausländischer Personen eine Wachstumsquelle. In die gleiche Richtung wirkt schliesslich der Sprachfluss, der in Zukunft entscheidend sein wird: die Fähigkeit, aus der helvetischen Mehrsprachigkeit eine wirtschaftliche Schlüsselressource zu machen.

Rudolf Minsch, Chefökonom Economiesuisse

Die Schweiz verfügt über kluge Köpfe und damit über den wichtigsten Rohstoff überhaupt. Dies liegt nicht zuletzt am offenen Arbeitsmarkt und am dualen Bildungssystem. Gerade hochspezialisierte Firmen profitieren hiervon. Dies gilt für die Pharmaindustrie genauso wie für das Bankenwesen, den Maschinenbau oder die Uhrenproduktion. Viele Unternehmen produzieren in Nischenbereichen, verfügen dafür aber über eine hohe inländische Wertschöpfung. Diese diversifizierte Wirtschaftsstruktur verhindert die Abhängigkeit von einzelnen Branchen. Solange die Menschen Innovationen schaffen, solange sich die Weltwirtschaft weiterentwickelt, so lange kann auch die Schweiz weiter wachsen.

Protokoll: Florian Schwab

Die Welt in Zahlen

Die Schweiz ist der wettbewerbsfähigste Staat der Welt. Wer hier aber ein Unternehmen starten will, muss höhere bürokratische Hürden überwinden als in Ruanda, Albanien oder Griechenland.

Von Peter Keller

Warum sind manche Staaten erfolgreicher als andere? Welche Faktoren sind Voraussetzung für Wohlstand und wirtschaftliches Wachstum? Das World Economic Forum (WEF) publiziert seit 1979 einen detaillierten Index zur Wettbewerbsfähigkeit der Staaten. Die Schweiz behauptet seit fünf Jahren den Spitzenplatz auf dieser Liste. Zu den grössten Aufsteigern

gehört die Türkei, die sich vom 61. Rang (2010) auf den 44. Rang (2014) steigerte (siehe unten).

Euro-Staaten unter ihrer Limite

Das Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf (Seite 43 oben) ist der Gradmesser des Wohlstands. Ob dieser Wohlstand nur auf Pump erreicht wird, zeigt die Grafik mit den Staatsschulden,

in Prozent des BIP: Die Gründerväter des Euro setzten die Limite bei sechzig Prozent. Heute erfüllt kaum ein Euro-Staat mehr dieses Kriterium (Seite 44 oben). Bei der Steuer- und Abgabenlast für Unternehmen finden sich eher unerwartete Länder in den vordersten Rängen: Mazedonien, Kuwait und Katar bieten die besten Konditionen weltweit (Seite 44 oben).

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT

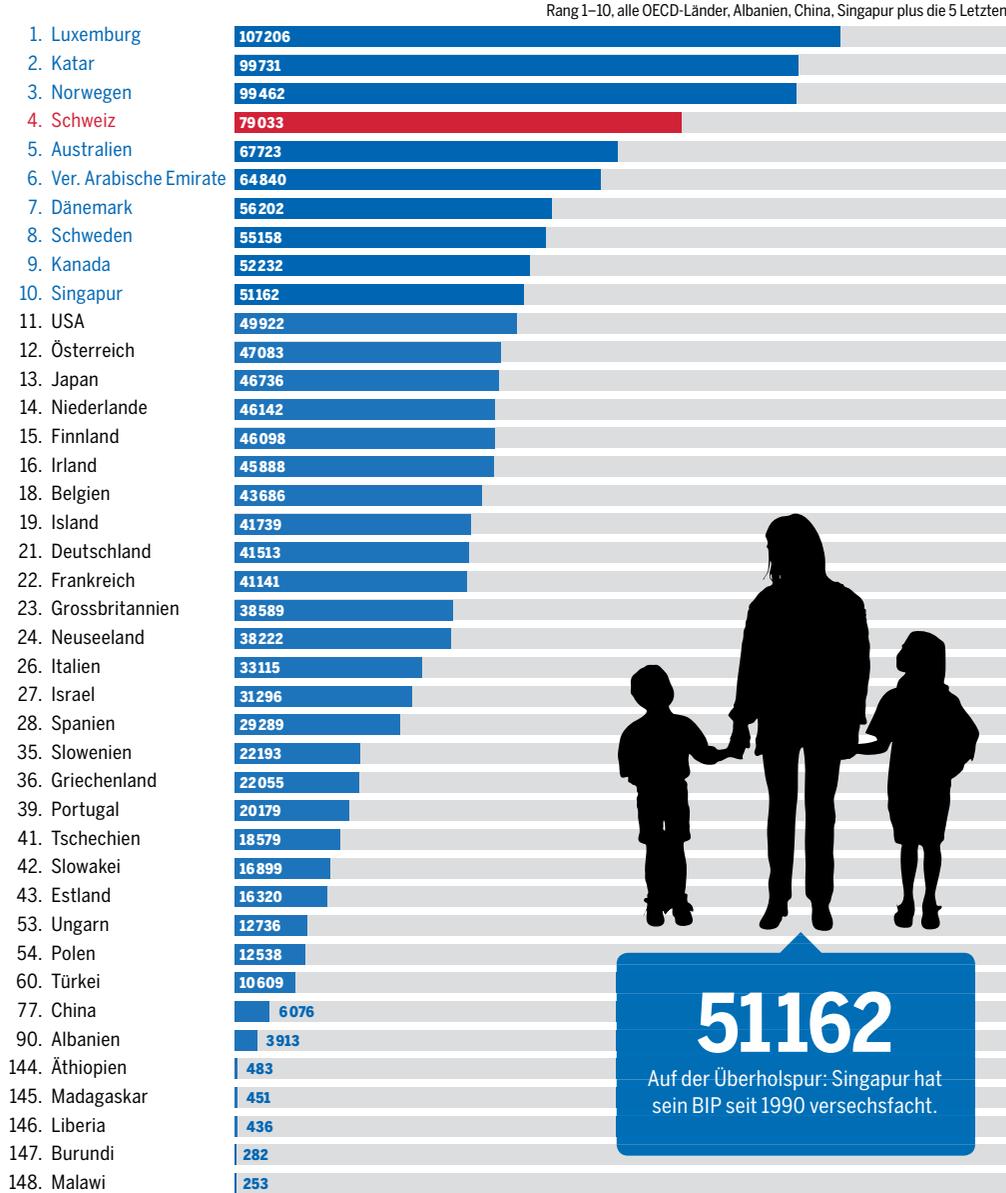
Rangliste Stand 2014 sowie Vergleich mit 2010

K. A. = Keine Angabe

2014	Land	2010	2014	Land	2010	2014	Land	2010	2014	Land	2010
1	Schweiz	1	38	Indonesien	44	75	Kroatien	77	112	Gabun	K. A.
2	Singapur	3	39	Aserbaidshjan	57	76	Rumänien	67	113	Senegal	104
3	Finnland	7	40	Panama	53	77	Marokko	75	114	Ghana	114
4	Deutschland	5	41	Malta	50	78	Slowakei	60	115	Kamerun	111
5	USA	4	42	Polen	39	79	Armenien	98	116	Gambia	90
6	Schweden	2	43	Bahrain	37	80	Seychellen	K. A.	117	Nepal	130
7	Hongkong SAR	11	44	Türkei	61	81	Laos	K. A.	118	Ägypten	81
8	Niederlande	8	45	Mauritius	55	82	Iran	69	119	Paraguay	120
9	Japan	6	46	Tschechien	36	83	Tunesien	K. A.	120	Nigeria	127
10	Grossbritannien	12	47	Barbados	43	84	Ukraine	89	121	Kirgisistan	121
11	Norwegen	14	48	Litauen	47	85	Uruguay	64	122	Kapverden	117
12	Taiwan, China	13	49	Italien	48	86	Guatemala	78	123	Lesotho	128
13	Katar	17	50	Kasachstan	72	87	Bosnien und Herzegowina	102	124	Swasiland	126
14	Kanada	10	51	Portugal	46	88	Kambodscha	109	125	Tansania	113
15	Dänemark	9	52	Lettland	70	89	Moldawien	94	126	Elfenbeinküste	129
16	Österreich	18	53	Südafrika	54	90	Namibia	74	127	Äthiopien	119
17	Belgien	19	54	Costa Rica	56	91	Griechenland	83	128	Liberia	K. A.
18	Neuseeland	23	55	Mexiko	66	92	Trinidad und Tobago	84	129	Uganda	118
19	Vereinigte Arab. Emirate	25	56	Brasilien	58	93	Sambia	115	130	Benin	103
20	Saudi-Arabien	21	57	Bulgarien	71	94	Jamaika	95	131	Simbabwe	136
21	Australien	16	58	Zypern	40	95	Albanien	88	132	Madagaskar	124
22	Luxemburg	20	59	Philippinen	85	96	Kenia	106	133	Pakistan	123
23	Frankreich	15	60	Indien	51	97	El Salvador	82	134	Venezuela	122
24	Malaysia	26	61	Peru	73	98	Bolivien	108	135	Mali	132
25	Südkorea	22	62	Slowenien	45	99	Nicaragua	112	136	Malawi	125
26	Brunei Darussalam	29	63	Ungarn	52	100	Algerien	86	137	Mosambik	131
27	Israel	24	64	Russland	66	101	Serbien	96	138	Osttimor	133
28	Irland	29	65	Sri Lanka	62	102	Guyana	110	139	Myanmar	K. A.
29	China	27	66	Ruanda	80	103	Libanon	92	140	Burkina Faso	134
30	Puerto Rico	41	67	Montenegro	49	104	Argentinien	87	141	Mauretanien	135
31	Island	31	68	Jordanien	65	105	Dominikanische Republik	101	142	Angola	K. A.
32	Estland	33	69	Kolumbien	68	106	Surinam	K. A.	143	Haiti	K. A.
33	Oman	34	70	Vietnam	59	107	Mongolei	99	144	Sierra Leone	K. A.
34	Chile	30	71	Ecuador	105	108	Libyen	K. A.	145	Jemen	K. A.
35	Spanien	42	72	Georgien	93	109	Bhutan	K. A.	146	Burundi	137
36	Kuwait	35	73	Mazedonien	79	110	Bangladesch	107	147	Guinea	K. A.
37	Thailand	38	74	Botswana	76	111	Honduras	91	148	Tschad	139

BRUTTOINLANDPRODUKT (BIP)

BIP pro Kopf 2012, in US-Dollar



SCHWEIZ



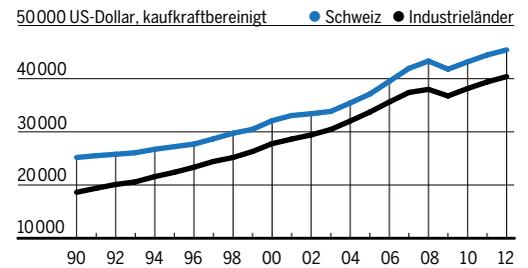
Kennzahlen 2012

Einwohner:	7,9 Mio.
BIP:	632,4 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	79 033 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012



ALBANIEN



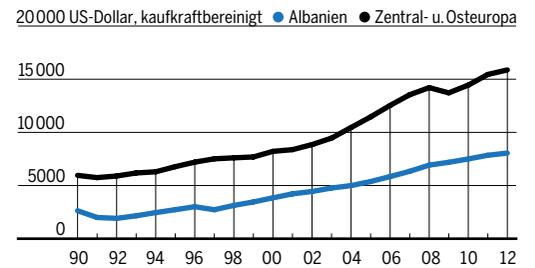
Kennzahlen 2012

Einwohner:	3,2 Mio.
BIP:	12,7 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	3913 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012



ENTWICKLUNG DER ARBEITSLOSENQUOTE IN DEN OECD-STAATEN

2005 bis 2012, in Prozent

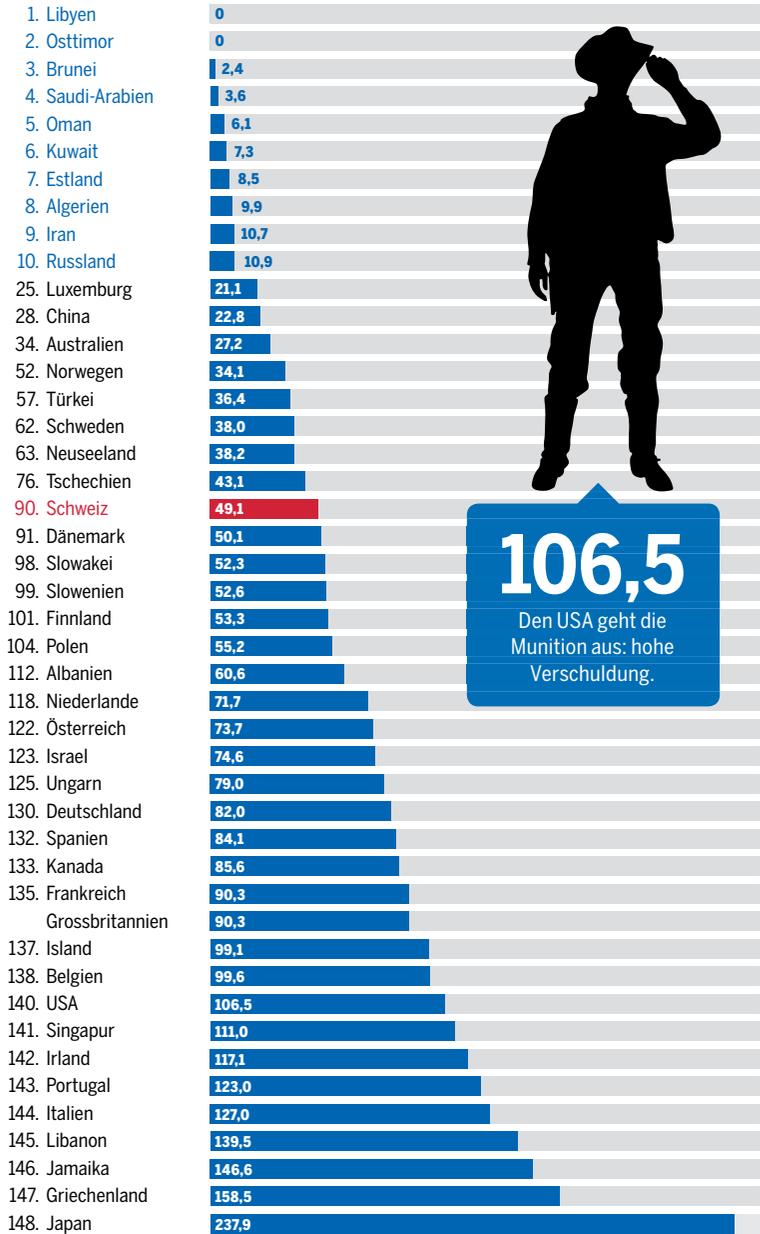
*Jahresdurchschnitt

	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012		2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012
Australien	5,1	4,9	4,5	4,3	5,7	5,3	5,2	5,4	Neuseeland	3,9	3,9	3,8	4,3	6,3	6,7	6,7	7,2
Belgien	8,5	8,3	7,5	7,0	8,0	8,4	7,2	7,6	Niederlande	5,3	4,3	3,6	3,0	3,7	4,5	4,4	5,3
Chile	8,3	7,9	7,4	8,0	10,0	8,4	7,4	6,7	Norwegen	4,7	3,5	2,6	2,6	3,2	3,7	3,3	3,3
Dänemark	4,9	4,0	3,8	3,5	6,1	7,6	7,7	7,7	Österreich	5,2	4,8	4,5	3,9	4,8	4,5	4,2	4,4
Deutschland	11,3	10,4	8,7	7,6	7,8	7,2	6,0	5,5	Polen	18,0	14,0	9,7	7,2	8,3	9,7	9,8	10,2
Estland	8,1	6,0	4,8	5,6	14,0	17,2	12,7	10,3	Portugal	8,1	8,1	8,5	8,1	10,0	11,4	13,4	16,4
Finnland	8,4	7,7	6,9	6,4	8,4	8,5	7,9	7,8	Schweden	7,8	7,1	6,2	6,3	8,5	8,7	7,9	8,1
Frankreich	8,9	8,9	8,0	7,4	9,2	9,4	9,3	9,9	Schweiz	4,5	4,1	3,7	3,4	4,2	4,6	4,1	4,3
Griechenland	10,0	9,0	8,4	7,8	9,6	12,7	17,9	24,5	Slowakei	16,2	13,3	11,0	9,6	12,1	14,4	13,6	14,0
Grossbritannien	4,7	5,5	5,3	5,4	7,8	7,9	8,0	8,1	Slowenien	6,7	6,1	5,0	4,5	6,0	7,4	8,3	9,0
Irland	4,8	4,7	4,9	5,9	12,5	14,1	14,9	15,3	Spanien	9,2	8,6	8,3	11,4	18,1	20,2	21,8	25,2
Island	2,7	3,0	2,3	3,0	7,4	7,7	7,2	6,2	Südkorea	3,9	3,6	3,4	3,3	3,8	3,8	3,5	3,3
Israel ¹	9,2	8,5	7,4	6,2	7,7	6,8	5,7	7,0	Tschechien	8,0	7,2	5,4	4,4	6,8	7,4	6,8	7,0
Italien	7,8	6,9	6,2	6,8	7,9	8,5	8,5	10,8	Türkei	10,9	10,5	10,5	11,2	14,3	12,1	10,0	9,4
Japan	4,6	4,3	4,1	4,2	5,3	5,3	4,8	4,6	Ungarn	7,2	7,5	7,4	7,9	10,1	11,2	11,0	11,0
Kanada	6,8	6,4	6,1	6,2	8,4	8,1	7,5	7,3	USA	5,1	4,7	4,7	5,8	9,4	9,8	9,1	8,2
Luxemburg	4,5	4,7	4,1	5,1	5,2	4,4	4,9	5,2	EU*	9,0	8,3	7,2	7,1	9,0	9,7		
Mexiko	3,6	3,3	3,5	3,6	5,4	5,4	5,4	5,0	OECD*	6,8	6,2	5,8	6,1	8,3	8,5	8,2	8,2

STAATSSCHULDEN

In Prozent des BIP, 2012

Rang 1–10, alle OECD-Länder, Albanien, China, Singapur plus die 5 Letzten

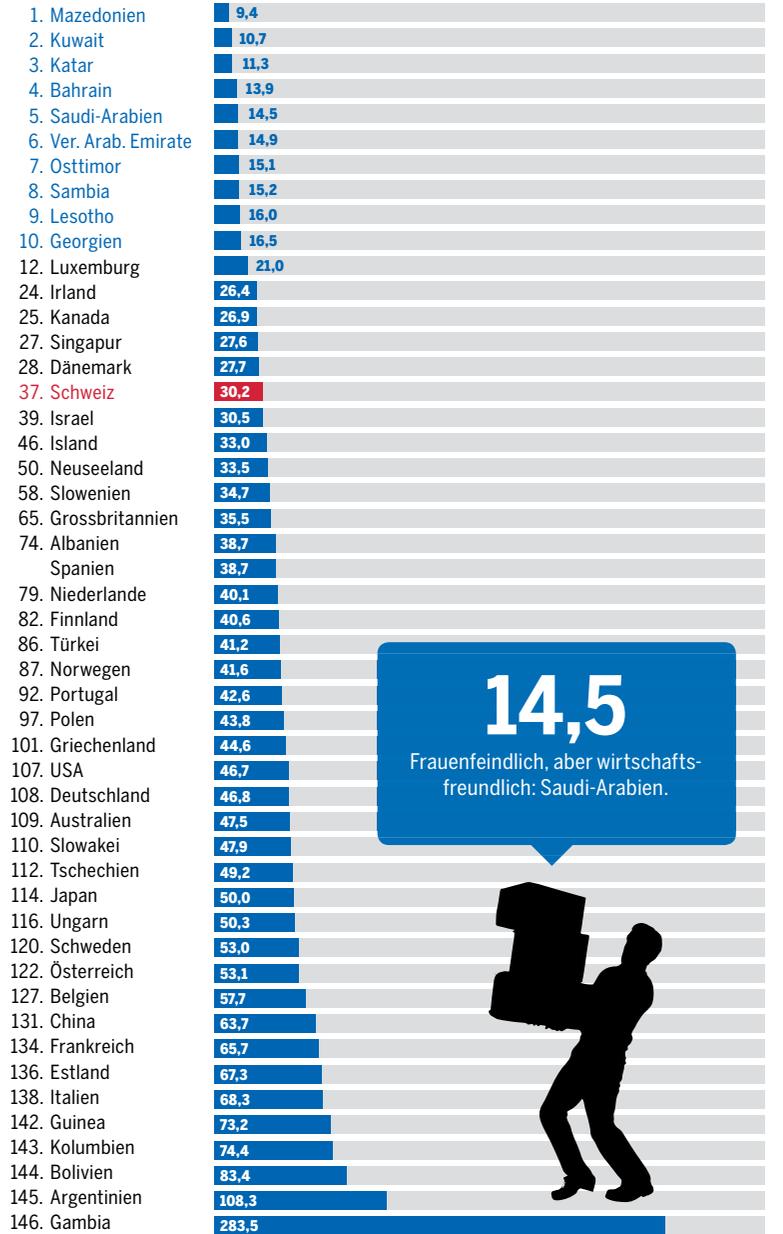


106,5
Den USA geht die Munition aus: hohe Verschuldung.

STEUER- UND ABGABENLAST FÜR UNTERNEHMEN

Steuern und Sozialabgaben (in % des Unternehmensgewinns), 2012

Rang 1–10, alle OECD-Länder, Albanien, China, Singapur plus die 5 Letzten



14,5
Frauenfeindlich, aber wirtschaftsfreundlich: Saudi-Arabien.

CHINA

Kennzahlen 2012



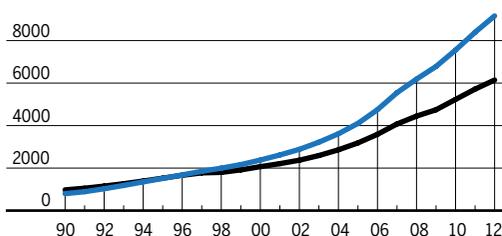
Einwohner:	1344,1 Mio.
BIP:	8227,0 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	6076 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012

10000 US-Dollar, kaufkraftbereinigt ● China ● Industrieländer Asien



FRANKREICH

Kennzahlen 2012



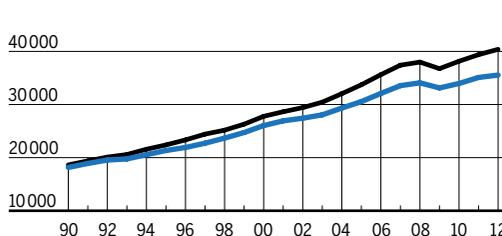
Einwohner:	65,4 Mio.
BIP:	2608,7 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	41141 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012

50000 US-Dollar, kaufkraftbereinigt ● Frankreich ● Industrieländer



DEUTSCHLAND

Kennzahlen 2012



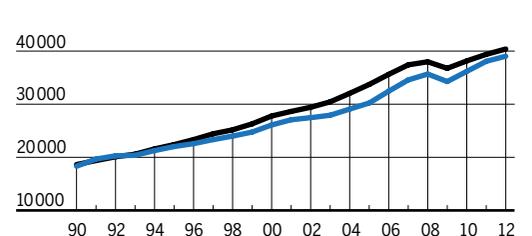
Einwohner:	81,8 Mio.
BIP:	3400,6 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	41513 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012

50000 US-Dollar, kaufkraftbereinigt ● Deutschland ● Industrieländer



START EINES UNTERNEHMENS

Benötigte Zeit in Tagen (bürokratischer Aufwand), 2012

Rang 1–10, alle OECD-Länder, Albanien, China, Singapur plus die 5 Letzten

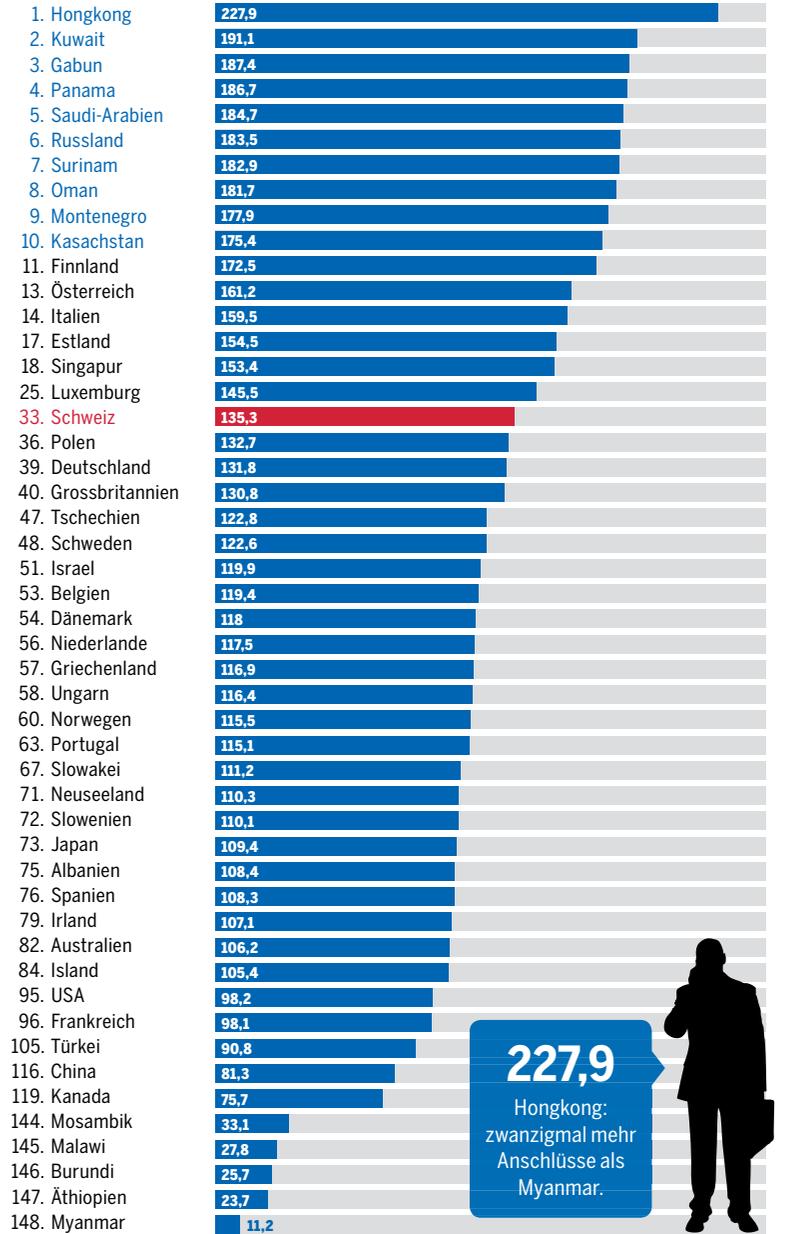


694
Viel Geduld braucht man in Surinam:
Fast zwei Jahre dauert es, bis ein
Unternehmen starten kann.

MOBILTELEFONANSCHLÜSSE

Pro 100 Einwohner, 2012

Rang 1–10, alle OECD-Länder, Albanien, China, Singapur plus die 5 Letzten



227,9
Hongkong:
zwanzigmal mehr
Anschlüsse als
Myanmar.

GRIECHENLAND

Kennzahlen 2012

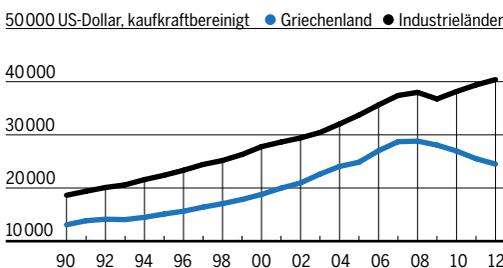


Einwohner:	11,3 Mio.
BIP:	249,2 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	22 055 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012



TÜRKEI

Kennzahlen 2012

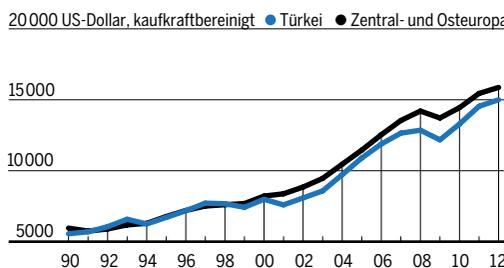


Einwohner:	73,6 Mio.
BIP:	794,5 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	10 609 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012



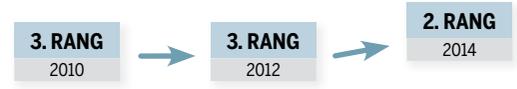
SINGAPUR

Kennzahlen 2012

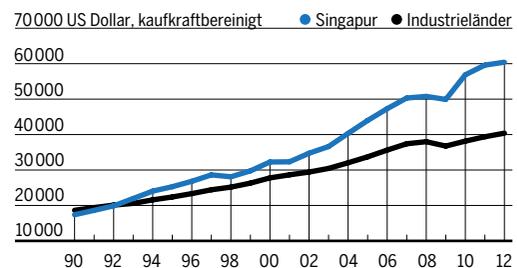


Einwohner:	5,2 Mio.
BIP:	276,5 Mrd. US-Dollar
BIP pro Kopf:	51 162 US-Dollar

INDEX DER WETTBEWERBSFÄHIGKEIT



ENTWICKLUNG BIP PRO KOPF, 1990–2012



«Karriere ist nicht alles»

UBS-Chef Sergio Ermotti blickt auf ein erfolgreiches Jahr zurück und spricht über seine Laufbahn, seine Heimat Tessin, Erziehung und Dinge, die ihm heute Kopfzerbrechen bereiten. Ein wichtiger persönlicher Grundsatz: Man sollte im Leben nie zu weit hinaus planen. *Von Roger Köppel*

Herr Ermotti, was ist Ihr wichtigster Vorsatz fürs neue Jahr?

Wir haben die letzten zwei Jahre sehr gute Fortschritte gemacht, wir sind daran, die geforderten Eigenkapitalquoten noch vor den vorgeschriebenen Terminen zu erreichen. Dann haben wir eine Reihe von Lasten der Vergangenheit bereinigt und uns im Markt wieder stark entwickelt. Auf diesem Weg müssen wir weitergehen.

Sie sind der Chef einer surreal grossen Organisation mit 60 000 Mitarbeitern. Was haben Sie sich ganz persönlich vorgenommen?

Meine eigene Person ist nicht so wichtig. Ich habe keine spezifischen privaten Vorsätze gefasst, ausser dass ich weiter die Balance zwischen Geschäft und Familie gut meistere. Ich geniesse meine Freunde, meine Familie und den Sport, aber neben der Arbeit bleibt wenig Zeit. Vor allem will ich die Entwicklung der Bank weiter vorantreiben. Auch in diesem Jahr wollen wir unsere Ziele erreichen.

Sie sind geboren und aufgewachsen im Tessin. Was bedeutet das?

Ich bin dem Tessin sehr verbunden, ich bin dort verwurzelt. Das wurde mir schon sehr früh bewusst. Ich fing mit achtzehn an zu reisen, dann folgte eine berufliche Laufbahn in London und New York, aber eines war mir und dann auch meiner Frau klar: Zu Hause fühlen wir uns in Lugano. Nie hätten wir unsere Heimat ausserhalb der Schweiz, ausserhalb des Tessins definiert.

Die Tessiner sind eine Minderheit in der Schweiz. Inwiefern hat Sie das geprägt?

Die Tessiner werden manchmal etwas unterschätzt in der Schweiz, das kann man auch als Vorteil nutzen. Intelligente Leute urteilen nicht pauschal.

Muss der Tessiner mehr leisten, um anerkannt zu werden?

Das ist häufig so bei Minderheiten. Ich habe ein Gerechtigkeitsempfinden für andere Minderheiten in der Schweiz, aber das geht nicht so weit, dass ich mich beklage über das angeblich so ungerechte Los dieser Gruppen. Ich war immer in der Minderheit, auch später bei der US-Bank Merrill Lynch, wo ich Anfang der neunziger Jahre zu den ganz wenigen Nicht-angelsachsen gehörte.

Wie hat Sie Ihre Familie geprägt?

Mein Vater war Bankangestellter und meine Mutter Hausfrau. Ich hatte eine gute und normale Kindheit.

Wie würden Sie sich als Kind beschreiben?

Ich war bis fünfzehn ein ziemlich unruhiges Kind. Studieren, arbeiten – das war alles nicht so wichtig. Mich interessierte der Sport. Ich war Fussballer, sehr ambitioniert, aber letztlich nicht gut genug, obwohl ich es bis zur Reserve in der Nationalliga geschafft habe. Mein Ziel mit fünfzehn lautete: eine Berufslehre absolvieren, damit ich mit achtzehn an die Sportsschule nach Magglingen wechseln kann, um mich zum Sportlehrer auszubilden.

Fussballprofi war keine Variante?

Das wäre ein Traum gewesen, aber ein unrealistischer. Ich musste an meine Zukunft denken, und Sportlehrer schien mir vernünftiger.

Was sagt die Art, wie Sie Fussball gespielt haben, über Ihren Charakter aus?

Ich spielte als Stürmer und im offensiven Mittelfeld immer mit vollem Einsatz. Ich war schon auch der Spieler, der auf dem Platz einen gewissen Führungsanspruch entwickelte, vor allem, als ich später Teamcaptain wurde.

Was haben Ihnen die Eltern als entscheidende Lebensweisheit mit auf den Weg gegeben?

Sicher die Bedeutung der Familie, das Zusammengehörigkeitsgefühl, das bei uns sehr ausgeprägt war und heute auch noch ist. Damit verknüpft: Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Das wurde uns vorgelebt.

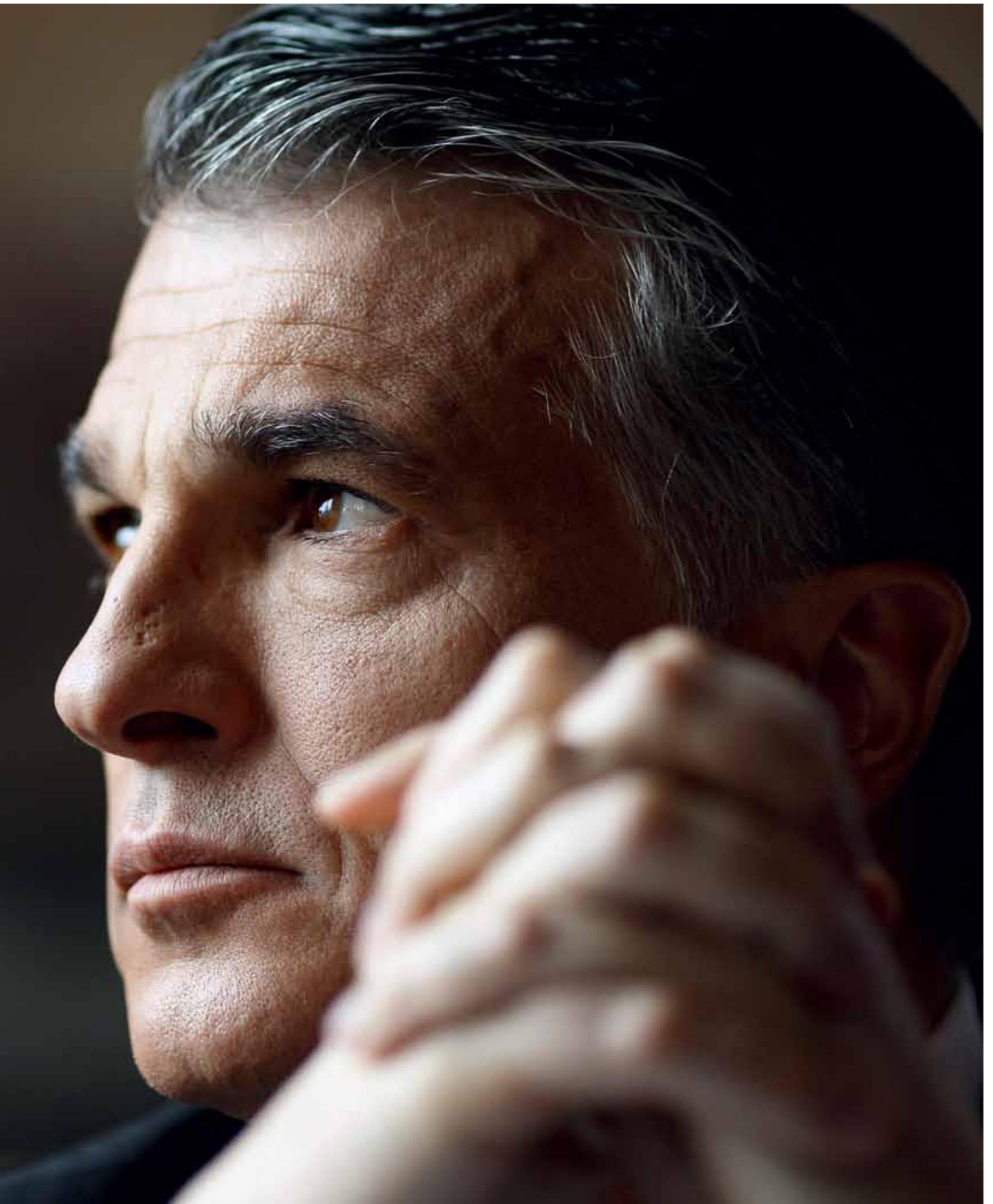
Woher kommt Ihr Ehrgeiz?

Mein Vater war sehr fleissig und hat enorm viel gearbeitet, manchmal vielleicht sogar zu viel. Ich habe als Kind gemerkt, dass er sehr früh zur Arbeit gegangen ist und erst spät am Abend wieder nach Hause kam. Wenn nötig, war er am Wochenende im Büro. Am Beispiel von ihm habe ich konkret gesehen, was es bedeutet, Verantwortung im Leben zu übernehmen – die Verantwortung ernst zu nehmen, ganz unabhängig von der Aufgabe. Das war für ihn eine sehr wichtige, ernste Sache, auch weil er uns dadurch mehr ermöglichen konnte.

Wann setzte bei Ihnen der Wille ein, es im Berufsleben ganz nach oben, in eine wichtige Position, zu bringen?

>>>

«Ich war immer in der Minderheit»: UBS-Chef



Ermotti.

Weltwoche Nr. 3.14
Bild: Michael Buholzer (Reuters)

Ich habe nie daran gedacht oder davon geträumt, CEO zu werden. Ich habe immer nur das nächste Ziel verfolgt und bin nicht irgendwelchen langfristigen Visionen hinterhergejagt. Ich bin überzeugt, dass allzu hoch gesteckte und weit entfernte Ziele nicht nur ablenken, sondern auch Quelle grosser Frustrationen sein können, wenn es dann eben nicht klappt.

Warum haben Sie sich für das Banking entschieden?

Mit fünfzehn machte ich einen schnellen Reifeprozess durch. Als ich am 4. August 1975 bei der Bank anfang, ging ich aber immer noch davon aus, dass ich nach dem Abschluss mit der Sportlehrerausbildung beginnen würde.

Sie blieben bei der Bank. Warum?

Zunächst: Ich dachte, Banking sei langweilige Schreibtischarbeit. Ich kann mich gut daran erinnern. Dann aber stellte ich fest, dass es ganz und gar nicht langweilig ist, sondern hochinteressant.

Was machte den Reiz aus?

Mich beeindruckte die Energie im Handelsraum, viele Sprachen wirbelten durcheinander. Und die Themen: Es ging nicht nur um Aktienmärkte. Man sprach über Wirtschaft, man sprach über Politik. Es war, wie wenn im Handelsraum dieser Privatbank die Welt abgebildet würde, im Grossen wie im Kleinen. Alles, was weltweit lief, beeinflusste unsere Arbeit. Ich war der Jüngste, der das alles beobachtete, und war fasziniert.

Wurde Ihr Talent früh sichtbar?

Das kann ich nicht beurteilen, aber damals entschied ich klar, dass ich Händler werden wollte. Dafür setzte ich mich mit grosser Energie ein: Lehre abschliessen, Sprachen lernen, Weiterbildungen. Mit 24 war ich der jüngste Handlungsbevollmächtigte der Bank. Mit 25 gab ich bekannt, dass ich nach Zürich gehen würde. Meine Chefs und meine Kollegen sahen das ein, doch sie sagten mir, dass ich, wenn ich in Lugano bleiben würde, wahrscheinlich schneller Karriere machen könnte. Ich ging trotzdem nach Zürich, gerade weil ich das sichere Nest hinter mir lassen wollte.

Würden Sie sich als Glückspilz bezeichnen?

Man muss sein Glück erkennen, aber mit Glück allein geht es nicht. Ich hatte im Geschäftsleben sicher Glück, weil ich fast immer gute Chefs gehabt habe. Umgekehrt habe ich nie für Vorgesetzte gearbeitet, die ich nicht respektierte. Einmal gab ich einen sehr gut dotierten Posten bei Merrill Lynch aus diesen Gründen auf, ohne dass ich wusste, was mein nächster Job sein würde.

War es ein Problem für Sie, dass Sie keinen klassischen akademischen Werdegang haben?



«Ragt etwas heraus»: Unternehmer Gates.

Nein, überhaupt nicht. Ich habe oft Leute rekrutiert, die mehr Diplome und eine bessere Ausbildung gehabt haben als ich. In London stellte ich zum Beispiel Physiker und Nuklearingenieure an. Ich empfand diese Leute nie als Bedrohung, sondern als Mitarbeiter, die halfen, unser Business und die Mannschaft noch erfolgreicher zu machen. Schlussendlich habe ich gesehen, dass viele dieser brillanten Akademiker oft hervorragende Theoretiker waren. Sie hatten aber manchmal Mühe, ihr Wissen in die Praxis umzusetzen, und das war eher meine Stärke.

Heute sind Sie der Chef einer der weltweit grössten Banken. Was ist das Wichtigste?

Mein Ziel ist es, die UBS dorthin zu bringen, wo sie hingehört – nicht nur an Kennzahlen gemessen, sondern auch an unseren Fähig-

«Zunächst dachte ich, Banking sei langweilige Schreibtischarbeit.»

keiten. Wir müssen nicht geliebt werden, aber wir sollten respektiert sein als eine der besten Banken der Welt. Die UBS geht durch einen Zyklus wie die Konzerne IBM oder Apple, die Ikonen waren, fast pleitegingen und heute wieder Ikonen sind. Ich glaube, die UBS ist dabei, wieder eine Ikone zu werden. Die Erfolgsstory soll fortgeschrieben werden.

Wachen Sie manchmal in der Nacht auf und denken trotzdem, die UBS könnte wieder in solche Schwierigkeiten kommen wie einst?

Die Wahrscheinlichkeit, dass sich so etwas wiederholt, ist gering, fast null. Null kann man nie sagen, aber es ist kaum vorstellbar. Ich sage dies in grosser Anerkennung aller Fehler, die wir gemacht haben, und der Leistungen, die erbracht wurden, um der UBS in der schwierigen Zeit zu helfen.

Was bereitet Ihnen heute am meisten Sorge?

Ganz allgemein: die Entwicklung der Schweiz als Standort einer erfolgreichen Finanzindustrie. Der Populismus nimmt zu und ist gefährlich. Es werden kurzfristige populistische Entscheidungen getroffen, die sich schlecht auf das Land und die Branche auswirken können.

Nennen Sie Beispiele.

Verstehen Sie mich recht: Ich habe nichts gegen Kritik und Diskussion, widrige Umstände motivieren mich sogar, aber wenn Banken behandelt werden, als seien sie gemeingefährliche Organisationen, denen man das Leben und Arbeiten möglichst schwer machen muss, dann wird es gefährlich. Diese Entwicklung ist auch in der Schweiz sichtbar, dabei beruht der Wohlstand der Schweiz zu einem grossen Teil auch auf dem historisch starken Finanzplatz. Wir sollten uns auf die Stärkung des Finanzplatzes konzentrieren und nicht die Sichtweisen anderer Länder importieren, die viel mehr Probleme haben als die Schweiz. Das wäre schade.

Was ist Ihre Erfahrung mit der Politik?

Es gibt viele gute Politiker, doch es kommt häufiger vor, dass ich den Satz höre: «Sie haben schon recht, aber wissen Sie, das ist nicht vermittelbar.» Viele reden öffentlich etwas anders als unter vier Augen.

Höhere Eigenkapitalquoten, wie sie Bundesräte fordern, wären Gift?

Wenn für alle Banken weltweit die gleichen hohen Quoten gelten, dann werden wir uns anpassen, kein Problem. Für unsere Kunden würde dies bedeuten, dass die Preise der Bankdienstleistungen steigen. Wir müssen ja unsere Kapitalkosten decken. Wenn aber die Schweiz viel mehr verlangt, als im Ausland notwendig ist, dann geht das nicht. Es wäre dann fast unmöglich, global wettbewerbsfähige Banken in der Schweiz zu haben.

Wird die Schweiz in zehn Jahren ein ärmeres Land sein, weil es das Bankgeheimnis nicht mehr gibt, weil viele Banken geschrumpft und verschwunden sind?

Nicht unbedingt, aber der Anpassungsprozess wird schmerzhaft sein. Wenn die Schweiz ihren Finanzplatz pflegt, wenn die Schweiz wettbewerbsfähig bleibt, dann profitiert die gesamte Wirtschaft. Ich gehe allerdings davon aus, dass wir in fünf bis zehn Jahren erheblich weniger Banken haben werden als heute.

Ist das schlimm?

Nein, nicht zwingend. Die Schweiz hat immer wieder bewiesen, dass sie sich anders und erfolgreich entwickeln kann. Es muss uns aber bewusst sein, was es bedeutet, wenn der Bankensektor kleiner wird. Ich plädiere, nicht als Bankchef, aber als Bürger, sehr dafür, dass die Schweiz ein starkes Kompetenzzentrum für Finanzgeschäfte bleiben wird. Wenn das gelingt, bleibt sowohl intellektuelles als auch tatsächliches Kapital in der Schweiz, und das ist für die gesamte Wirtschaft und die Gesellschaft gut. Ist sich die Schweiz dessen wirklich bewusst? Ich bin mir da nicht so sicher, wenn ich höre, wie leichtfertig uns öffentlich zu strategischen Anpassungen unseres Geschäftsmodells geraten wird. Solche Sprüche sind gefährliche Indizien.

Schauen wir auf die Weltkugel: Was ist Ihr dominierender Eindruck, wenn Sie das Weltgeschehen betrachten?

Es gibt viel Positives, doch was mich beunruhigt, ist ein scheinbar weltweiter Konsens, man habe die Lage jetzt im Griff. Noch vor wenigen Monaten standen die USA vor der temporären Zahlungsunfähigkeit. Die EU wankt über einem Meer ungelöster struktureller Probleme, und dass China einfach konstant hohe Wachstumsraten produziert, ist nicht selbstverständlich. Man müsste denken, dass alle Staaten unter solchen Umständen ihre Hausaufgaben machen, um sich wirtschaftlich noch besser aufzustellen. Das allerdings passiert noch nicht so stark wie erforderlich. Langfristig bin ich optimistisch. Die Frage ist nur, was passiert, bis die Probleme endlich gelöst sind.

Was ist Ihre Einstellung zur Schweiz?

Ich bin stolz, Schweizer und Tessiner zu sein. Wir Schweizer sind allerdings dabei, die Globalisierung falsch anzupacken. Relativ geht es uns gut, aber der Trend geht nicht unbedingt in die richtige Richtung. Manchmal frage ich mich auch,



Online-Selbsthilfegruppe

Sergio Ermotti

Sergio Ermotti ist seit November 2011 CEO der UBS. Der 53-jährige Tessiner absolvierte eine Banklehre bei der Cornèr Bank in Lugano. Er verfügt über das eidgenössische Diplom als Bankfachexperte und hat das Advanced Management Program der Oxford University abgeschlossen. 1985 kam er zur Citibank nach Zürich, wo er mit Aktienanleihen handelte; er stieg bis zum Resident Vice President auf. 1987 wechselte er als Vizepräsident zur amerikanischen Bank Merrill Lynch, der er in Zürich, New York und London über fünfzehn Jahre lang in verschiedenen Funktionen treu blieb. Zuletzt war er Leiter des Bereichs Global Markets and Investment Banking.

2005 übernahm Ermotti eine Stelle in der Geschäftsleitung der italienischen Bank Unicredit und wurde 2007 deren stellvertretender CEO. Im April 2011 dann folgte der Wechsel zur UBS, wo er Präsident und CEO für den Wirtschaftsraum Europa, Naher Osten und Afrika wurde. Nach dem Rücktritt von Oswald Grübel übernahm Ermotti den Posten des CEO 2011 zuerst interimistisch, dann dauerhaft. Ermotti ist verheiratet und Vater von zwei Söhnen.

ob unser Konsenssystem, das so viele Vorteile hat, nicht doch auch dazu führt, dass immer mehr Lösungen auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner gesucht werden. Die Konkordanz hat das Gefühl für Verantwortung aufgeweicht, weil man sich zu leicht hinter dem Kollektiv verstecken kann.

Schweizer, die im Ausland gearbeitet haben, sehen die Vorteile und Schwächen der Schweiz oft klarer als die Schweizer, die immer in der Schweiz waren.

Das war bei mir auch so. Meine Wertschätzung der Schweiz ist gestiegen. Trotzdem, wir müssen aufpassen. Wir müssen uns darauf konzentrieren, den Wirtschaftsstandort noch attraktiver zu machen. Ansonsten spielen wir nur Defensivfußball, ohne über das Toreschiessen nachzudenken.

Wohin driftet Europa?

Um die eigenen Probleme zu lösen, müsste Europa neben den notwendigen strukturellen Reformen mittelfristig zu einem föderalistischen Staat werden, was leider unwahrscheinlich ist. Europa braucht eine Fiskalunion, eine Armee, einen Aussenminister, einen Präsidenten. Wenn dies zustande käme, wäre Europa unschlagbar. Davon bin ich überzeugt. Aber es ist schwierig, das zu erreichen, weil die Interessen so unterschiedlich sind. Hier könnte Europa von der Schweiz lernen. Aber graduell wird man

so ein Europa wohl nicht bauen können, es brauchte ein extremes Problem, zu dessen Lösung sich die europäischen Staaten zusammenschliessen müssten.

China: Sind Sie zuversichtlich?

China wird ein Treiber der Wirtschaft sein und weiter wachsen, aber man sollte die USA nicht abschreiben. Es ist unglaublich, wie die Amerikaner kommen.

Welche Person hat Sie am meisten beeindruckt?

Wahrscheinlich Nelson Mandela, den ich mal bei einem Mittagessen kennenlernte. Er war damals etwa achtzig Jahre alt. Sein Charisma war enorm. Beeindruckend fand ich, wie er auch von ehemaligen Widersachern respektiert wurde – auch weil er ihnen verzieh, was in der Vergangenheit passiert war.

Wer ist der heute genialste Unternehmer?

Es gibt viele, und es ist daher schwierig, sich festzulegen, aber Bill Gates ragt etwas heraus, auch wenn er nicht mehr aktiv ist. Microsoft hat bis jetzt alle Technologierevolutionen gemeistert und überstanden. Viele IT-Ikonen sind verschwunden oder durch extreme Krisen gegangen. Microsoft war immer konstant.

Wir haben jetzt viel über Erfolg gesprochen. Wie gehen Sie mit Misserfolg um, auch dem persönlichen?

Zuerst: Ich «überfeiere» nie Erfolge. Ich nehme Erfolge mit einer gewissen Zurückhaltung und Skepsis zur Kenntnis. Das Leben geht weiter. Am Boden bleiben! Mitte dreissig hatte ich ein paar schwierige Jahre bei Merrill Lynch. Ich biss mich durch und kam aus der Situation stärker raus, als ich vorher war. Aber wie ich schon gesagt habe, Sie können Ihre Karriere nicht langfristig planen.

Daraus folgt: Das Wichtigste im Leben ist die Familie.

Für mich: Ja.

Was geben Sie Ihren beiden Söhnen mit auf den Weg?

Dass sie ihr Studium beenden sollen. Falsche Weichenstellungen in der Jugend können heute, vielleicht stärker als früher, das Leben beeinflussen. Ich hoffe, dass es weiterhin Beispiele gibt, wonach Leute, die eine Lehre gemacht haben, auf Positionen kommen wie ich. Immerhin ist es heute einfacher, eine akademische Ausbildung zu machen und eine Lehre, früher war dies schwieriger. Die Schweiz hat ein hervorragendes duales Bildungssystem, um das uns alle beneiden.

Setzen Sie, der ehemalige ambitionierte Sportler und erfolgreiche Chef, Ihre Kinder unter Druck, die Besten zu sein?

Nein, sie müssen nicht die Besten sein. Sie sollen so gut sein, dass sie ihr Leben bestimmen können und machen, was ihnen Freude bereitet. Karriere ist nicht alles. Glücklicher sein ist wichtiger. ○

«Meine Gegner behaupten allerhand»

Kolumbien gehört zu den Spitzenreitern Lateinamerikas. Präsident Juan Manuel Santos, einer der «100 Global Leaders of Tomorrow» des WEF, will die Zusammenarbeit mit der Schweiz vertiefen. Ungleichheit und Armut in seinem Land will er aggressiv bekämpfen. *Von Florian Schwab*

Herr Präsident Santos, Sie reisen gerade mit drei Ministern nach Davos. Warum?

Professor Schwab ermutigt uns seit mehreren Jahren, mit einer hohen Regierungsdelegation ans WEF zu kommen. Der Zeitpunkt ist günstig, weil Kolumbien an einer entscheidenden Wegmarke seiner Geschichte steht. Die wirtschaftliche Entwicklung ist sehr solide. Im letzten Trimester des Jahres 2013 ist unsere Wirtschaft stärker gewachsen als in allen anderen Ländern des Kontinents. Die Friedensgespräche mit der Guerilla, die derzeit in Havanna stattfinden, nehmen einen vielversprechenden Verlauf. Wir sind jetzt in einer guten Position, um uns der Welt als stabile Demokratie und erfolgreiche Wirtschaft mit guten Zukunftsaussichten vorzustellen.

Ist das Ihre Botschaft für Davos 2014?

Ja, genau. Zudem möchten wir Kolumbien als immer attraktiveren Standort für Investitionen präsentieren.

Das WEF ist in Südamerika sehr aktiv, wo es auch ein jährliches Regionaltreffen abhält. Was bedeutet dies für Kolumbien?

Als «Global Leader of Tomorrow» des WEF (1993) habe ich dieses schon vor vielen Jahren als Ort schätzen gelernt, wo man Leute kennenlernt, mit denen man dann gemeinsame Anstrengungen unternimmt, um die Wirtschaft aller Länder in eine gute Richtung zu lenken. In der stärkeren Präsenz des WEF in Südamerika widerspiegelt sich aber auch die wachsende wirtschaftliche Bedeutung des Kontinents. In Lateinamerika gibt es nach wie vor enorme Chancen, und darauf lenkt das WEF den Blick.

Wird am WEF nur gesprochen, oder entsteht auch Konkretes daraus?

Dazu kann ich Ihnen folgende Anekdote erzählen: Vor einigen Jahren legte mir in Davos ein ehemaliger britischer Verteidigungsminister die Idee einer Pazifik-Allianz zwischen den vier wichtigsten Ländern der Region dar. Mit dieser habe ich dann den damaligen peruanischen Präsidenten Alan García vertraut gemacht, der sie dann vorangetrieben hat. Mittlerweile sind wir so weit, dass wir nach dem WEF die Verträge für eine engere Zusammenarbeit zwischen Mexiko, Chile, Peru und Kolumbien unterschreiben und dadurch den wichtigsten Integrationsprozess konkretisieren, der momentan auf der Welt stattfindet.

Seit Mitte 2011 ist ein Freihandelsabkommen zwischen Ihrem Land und der Schweiz in Kraft – ein Erfolg?

Bis jetzt bin ich nicht zufrieden. Der gegenseitige Handel könnte viel stärker davon profitieren. Im vergangenen Jahr betrug die kolumbianischen Exporte in die Schweiz nicht einmal 400 Millionen US-Dollar. Das Potenzial wäre viel grösser. Daher sollten beide Länder die Möglichkeiten besser kommunizieren.

Worauf führen Sie die schleppende Entwicklung des Handels zurück?

Abgesehen von Firmen wie Nestlé, die seit vielen Jahrzehnten in Kolumbien investie-

ren, sind die Chancen, die Kolumbien bietet, vielen offenbar noch nicht bekannt genug. Das gilt aber in beide Richtungen, daher braucht es mehr Austausch.

In der Schweiz findet seit einiger Zeit eine intensive Debatte über Rohstofffirmen wie Glencore statt, die auch in Kolumbien tätig sind. Wie sehen Sie solche Unternehmen?

Kolumbien ist ein Freund ausländischer Investitionen. Das wird auch an den gesetzlichen Rahmenbedingungen deutlich. Solche Firmen tragen zum Wachstum und zum Technologietransfer bei. Dabei sage ich jeder Firma, die in Kolumbien investieren möchte:



«Schwarze Propaganda»: Kolumbiens Präsident Santos.

Wir erwarten von ihr, dass sie sozial und ökologisch verantwortlich handelt und ihre Steuern bezahlt. Unter dieser Voraussetzung trägt die ausländische Investition zu unser aller Wohlstand bei. Wenn wir das hohe Wirtschaftswachstum aufrechterhalten wollen, brauchen wir Investitionen. Aktuell haben wir das höchste Wachstum in Lateinamerika. **Was ist derzeit Thema der zwischenstaatlichen Beziehungen Ihres Landes und der Schweiz?**

Die zwischenstaatlichen Beziehungen sind sehr gut. Die Schweiz gehört zu den Beobachterstaaten der neuen Pazifik-Allianz und zeigt wachsendes Interesse an Lateinamerika. Falls unsere Friedensgespräche erfolgreich sind, würden wir uns freuen, wenn die Schweiz die anschließende Phase der Konfliktbewältigung begleiten würde. Sie hat sich historisch immer für den Frieden starkgemacht. In Davos treffe ich den Schweizer Bundespräsidenten, um zu besprechen, wo wir die Zusammenarbeit vertiefen könnten.



Würdigt die Schweizer Regierung die Fortschritte in Kolumbien genügend? Wenn man die Reisehinweise des Auswärtigen Amtes liest, dann überlegt man sich eine Reise oder eine Investition zweimal.

Es gibt noch viele Leute, welche von der Vergangenheit auf die Gegenwart schliessen. Allgemein wünschen wir uns, dass die positive und sehr schnelle Dynamik hin zur Verbesserung stärker beachtet wird.

Gibt es in Kolumbien noch Gegenden, in die sich kein Tourist wagen sollte?

Zwar ist heute fast das gesamte Staatsgebiet unter der Kontrolle der Regierung. Dennoch gibt es in manchen Gegenden bewaffnete, illegale Gruppen. Kolumbien ist kein Paradies. Wir wissen wohl, dass es noch viel zu tun gibt.

In vielen Schwellenländern bereiten die sinkenden Rohstoffpreise Sorgen. Auch in Kolumbien?

Ja – nehmen Sie zum Beispiel den Kaffeepreis. Von diesem hängt die Kaufkraft von einer halben Million Kaffeebauern in meinem Land ab. Er ist aber von drei auf einen US-Dollar gesunken. Glücklicherweise konnten diese Effekte durch eine höhere Binnennachfrage kompensiert werden, zu der wir auch mit öffentlichen Investitionen beigetragen haben.

Die amerikanische Notenbank hat angekündigt, ihre Politik des billigen Geldes zu verlangsamen, was zu einem Abfluss von Investitionen aus Lateinamerika führen könnte.

Mit diesem Effekt muss man rechnen. Kolumbien betreibt aus dem Grund eine sehr vorsichtige Geld- und Fiskalpolitik. Die Inflation ist auf rekordtiefem Niveau, und die Staatsschulden haben wir weiter gesenkt, so dass wir zumindest in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten haben werden. Aber offensichtlich hat das, was auf der Welt passiert, einen Einfluss auf unsere Wirtschaft.

Ihr Land wird belastet vom Erbe, der vermutlich grösste Kokainproduzent weltweit gewesen zu sein. Was ist das grössere Problem: der Drogenkonsum oder die mit der Prohibition verbundenen Schwierigkeiten?

Kolumbien hat wie kein anderes Land auf der Welt unter der Geissel des Drogenhandels gelitten. Gleichzeitig sind wir das Land, welches die Kokainproduktion am stärksten senken konnte. Mit dieser Erfahrung im Rücken sage ich, dass der mehr als vier Jahrzehnte währende «Krieg gegen die Drogen» bis jetzt nicht gewonnen ist und wir daher neue Strategien entwickeln müssen.

Würde eine Legalisierung in entwickelten Ländern helfen?

Auf diese Frage muss die internationale Gemeinschaft eine gemeinsame Antwort entwickeln. Kein Land kann hier vorpreschen. Wir müssen die ganze Kette des Drogenhan-

dels bekämpfen und so den bewaffneten Gruppen des Drogenhandels die illegitimen Gewinne austrocknen. Zu diesem Gesamtproblem gehört auch der Drogenkonsum, und ich hoffe, dass wir das ab 2016 in der Uno grundlegend diskutieren können.

Ihr Amtsvorgänger Álvaro Uribe wirft Ihnen vor, dass Sie dabei sind, die positiven Resultate seiner Regierung zu verspielen.

Ich kann nur dazu ermutigen, sich an die Zahlen und Fakten zu halten. Die Sicherheitslage ist heute besser als vor dreieinhalb Jahren, die Mordrate tiefer. Gleichzeitig haben sowohl das Wirtschaftswachstum als auch die Investitionen zugenommen. Wir haben in den letzten Jahren so viel neue Beschäftigung geschaffen wie niemals zuvor.

In persönlicher Hinsicht ist Ihr Zerwürfnis mit Uribe erstaunlich. Immerhin waren Sie Verteidigungsminister in seinem Kabinett.

Das ist eine sehr traurige Entwicklung. Ich habe immer gesagt, dass meine Tür für eine Verständigung mit meinem Vorgänger offen steht. Aus politischen Gründen will er das nicht und kultiviert ein anderes Klima. So ist die Politik! Das hat keinen Einfluss auf die gute Richtung, in die unser Land geht.

Kritiker um Uribe werfen Ihnen vor, bei den Verhandlungen in Havanna zu viele Konzessionen zu machen. So steht eine Art Generalamnestie für die marxistischen Farc-Rebellen zur Diskussion.

Wer sagt das?

Man kann es überall lesen.

Das ist eine Verdrehung, mit der meine Gegner den Friedensprozess sabotieren wollen. Es wird keine Straffreiheit geben. Geplant ist wie bei jeder Konfliktlösung eine Übergangsgerechtigkeit, die erstmals in der Geschichte die Opfer der bewaffneten Konflikte ins Zentrum stellt, diese entschädigt und eventuelle Landenteignungen rückgängig macht. Meine Gegner behaupten allerhand, so auch, dass ich die Armee abschaffen wolle. Das ist alles schwarze Propaganda aus politischen Gründen.

Wo stehen Sie derzeit in den Friedensgesprächen?

Von fünf grossen Verhandlungsthemen haben wir zwei abgeschlossen. Das dritte wird gerade verhandelt. Ich habe immer gesagt, dass wir den Optimismus mit Vorsicht mischen müssen, denn es gibt noch viele Hindernisse. Trotzdem bin ich heute zuversichtlicher als noch vor einem Jahr.

Sie bewerben sich im Mai erneut um das Amt des Präsidenten. Mit welcher Perspektive?

Die Friedensverhandlungen abzuschliessen und damit einen fünfzig Jahre dauernden Konflikt zu beenden. Zudem möchte ich den bisherigen Reformeifer aufrechterhalten. Durch unsere aggressive Sozialpolitik haben wir die Armut und die Ungleichheit reduziert. Diese Aufgabe möchte ich abschliessen. ○



Amerika

Luftschlösser wie eh und je

Für Präsident Barack Obama konnte das alte Jahr nicht schnell genug zu Ende gehen. Um der politischen Debatte im Land eine andere Richtung zu geben, setzt er jetzt auf die Bekämpfung der Armut.

Von Matthias Rüb und Roland Vorlauffer (Illustration)

Da war zunächst die Gesundheitsreform, Obamas wichtigstes innenpolitisches Vorhaben. Die Durchsetzung des schon im März 2010 vom Kongress beschlossenen Gesetzespakets «Obamacare» war im Oktober 2013 wegen peinlicher Pannen gründlich danebengegangen: Die Website der Regierung, auf der die neuen Versicherungspolice hätten verkauft werden sollen, brach zusammen und musste für allfällige Reparaturen wochenlang abgeschaltet werden.

Dazu hatte sich gezeigt, dass das Versprechen Obamas aus dem Wahlkampf 2012 gegen seinen republikanischen Herausforderer Mitt Romney, wonach niemand wegen der neuen gesetzlichen Bestimmungen zur Aufgabe seiner bestehenden Versicherung gezwungen werde, wenig wert war: Bis zum Jahresende verloren 4,7 Millionen Amerikaner ihren Versicherungsschutz, weil ihre alten Police die neuen Mindestanforderungen von «Obamacare» nicht erfüllten. Im Gegenzug konnten nur etwa zwei Millionen Amerikaner, die bis dahin nicht gegen den Krankheitsfall versichert waren, neue Versicherungspolice erwerben. In Umfragen Ende November zeigten sich 42 Prozent der Befragten mit Obamas Amtsführung zufrieden: der schlechteste Wert in seiner Amtszeit.

Auch die Debatten über Obamas globalen Drohnenkrieg gegen mutmassliche Terroristen und über die ausufernde Schnüffelpraxis des Geheimdienstes NSA machten dem Präsidenten wenig Freude. Denn der amerikanischen und der internationalen Öffentlichkeit dämmerte endlich, dass der Friedensnobelpreisträger des Jahres 2009 fragwürdige Praktiken im Kampf gegen den Terrorismus, die er am Amtsvorgänger George W. Bush einst scharf kritisiert hatte, von diesem nicht nur übernommen, sondern noch ausgeweitet hatte.

Der Irak, aus dem Obama Ende 2011 überstürzt alle amerikanischen Truppen abgezogen hatte, versank wieder in den Gewaltwellen al-Qaidas. Das Terrornetz mischte auch im Bürgerkrieg in Syrien kräftig mit, wo sich der Tyrann Baschar al-Assad dank russischer und iranischer Unterstützung sowie gegen den erklärten Willen Washingtons noch immer an der

Macht halten kann. Schliesslich Afghanistan: Würde dem Hindukusch nach dem Abzug der amerikanischen Kampftruppen Ende 2014 das gleiche Schicksal blühen wie dem Zweistromland? Ein Frieden im Nahen Osten? Demokratie und Stabilität in der arabischen Welt? Ein Ende des Atomstreits mit dem Iran und Nordkorea? Luftschlösser wie eh und je.

Immer linkere Positionen

Bei alledem zeigt die amerikanische Volkswirtschaft Dynamik. Die tiefe Rezession von 2008 scheint endgültig überwunden: mehr

zurückgegangen. Ausgaben für allerlei Sozialprogramme in Höhe von insgesamt 20 Billionen Dollar haben zu einer Frontenverschiebung um gerade einmal vier Prozentpunkte geführt.

Es sei an der Zeit, nach fünfzig Jahren die Niederlage in diesem «Krieg» anzuerkennen und nicht länger Steuergelder in ein Fass ohne Boden zu kippen, argumentieren die meisten Republikaner. Auch die zusätzlichen 800 Milliarden Dollar zur Ankurbelung der Konjunktur, die Obama seit seinem Amtsantritt Anfang 2009 ausgegeben hat, hätten den staatlichen Schuldenberg auf jetzt mehr als 17 Billionen Dollar anwachsen lassen. Dem halten Obama und die Demokraten entgegen, dass die krasse Einkommensungleichheit die «prägende Herausforderung unserer Zeit» sei, die Amerika nur durch weitere staatliche Interventionen bewältigen könne. Die Reduzierung der Staatsschuld könne warten.

Obama nimmt in dem Grundsatzkonflikt um den Einfluss des Staates auf Wirtschaft und Gesellschaft sowie um die Rolle Amerikas in der Welt immer deutlicher linke Positionen ein. Dem Aktivismus an der sozialpolitischen «Heimatfront», dem verstärkten Einsatz für Randgruppen und Minderheiten daheim steht das Bestreben gegenüber, sich aus den vielen Händeln in Übersee herauszuhalten, die Konflikte genau zu beobachten und bei Gefahr für Amerika allenfalls mit ferngesteuerten Präzisionswaffen und Spezialkommandos einzugreifen.

Ob die Amerikaner Obama auf dessen innerer Mission folgen, die USA vom gelobten Land des Unternehmergeistes, der Risikobereitschaft und der Eigenverantwortung zu einem Sozialstaat europäischen Musters umzubauen, steht dahin. Lyndon B. Johnsons «Krieg gegen die Armut» ist ein halbes Jahrhundert nach dem Marschbefehl vom Januar 1964 so umstritten wie eh und je. Bei Obamas Einsatz für die allgemeine Krankenversicherungspflicht, für höhere Mindestlöhne und jüngst für die subventionsfinanzierte Schaffung von sogenannten *promise zones* in besonders armen Stadtvierteln und Landstrichen dürfte es nicht anders sein.

Matthias Rüb war bis vor wenigen Wochen Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in den USA. Neu berichtet er aus São Paulo, Brasilien.



Jobs, eine Wachstumsquote von gegen drei Prozent, steigende Devisenzuflüsse und Investitionen, stabile Preise, kräftiger Konsum.

Da entdeckt der Präsident ein neues Thema: den Kampf gegen Armut und soziale Ungleichheit. In Wahrheit ist die Debatte, die Obama seit Jahresbeginn nach Kräften vorantreibt, natürlich gar nicht neu. Im Januar 1964 hatte der demokratische Präsident Lyndon B. Johnson den «bedingungslosen Krieg gegen die Armut» in Amerika ausgerufen. Ein halbes Jahrhundert später hat der Feind noch immer nicht kapituliert. Nach der amtlichen Statistik, deren Berechnungsgrundlage freilich umstritten bleibt, ist der Anteil der Armen in der amerikanischen Gesellschaft von damals 19 auf heute 15 Prozent

ALPINE LUXURY WITH AN ASIAN TWIST



THE CHEDI ANDERMATT FREUT SICH AUF IHREN BESUCH

Traditionelle alpine Bauweise in modernster Gestaltung: Das Fünfsternehaus The Chedi Andermatt ist die erste Adresse der asiatischen Luxushotelkette GHM im deutschsprachigen Raum. In einer schneesicheren Wintersportregion gelegen und keine zwei Stunden von Zürich und Mailand entfernt, vereint das Hotel anmutige asiatische Gastfreundschaft und Schweizer Präzision. Zwei erstklassige Restaurants und ein grosszügiger Spa sorgen für unvergessliche Erlebnisse von bleibendem Wert. Buchen Sie jetzt einen Aufenthalt und erleben Sie die Zentralschweiz von einer ganz neuen Seite.

THE CHEDI

ANDERMATT, SWITZERLAND

«Mein wichtigster Kampf»

Schwergewichts-Boxweltmeister Witali Klitschko will Präsident der Ukraine werden und führt die Strassenproteste gegen Amtsinhaber Wiktor Janukowitsch an. Hier spricht er über die aktuelle Krise, seine Reformpläne, Putins Russland und den perfekten K.-o.-Schlag. *Von Philipp Gut*

Seit Wochen wird in Kiew demonstriert, in den Strassen stehen Barrikaden. Sie selber haben am Wochenende zu einem Generalstreik und zu Sanktionen gegen die eigene Regierung aufgerufen. Was haben Sie gegen Präsident Wiktor Janukowitsch?

Diese Frage stellt sich nicht nur für mich, sondern für jeden, der auf den Hauptplatz Majdan geht, um zu demonstrieren. 80 Prozent der Ukrainer sind gegen die Regierung. Ich beobachte eine riesige Protestlaune, die Leute sind unzufrieden.

Womit?

Sie haben keine Arbeit, keine soziale Sicherheit. Die Ukraine ist einer der korrumpertesten Staaten Europas. Die Menschen sehen schlicht keine Zukunft. Sieben Millionen Ukrainer arbeiten im Ausland.

Und daran ist der demokratisch gewählte Präsident schuld?

Janukowitsch regiert ohne Gesetze. Er hat sich über die Konstitution erhoben und aus der parlamentarischen Republik eine präsidiale gemacht. Er hat heute die absolute Macht. Daher trägt er auch die Verantwortung. Die Leute auf der Strasse haben genug von der Einschränkung der Pressefreiheit, der Verletzung der Menschenrechte, der Korruption. Janukowitsch hat viel versprochen und nichts gehalten. Wir hatten grosse Hoffnungen in das Abkommen mit der Europäischen Union, das endlich notwendige Reformen gebracht hätte. Stattdessen machte der Präsident heimlich einen Deal mit Russland. Deshalb gingen die Menschen auf die Strasse. Wir nennen die Protestbewegung «Euro-Majdan», weil wir europäische Standards in unser Land bringen wollen.

Brüssel-Europa ist in der vielleicht grössten Krise seiner Geschichte, es gibt Zerfallserscheinungen. Sie wollen ausgerechnet dieser Union beitreten?

Die EU hat die wichtigsten Werte etabliert: Demokratie, freie Marktwirtschaft, Menschenrechte, Gewaltenteilung. Diese Standards sind weltbekannt. Wieso können wir sie nicht umsetzen? Seit 22 Jahren, seit dem Ende der Sowjetzeit, verspricht man uns Reformen, passiert ist nichts. Die Geduld der Leute ist an ihr Ende gekommen.

Auf dem besetzten Majdan-Platz sieht man Flaggen und Plakate unterschiedlicher Parteien und Gruppierungen. Was haben sie gemeinsam?

Den Kampf gegen das Regime. Und für europäische Werte.

Ihre Partei Udar präsentiert sich als Reformkraft. Was wollen Sie zuerst angehen?

Zuallererst müssen wir die Korruption zerstören. Sonst lassen sich keine Reformen durchführen. Erste Priorität hat die Reform der Justiz. Danach eine Steuer- und Wirtschaftsreform. Stellen Sie sich vor: Der Ukrainer muss heute 28 verschiedene Steuern bezahlen, es ist das komplizierteste Steuersystem in Europa. Die Wirtschaft ist eine staatliche Monopolwirtschaft, es gibt keine Konkurrenz, keine kleinen und mittelständischen Unternehmen. Daher fehlen Arbeitsplätze und Einkommen.

Was schlagen Sie vor, eine Flat Tax?

Wir müssen das Steuersystem radikal vereinfachen. Heute ist es ein Machtinstrument in den Händen des Regimes und der Bürokratie. Wenn ein Steuerinspektor eine Firma besucht, hat das nur einen Grund: Die Probleme werden unter dem Tisch gelöst. Sie verstehen, was ich meine.

Wir landen wieder bei der Korruption. Lässt sie sich überhaupt in absehbarer Zeit beseitigen?

Ein gutes Beispiel ist Georgien, eine der korrumpertesten ehemaligen Sowjetrepubliken. Ich besuchte das Land 2005, dann wieder letztes

«Sogar die Oligarchen sagen mir, dass sie Reformen wollen.»

Jahr – und war sehr beeindruckt. Die Korruption ist verschwunden. Die Bürger vertrauen den Behörden heute mehr als der Kirche. Ich sprach mit dem ehemaligen georgischen Präsidenten Micheil Saakaschwili und sagte: «Georgien ist ein kleines Land, die Ukraine ist sehr gross. Also wird es viel schwieriger sein, die Korruption hier zu beseitigen.» Saakaschwili widersprach: «Wenn es sogar im Kaukasus gelingt, dann müsste es auch in der Ukraine möglich sein.» Entscheidend ist: Jeder muss bei sich selber anfangen. Ich bin fest überzeugt, dass wir in wenigen Jahren gewaltige Fortschritte machen können. Wir sind Europäer! Wenn in Deutschland oder in der Schweiz jemand die Gesetze bricht, wird er bestraft. In der Ukraine gelten solche Regeln nicht. Deshalb das Chaos. Deshalb das Misstrauen in Politiker und Behörden.

Am Wochenende haben Sie zu landesweiten Streiks und westlichen Sanktionen gegen die eigene Regierung aufgerufen. Fürchten Sie nicht, bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen zu provozieren?

Präsident Janukowitsch spaltet das Land, nicht ich. Die Regierung ist unfähig, sie kann keinerlei Erfolge vorweisen. Deshalb versucht, sie die Aufmerksamkeit der Leute abzulenken, indem sie etwa die Ost-Ukrainer gegen die West-Ukrainer ausspielt. Doch es ist egal, wo jemand lebt, welche Sprache er spricht, welche Mentalität er hat. Jeder Ukrainer will einen sicheren Arbeitsplatz. Jeder Jugendliche will eine gute Ausbildung und einen garantierten Job. Jeder Beamte will soziale Sicherheit. Jeder Bauer will einen gesicherten Ertrag. Jeder Investor will Rechtsicherheit. Es ist die Aufgabe der Politiker, diesen Menschen eine Zukunft zu geben.

Nochmals: Besteht nicht die Gefahr, dass die Proteste zu Gewaltakten führen?

Wir stehen seit fast zwei Monaten auf der Strasse und haben immer betont, dass die Demonstrationen friedlich sind. Es gibt zwar Leute mit radikalen Absichten, aber wir sagen ihnen, dass dies der falsche Weg ist. Das ist gefährlich und kann zu einem Bürgerkrieg führen. Das wollen wir nicht.

Wenn Sie zu Streiks und Sanktionen aufrufen, spielen Sie mit dem Feuer.

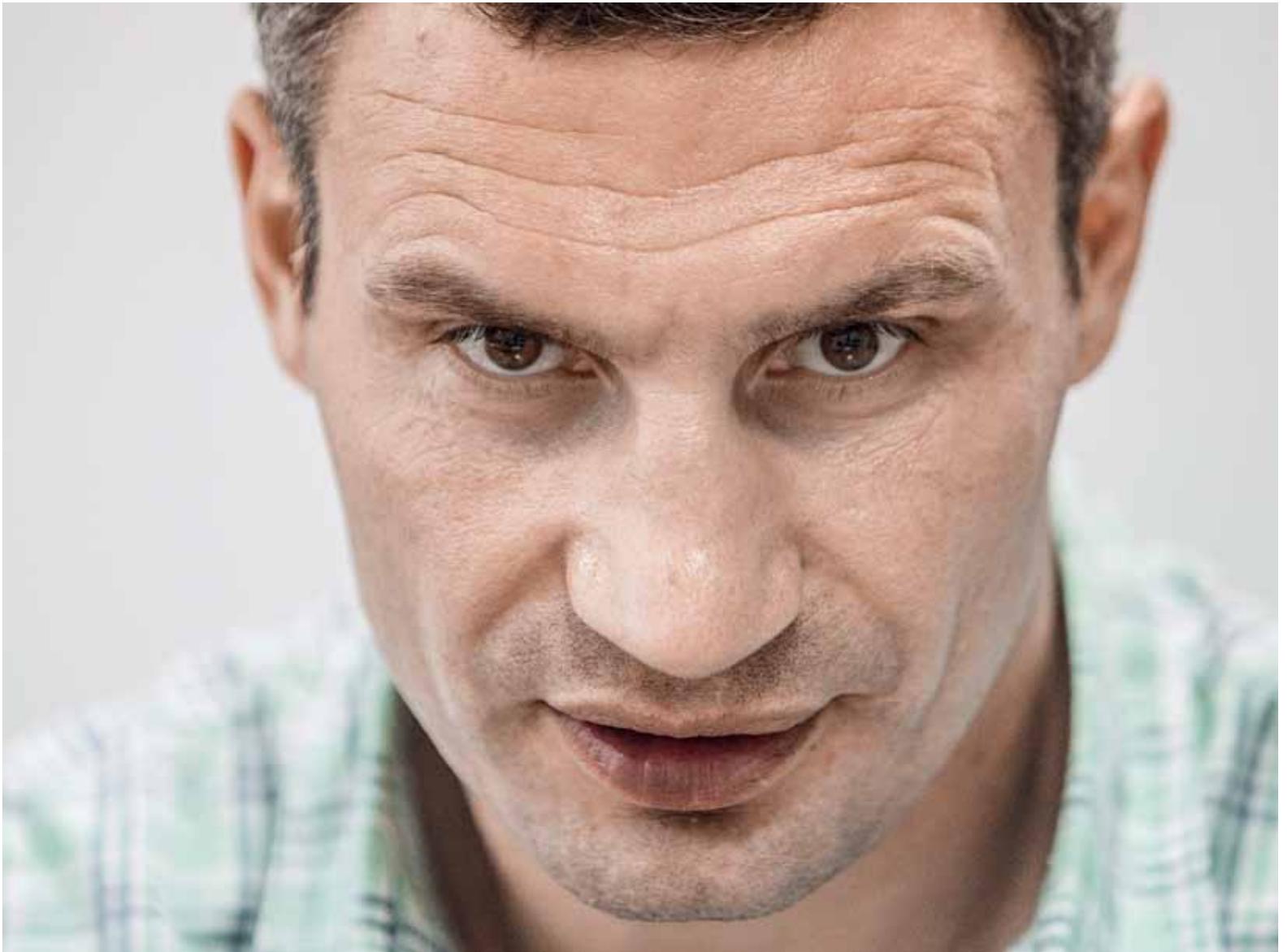
Wer die Menschenrechte verletzt, wer absurde Gerichtsurteile fällt, wer die Menschen jeder Chance beraubt, der muss dafür die Verantwortung übernehmen. Unsere führenden Politiker schicken ihre Kinder nach Europa zur Schule, sie machen in Europa Ferien, sie fahren europäische Autos. Aber das eigene Land wollen sie von Westeuropa möglichst weit fernhalten.

Ihre Partei gilt als liberal. Wenn Sie von sozialer Sicherheit und garantierten Arbeitsplätzen reden: Klingt das nicht sozialistisch?

Keine Angst. Wir sind für freie Marktwirtschaft. Unsere politische Position ist bürgerlich-konservativ.

Ich habe irgendwo gelesen, dass Sie von der deutschen CDU unterstützt werden.

Wir haben eine Partnerschaft mit den Christdemokraten und arbeiten eng zusammen. Ich habe meine Partei nach dem Beispiel der CDU aufgebaut, weil es hier schlicht kein Vorbild für eine Politik mit westlichen Werten gibt.



«Die Probleme werden unter dem Tisch gelöst»: Anti-Korruptions-Politiker Klitschko.

In den Strassen sieht man immer noch Porträts der ehemaligen Ministerpräsidentin Julia Timoschenko. Welche Rolle spielt sie, arbeiten Sie mit ihr zusammen?

Wir können nicht zusammenarbeiten, weil sie im Gefängnis sitzt. Solange es politische Gefangene gibt, kann die Ukraine kein europäisches Land werden.

Die Kehrseite Ihrer proeuropäischen Politik ist eine tiefe Abneigung gegen die russische Aussenpolitik. Als Janukowitsch vergangene Woche günstige Kredite und bessere Konditionen für Gaslieferungen aus Russland erhielt, sagten Sie, der Präsident habe sich von Wladimir Putin kaufen lassen. Woher dieses Feindbild?

Russland ist kein Feind. Aber ich möchte nicht, dass die Ukraine als geopolitisches Territorium im Moskauer Machtpoker betrachtet wird. Russland ist einer unserer wichtigsten Handelspartner. Die gegenseitigen Beziehungen müssen auf Respekt und Freundschaft beruhen.

Aber ist es nicht Polemik, wenn Sie Janukowitsch Käuflichkeit vorwerfen? Vom

günstigeren Gaspreis und von den Krediten profitieren doch alle.

Die Kredite bringen die ukrainische Wirtschaft nicht vorwärts. Statt den Tumor wegzuschneiden, bekämpft diese Politik bloss die Symptome.

Die Ukraine und Russland sind eng verflochten, wirtschaftlich, politisch, sprachlich, kulturell. Ihr aussenpolitisches Programm lese ich als «Ja» zur EU und als «Nein» zum grossen Nachbarn im Osten. Geht es überhaupt ohne Russland?

Das stimmt nicht. Wir wollen, dass Europa viel näher zu Russland kommt. Die Ukraine braucht einen gewaltigen Modernisierungsschub, in allen Bereichen. Die Industrie stammt noch aus der Sowjetzeit.

Wie beurteilen Sie die unterschiedliche Entwicklung in Russland und der Ukraine?

Russland ist viel weiter. Die Ukraine hat leider die Tendenz, langsam zur Dritten Welt zu werden. Sie verstehen: Es ist sehr unangenehm für mich als Ukrainer, dies zu bestätigen. Aber es ist die Realität: von banalen Fakten wie der Qualität der Strassen bis hin zur

Wirtschaft und zu den Gesetzen, die nicht funktionieren.

Ist wirklich alles die Schuld der politischen Elite, oder sehen Sie auch kulturelle Gründe?

Das ist Unsinn! Es sind die Politik und die Institutionen. Die Politiker haben nur ein Ziel: sich rasch zu bereichern. Die Interessen von Volk und Land sehen sie nicht. Sogar die Oligarchen sagen mir, dass sie Reformen wollen. Einerseits möchten sie ihr Vermögen schützen, andererseits in einem rechtssicheren Raum Geschäfte machen, auch mit westeuropäischen Unternehmen.

Sind Sie Wladimir Putin je persönlich begegnet?

Einmal habe ich ihn kurz getroffen, bei den Laureus Sports Awards in Sankt Petersburg.

Wie schätzen Sie ihn ein, wohin führt er das Land?

Putins Vision ist ein starkes Russland. Er will ein Imperium bauen, das eine Weltmacht ist wie die ehemalige Sowjetunion.

Welche Rolle spielt die Ukraine in Putins Plänen? >>>

Die Ukraine ist eines der grössten Länder Europas, und Putin möchte es weiter in seinem Einflussbereich sehen.

Putin ist Judoka, also Kampfsportler wie Sie. Wie würde ein Kampf zwischen Ihnen beiden ausgehen?

Eine Fangfrage! (*Lacht*) Wir treiben verschiedene Sportarten. Und zweitens sind wir in unterschiedlichen Gewichtsklassen.

Sie sind auch als Diplomat sehr begabt! Werden Sie zu den Olympischen Spielen nach Sotschi reisen?

Ich habe es vor.

Worin besteht die Mentalität des Ukrainers?

Gibt es das? Wir sind Europäer.

Im Boxen haben Sie keine Gegner, Ihre K.-o.-Quote ist so fabelhaft wie diejenige von Rocky Marciano. Suchen Sie deshalb eine neue Herausforderung in der Politik?

Es ist eine grosse Herausforderung, etwas zu versuchen, was noch niemand geschafft hat. Die Ukraine soll ein Land werden mit europäischen Gesetzen und europäischem Lebensstandard. Das können wir erreichen, wenn wir es wollen.

Der Oppositionspolitiker und ehemalige Minister Juri Luzenko wurde bei Demonstrationen am Kopf verletzt und musste ins Spital eingeliefert werden. Haben Sie als Schwergewichts-Champion Vorteile auch im politischen Strassenkampf?

Der Kampf der Ukrainer muss im Kopf stattfinden. Jeder muss entscheiden, wo er leben will: in einem autoritären Staat mit diktatorischen Anwandlungen oder in einem Land mit westlichen Werten und Perspektiven. Eines weiss ich sicher: Die physische Kraft bedeutet nichts. Die mentale Kraft, der Wille sind entscheidend. Das ist viel wichtiger als der Strassenkampf.

Sie strahlen, wenn ich so sagen darf, eine fast maschinenartige Perfektion aus. Sie sind mehrfacher Schwergewichtsweltmeister, haben einen Dokortitel, in einer Blitzschachpartie gegen Wladimir Kramnik erreichten Sie ein Remis. Fast unheimlich. Haben Sie eigentlich keine Schwächen, keine dunklen Seiten?

Ich bin kein Heiliger. Ich bin nicht vollkommen. Es gibt ein gutes Sprichwort: «Keiner ist vollkommen. Aber jeder will vollkommen sein.» Ich gebe mir Mühe, noch besser zu werden.

Auch Ihr Verhalten ist stets korrekt und makellos. Ist Ihre Selbstkontrolle antrainiert? Oder sind Sie so?

Ich spiele nicht. Ich bin so, wie ich bin.

Sie arbeiten ständig an der Perfektionierung der eigenen Persönlichkeit.

Um im Boxen absoluten Erfolg zu haben, habe ich den Sport dreissig Jahre lang in jedem Detail studiert. Es ist nicht peinlich, wenn ich sage, dass ich auch jetzt studiere:



«Die physische Kraft bedeutet nichts»: Wahlkämpfer Klitschko.

Ich studiere aktuell Makroökonomie und verbringe sehr viel Zeit damit, mich als Politiker weiterzubilden.

Wie konnten Sie eigentlich neben dem intensiven Training noch promovieren?

Ich liebe Sprichwörter, mein Motto lautet: «Nichts ist unmöglich.»

Eine einfache oder vielleicht auch schwierige Frage: Wer ist Witali Klitschko?

Schwierig. Sagen wir so: Ich liebe das Leben.

Gab es je einen Moment in Ihrem Leben, an dem sie nicht weiterwussten?

Mehrmals. Aber darüber möchte ich nicht sprechen.

Stimmt es, dass Sie wie Napoleon nur drei Stunden Schlaf brauchen?

Nein, ich brauche mindestens sechs Stunden, sonst fühle ich mich unwohl.

Warum sind Sie nie gegen Ihren Bruder Wladimir angetreten? Es wäre ein archaischer Kampf geworden.

Ziel des Boxens ist es, den Gegner so schnell wie möglich zu Boden zu schicken. Das möchte ich meinem Bruder nicht antun. Ich liebe meinen Bruder. Er ist einer der wichtigsten Menschen in meinem Leben.



Ich habe das Handschuhfach aufgeräumt

Sind Sie sicher, dass er k.o. gehen würde und nicht Sie?

Da haben Sie recht! Das ist der zweite Grund: Es wäre viel zu gefährlich, gegen ihn zu boxen.

Sie sind offiziell «Champion Emeritus», wenn Sie zurückkommen, können Sie wieder direkt um den WM-Titel kämpfen. Denken Sie an ein Comeback?

Im Moment ist mein wichtigster Kampf der in der Ukraine.

Wenn Sie mir jetzt, durchschnittlich untrainiert, wie ich bin, eine Gerade ins Gesicht schlägen: Was würde passieren?

Sie sind kein Boxer. Dreissig Jahre meines Lebens habe ich alles für das Ziel getan, den Gegner niederzustrecken. In dem Bereich bin ich Experte. Glauben Sie es mir oder nicht: Ich habe meine Fähigkeiten nie ausserhalb des Rings gezeigt. Sie müssen keine Angst haben. Das Interesse ist rein medizinisch. Wäre es lebensgefährlich?

Es könnte lebensgefährlich sein. Ich bin Schwergewichtsboxer, wiege 110 Kilogramm, habe sehr viel Kraft und Energie. Aber ausserhalb des Boxrings bin ich ein sehr friedlicher Mensch.

Trainieren Sie überhaupt noch?

Jeden Morgen um sieben. Sport war, ist und wird immer eine Herzensangelegenheit bleiben. Ohne Sport fühle ich mich nicht wohl. Es gibt ein gutes Sprichwort: «Belaste deinen Körper. Oder dein Körper belastet dich.» Deswegen werde ich meinem Körper alles abverlangen – bis zum letzten Tag.

Witali Klitschko ist mehrfacher Weltmeister im Schwergewichtsboxen und Chef der ukrainischen Reformpartei Udar. Er führt die aktuellen Strassenproteste gegen Präsident Janukowitsch an und will im nächsten Jahr selber für das Präsidentenamt kandidieren.



Essay

Die unsichere Riesin

Wie ticken die Deutschen? Angela Merkel regiert sozialdemokratisch und trifft die staatsfromme Stimmung im Lande. In der Euro-Krise zeigt sich das gebrochene Selbstbewusstsein der Deutschen.
Von Philip Plickert und Roland Vorlauffer (Illustration)

Deutschland ist der wirtschaftliche Riese Europas – bewundert und beneidet, teils gefürchtet, von manchen gehasst. Rundum leiden die Euro-Nachbarn an schwindsüchtigen Volkswirtschaften, Schulden und Rekordarbeitslosigkeit. Das 80-Millionen-Land in der Mitte dagegen erfreut sich einer kraftstrotzenden Exportwirtschaft, niedriger Arbeitslosigkeit und relativ solider Staatsfinanzen. Deutschland erscheint als Stabilitätsanker inmitten der Euro-Krise. Hunderte Milliarden an Krediten und Garantien hat man auf Südeuropas Strukturkrise geschüttet. Viel Zuneigung brachte das nicht, eher Ressentiments und Klagen über ein angebliches Reform- und Spar-«Diktat».

Auch die Deutschen hat die Euro-Krise verschreckt. Entgegen allen Versprechungen mutierte die Währungsunion zu einer Haftungsunion. Dennoch haben sie die «Europapartei» CDU und ihre Kanzlerin Angela Merkel mit triumphalem Ergebnis wiedergewählt. Die Deutschen fühlen sich geborgen bei ihrer «Mutti», wie die biedere Kanzlerin leicht ironisch genannt wird. Ihr Abwarten und Zaudern sehen sie als kluges Abwägen, Positionswechsel als Pragmatismus. Merkel ist die Meisterin des machtsichernden Sich-nicht-Festlegens. Weitgehend unbelastet von ordnungspolitischen Prinzipien, ist sie «mal liberal, mal sozial, mal konservativ», Letzteres aber nur selten. Vielmehr hat sie die CDU so weit «modernisiert», dass die Partei in die linke Mitte gerutscht ist.

Die Deutschen haben – trotz Ludwig Erhard – die Marktwirtschaft nie wirklich geliebt. Es ginge ihnen in einer mehr vom Staat kontrollierten Wirtschaft gleich gut oder gar besser, sagt eine Mehrheit laut Allensbach-Umfragen. Sicherheit geht vor Freiheit. Die Mehrheit assoziiert mit der Marktwirtschaft zwar Wohlstand, aber ebenso «Gier», «Rücksichtslosigkeit» und «Ausbeutung». Nur zehn Prozent verbinden «soziale Gerechtigkeit» mit der Marktwirtschaft.

Die Merkel-Regierung mit den Sozialdemokraten trifft diese Stimmung im Lande. Die Wahlverliererin SPD hat dem Koalitionsvertrag mit dem gesetzlichen Mindestlohn ihren

Stempel aufgedrückt. Zwei Drittel der Deutschen befürworten diese staatliche Lohnfestsetzung. Sie interessiert nicht, dass damit die «Agenda»-Reformen zur Liberalisierung des Arbeitsmarktes unter Gerhard Schröder (SPD) zurückgedreht werden, die entscheidend für den Abbau der Arbeitslosigkeit waren. Merkel hat die Ernte der Reformen ihres Vorgängers eingefahren, nun legt sie den Rückwärtsgang ein.

Auch in der Rentenpolitik verteilt die Koalition Geschenke. Während Europas Krisenländer unter Schmerzen und Protesten ihre So-



zialsysteme kürzen, fahren die Deutschen in die Gegenrichtung. Eine volle «Rente mit 63» soll es für langjährig Versicherte geben (entgegen der eigentlich mühsam geplanten Erhöhung des Renteneintrittsalters auf 67 Jahre). Zudem erhalten Mütter einen Zuschlag. Für diese Rentengeschenke werden Steuerzahler und kommende Generationen zahlen müssen. Doch die Rentner haben offenbar mehr Gewicht, schon jetzt stellen sie ein Drittel der Wähler. Mit ihrem Sicherheitsbedürfnis fühlt sich die Mehrheit der Deutschen bei der Kanzlerin und ihrer sozialdemokratisierten Koalition gut aufgehoben, auch wenn eine Frühverrentungswelle die Sozialsysteme langfristig unfinanzierbar macht.

Gewaltige Kosten sind mit der «Energiewende» verbunden. Geradezu panikartig wurde sie nach dem japanischen Atomunglück ausgerufen. Erst langsam dringt ins Bewusstsein, dass dieses industriepolitische Megaprojekt eine Kostenexplosion auslöst. Schon die bislang installierten Solaranlagen werden durch das Erneuerbare-Energien-Gesetz über die nächsten zwanzig Jahre etwa 150 Milliarden Euro Subventionen erhalten – obwohl sie nur 3 Prozent der Stromproduktion erzeugen. Zwar meckern die Verbraucher über steigende Strompreise, doch im Grossen und Ganzen sind sie mit der Energie-Planwirtschaft einverstanden. Der grün-romantische Zeitgeist ist übermächtig. Deutschland neigt, was seine Vorreiterrolle im Kampf gegen den Klimawandel angeht, zu Größenwahn.

Flucht vor der eigenen Identität

Auch in der Euro-Krise schwingt gelegentlich ein überheblicher Ton mit – doch gleichzeitig sind die Deutschen dünnhäutig und verletzlich, weil ihre historischen Schuldkomplexe nachwirken. Im Jahr 2014 steht uns ein Gedenkmарathon bevor: 100 Jahre Erster Weltkrieg, 75 Jahre Zweiter Weltkrieg, 25 Jahre Mauerfall. Der Tenor der offiziellen Reden wird lauten: «Wir brauchen mehr Europa!» Übersetzt heisst das: mehr Abgabe von Souveränität, mehr Zentralisierung. Die deutsche Bevölkerung misstraut zwar der Vision eines EU-Zentralstaats, die nicht wenige Intellektuelle hegen, doch sie war bei den grossen europapolitischen Weichenstellungen noch nie gefragt – auch nicht beim Euro. Damals warnten nur ein paar Volkswirtschaftsprofessoren.

Die Intellektuellen und Polit-Eliten glauben, als Lehre aus der Geschichte müssten sie den Nationalstaat überwinden und nationale Identitäten, vor allem die eigene, auflösen. Diese Flucht der Deutschen vor sich selbst, ihr gebrochenes Selbstbewusstsein, ist den anderen Europäern unheimlich; sie finden den deutschen Europa-Drang suspekt. Sie können gar nicht glauben, wie unsicher dieser Riese ist.

Philip Plickert ist Wirtschaftsredaktor der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

«Das globalste Land der Welt»

Welche Gefahren werden am meisten unterschätzt? Wo liegen in der Schweiz die grössten Risiken? Michel Liès, luxemburgischer CEO von Swiss Re und Mathematiker, gibt Auskunft über seine Tätigkeit beim zweitgrössten Rückversicherer der Welt. *Von Martin Spieler und Herbert Zimmermann (Bild)*

Herr Liès, die Swiss Re ist strategischer Partner des WEF. Was zahlen Sie dafür?

Einen sechsstelligen Betrag. Dazu kommen Hotels und übrige Dienstleistungen.

Als Mathematiker entscheiden Sie rational: Rechnet sich dies für Ihre Aktionäre?

Eindeutig. Wir sind mit sechs Leuten vertreten und nutzen Davos, um etwa Spitzenpolitiker zu treffen, zu denen wir sonst nur schwer Zugang hätten.

Wie sieht Ihr persönliches Programm in Davos aus?

Meine WEF-Tage sind eng durchgetaktet, sogar die Essen. Ich trete an drei Veranstaltungen auf und habe unzählige Meetings mit Politikern und Kunden. Freie Zeit bleibt keine.

Und am Abend: Sieht man Sie an der legendären «Focus-Party», der Google-Night oder während der McKinsey-Disco tanzen?

Ja, das gehört zu Davos, aber ich werde nicht wie andere bis morgens um drei bleiben. Die Tage am WEF sind nicht jene im Jahr, an denen ich am meisten schlafe. Nicht nur wegen der Partys.

«Neugestaltung der Welt – Konsequenzen für Gesellschaft, Politik und Wirtschaft» lautet das Thema des WEF 2014: Wo braucht es eine Neugestaltung?

Neugestaltung beinhaltet Chancen und Risiken. Unser Kerngeschäft ist der Umgang mit Risiken. In Europa werden Risiken oft nur noch negativ wahrgenommen, in Asien sieht man auch die Chancen. Entsprechend verlagert sich das Wachstum nach Asien.

Die Euro-Schuldenkrise hat allerdings gezeigt, dass die Risiken in Europa riesig sind. Bewältigt ist die Krise nicht, sondern mittels billigen Notenbankgelds nur beruhigt. Wegen der Schuldenberge sitzt Europa weiter auf einer Zeitbombe.

Das tut Amerika auch. Dennoch fürchten Amerikaner Risiken weniger und wagen mehr als die Europäer. Vor zwanzig Jahren weckte Europa Hoffnung. Heute sehen zu viele in Europa ihre Zukunft negativ.

Wundert Sie das? In der EU ist in den letzten zwanzig Jahren vieles schiefgelaufen. Statt eines Wirtschaftswachstums hat die EU einen Bürokratiedschungel und hohe Schuldenberge aufgebaut. Deshalb wollen die Schweizer nichts von der EU wissen.

Das kann ich verstehen. Trotzdem ist es falsch, nur den Schlamassel zu sehen. Die EU hat erreicht, dass wir eine lange Phase



«Erfolg und Reichtum sind die grössten Risiken»: Manager Liès.

des Friedens erlebt haben, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg undenkbar schien. Dass man dies vergisst, bedeutet ein grösseres Risiko als die Euro-Krise. Gefährlich sind nicht die Risiken, über die alle sprechen, sondern jene, die unterschätzt werden.

Welche Risiken werden unterschätzt?

Unterschätzt wird nicht nur in Europa der Effekt der Urbanisierung. Immer mehr Leute leben in Städten, wo wir eine Wertekonzentration erleben. Oft sind diese Städte schlecht geschützt gegen Naturkatastrophen. Unterschätzt wird auch das Risiko der finanziellen Konsequenzen wegen der steigenden Lebenserwartung.

Wie bitte: Es ist für Sie ein Risiko, wenn Menschen eine höhere Lebenserwartung haben?

Für den Einzelnen ist es positiv, dass wir älter werden. Für die Gesellschaft und die Wirtschaft ist es aber ein Risiko, weil die Kosten der Altersversorgung zunehmen und die langfristige Finanzierung unserer Pensions- und Pflegesysteme alles andere als gesichert ist. Unterschätzt wird auch das Risiko des Klimawandels.

Die damit verbundenen Risiken sind umstritten.

Das hat damit zu tun, dass die Klimadiskussion ideologisch aufgeladen ist.

Die Debatte über den Klimaschutz wirkt bisweilen wie ein Religionskrieg.

Dies verhindert, dass wir zu globalen Lösungen kommen, die dringend nötig wären.

Damit ergreifen Sie Partei.

Nein. Wir haben keine politischen Ziele. Wir sind keine Weltverbesserer, sondern rechnen kühl. Wir zahlen Milliarden, wenn Mutter Natur immer härter zuschlägt.

Worauf basiert Ihre Risikobeurteilung?

Wir stellen fest, dass die Schäden durch Naturkatastrophen immer teurer werden. Das hat verschiedene Gründe, zum Beispiel auch, weil mehr in Küstengebieten gebaut wird, die Wirbelstürmen ausgesetzt sind. Nehmen diese wegen der Klimaveränderung zu, steigen für uns die Kosten. Die mit dem Klimawandel zu erwartenden Schäden sind enorm.

Warum raufen sich die Politiker nicht zusammen und versuchen, die Risiken in den Griff zu bekommen?

Politiker haben oft nur einen kurzen Horizont, bis zu den nächsten Wahlen. Da mag es sich nicht lohnen, sich gegen ein Ereignis abzusichern, das vielleicht nur alle fünfzig oder hundert Jahre eintritt. Das führt tendenziell dazu, dass viele Länder zu wenig gegen Grosskatastrophen versichert sind. Die Leidtragenden sind die Ärmsten der Welt. In der Schweiz sind zahlreiche Risiken gut versichert.

Die Schweiz gilt denn auch als eines der sichersten Länder der Welt. Wo sehen Sie

bei uns über Naturrisiken in den Bergen hinaus Gefahren, die unterschätzt werden?

Erfolg und Reichtum sind die grössten Risiken für die Schweiz.

Weshalb? Für jedes andere Land wäre das ein Segen.

Das Risiko der Schweiz besteht darin, dass sich viele zurücklehnen und glauben, es bleibe hier immer alles so wunderbar. Doch Erfolg kann träge machen und zu Fehleinschätzungen führen.

Haben die Schweizer vergessen, dass ihr Erfolg auf harter Arbeit, Innovation und Weltoffenheit basiert?

Als in der Schweiz seit langem wohnhafter Luxemburger kann ich sagen: «Die Schweiz ist das globalste Land der Welt.» Aber es genügt nicht, in der Schweiz geboren zu sein, um künftig erfolgreich zu sein. Eine rosige Zukunft ist nicht garantiert.

Naturkatastrophen wie jene auf den Philippinen Ende November kosten Tausende von Menschenleben und verursachen Milliarden Schäden. An der Börse sagt man, dass Naturkatastrophen für Rückversicherer wie die Swiss Re letztlich positiv sind. Stimmt das?

Auch wenn es zynisch klingt, stimmt dies im Kern. Niemand zahlt gerne für Schäden, aber genau dafür sind wir da. Nach Katastrophen steigen die Prämien für Versicherungen von Grossereignissen. Wenn es weniger Katastrophen gibt, sinken die Prämien in der Regel, weil sich Firmen und Länder weniger versichern.

Swiss Re schlägt also Kapital aus Katastrophen?

In einem ersten Schritt zahlen wir Milliarden für die Deckung der Schäden. Das macht uns kurzfristig ärmer. Dank des möglichen Preisanstiegs für Katastrophenrisiken können wir den Schaden mehr als kompensieren.

Seit einiger Zeit sinken aber die Prämien: Hält dieser Trend an?

Ich erwarte im Allgemeinen in diesem Jahr eine Stabilisierung der Prämien. Ob die Prämien steigen, hängt von künftigen Naturkatastrophen ab. Noch ist der Preisdruck gross.

Das ist schlecht für Ihr Geschäft. Gehen Ihre Gewinne weiter zurück?

Wir haben 2012 4,2 Milliarden US-Dollar Gewinn erwirtschaftet und in den ersten drei Quartalen 2013 ebenfalls hohe Profite ausgewiesen. Aber man sollte im Rückversicherungsgeschäft nicht zu sehr auf das einzelne Quartal schauen und Trends einfach hochrechnen. Das ist zu kurzfristig gedacht. Wir sind gut auf Kurs, unsere mittelfristigen Finanzziele zu erreichen. Wir beweisen, dass man sowohl wachsen als auch gleichzeitig profitabel sein kann.

Wo wollen Sie wachsen?

Priorität haben die Schwellenmärkte. Dort sind weniger als 10 Prozent gegen Natur-

katastrophen versichert. Das zeigt, dass wir fast überall auf der Welt Wachstumspotenzial haben.

Enttäuschend entwickelt sich der Bereich Lebensversicherung: Was unternehmen Sie?

Die Geschäfte, die wir heute im Bereich Lebensrückversicherung abschliessen, sind hochprofitabel. Ein Problem sind einige Altlasten. Wir hatten vor 2004 in den USA ein starkes Wachstum im Lebensrückversicherungsbereich. Heute – über zehn Jahre später – zahlen wir den Preis dafür, da sich das damals gezeichnete Geschäft im Nachhinein als unprofitabel herausgestellt hat.

Es gäbe die Radikallösung: Können Sie sich vorstellen, sich vom US-Lebens-Geschäft zu trennen, wie immer wieder spekuliert wird?

Nein, sicher nicht. Seit ich bei der Swiss Re bin, also seit dreissig Jahren, wird uns abwechslungsweise geraten, das Lebens-Rückgeschäft oder das Nichtleben-Rückgeschäft zu verkaufen. Doch die Diversifikation unserer Sparten ist eine unserer Stärken.

Sie haben sich die Erhöhung der Eigenkapitalrendite von Life- und Health-Reinsurance auf 10 bis 12 Prozent bis 2015 zum Ziel gesetzt: Wo stehen Sie?

Wir sind gut unterwegs.

Ihre Aktionäre hoffen auf die Rückzahlung von überschüssigen Eigenmitteln und die Ausschüttung einer Sonderdividende. Lässt der Kapitalstand dies zu?

Zu einer Sonderdividende äussern wir uns allenfalls zum Jahresabschluss, den wir am 20. Februar präsentieren werden. Dass wir gut kapitalisiert sind, zeigt die jüngste Erhöhung unserer Bonitätsnote durch Moody's.

Streben Sie für die Swiss Re eine weitere Erhöhung der Bonitätsnote an – etwa auf AA?

Nein, wir sind zufrieden mit der aktuellen Bonität. Eine Erhöhung würde uns einiges kosten. Diesen Preis zu Lasten der Rentabilität wollen wir nicht zahlen.

Sie sind 59 Jahre alt. Ihr Vorgänger Stefan Lippe hat den Job schon nach drei Jahren, mit 56 Jahren, abgegeben: Wie lange bleiben Sie Konzernchef?

Ich fühle mich wohl und am richtigen Platz in meiner Position. Ich denke nicht an Rücktritt. Dazu besteht weder persönlich noch operativ Handlungsbedarf.

Wie gehen Sie persönlich mit Risiken um?

Als Mathematiker fasziniert mich die Berechnung von Risiken. Wir können für fast jedes Risiko ein Preisschild definieren. Das ist meine Leidenschaft. Eine Welt ohne Risiken wäre eine unheimlich langweilige Welt.

Wovor haben Sie Angst?

Vor nichts Bestimmtem. Aber man wird mit steigendem Alter schon risikoaverser. Immerhin hilft mir die Messbarkeit von Risiken, so dass ich weniger Angst habe vor Risiken und mehr Chancen als Gefahren sehe. ○

Welttournee 2013

Nicht nur in Davos bringt das Weltwirtschaftsforum (WEF) einflussreiche Persönlichkeiten zusammen. Impressionen von den letztjährigen WEF-Regionaltreffen rund um den Globus.



Am Anfang eines langen Weges: Freiheitskämpferin Aung San Suu Kyi am WEF-Treffen in Myanmar.



WEF in Myanmar: britischer Ex-Premier Brown.



WEF in Südafrika: Staatspräsident Zuma.



WEF in China: indischer Unternehmer Singh.



Vorsichtiger Öffnungskurs: WEF-Gründer Schwab begrüßt General U Thein Sein in Myanmar.



WEF in Jordanien: Palästinenserführer Abbas, US-Aussenminister Kerry, Israels Präsident Peres (v. r.).

Regionaltreffen

Tauwetter in Naypyidaw

Die *Weltwoche* hat das WEF-Treffen in der Retorten-Hauptstadt Myanmars besucht. *Von Florian Schwab*

Der Ruf des Weltwirtschaftsforums (WEF) beruht in der Schweiz auf dem Jahrestreffen in Davos, zu dem sich jedes Jahr das Who's who der internationalen Wirtschaft und Politik einfindet. Seit den 1980er Jahren hält die Organisation von Klaus Schwab

jedoch regionale Treffen an den Brennpunkten des weltweiten Wirtschaftswachstums ab.

Traditionell bieten die Anlässe Gelegenheit für ein Land, sich von seiner besten Seite zu zeigen und die Wirtschaftsprominenz zu beeindrucken. Es gehört zu den ungeschriebe-

nen Gesetzen, dass neben Klaus Schwab der jeweilige Präsident des Landes als eine Art Schirmherr über den Anlass wacht.

Besonders eindrücklich war das WEF in der myanmarischen Hauptstadt Naypyidaw. Eine der Hauptfiguren war General U Thein Sein, langjähriger Gegenspieler der Freiheitskämpferin Aung San Suu Kyi, der seit jüngstem einen vorsichtigen Öffnungskurs verfolgt.

Wer die Verhältnisse Mitteleuropas gewohnt ist, der kommt aus dem Staunen

>>> Fortsetzung auf Seite 62



«Meeting of New Champions»: Präsentation einer Architektur-Vision im chinesischen Dalian.

» Fortsetzung von Seite 61

nicht heraus. Das beginnt am internationalen Flughafen. Die Schalter der Einreisekontrolle sehen so unberührt aus, als hätten sie vor dem WEF-Ansturm noch nie im Einsatz gestanden. Es setzt sich in der eigentlichen Hauptstadt fort: Die auf dem Reissbrett entworfene Regierungszentrale atmet noch den zentralplanerischen Geist der DDR – die Strassen sind verwaist, ausser Repräsentationsbauten wie Hotels und Verwaltungsgebäuden ist weit und breit nichts zu sehen.

Das Tauwetter bei den Generälen, das auch zur Aufhebung des Hausarrests für Aung San Suu Kyi beigetragen hat, löst in der internationalen Wirtschaft eine Goldgräberstimmung aus. Das Land sei «einer der letzten weissen Flecken» auf der Weltkarte, hört man sagen. «In den Eins-zu-eins-Meetings der Konferenzräume werden jetzt Themen verhandelt wie die zukünftige Elektrifizierung des Landes», sagt ein Teilnehmer bedeutungsvoll.

Wichtige Gespräche am Rande

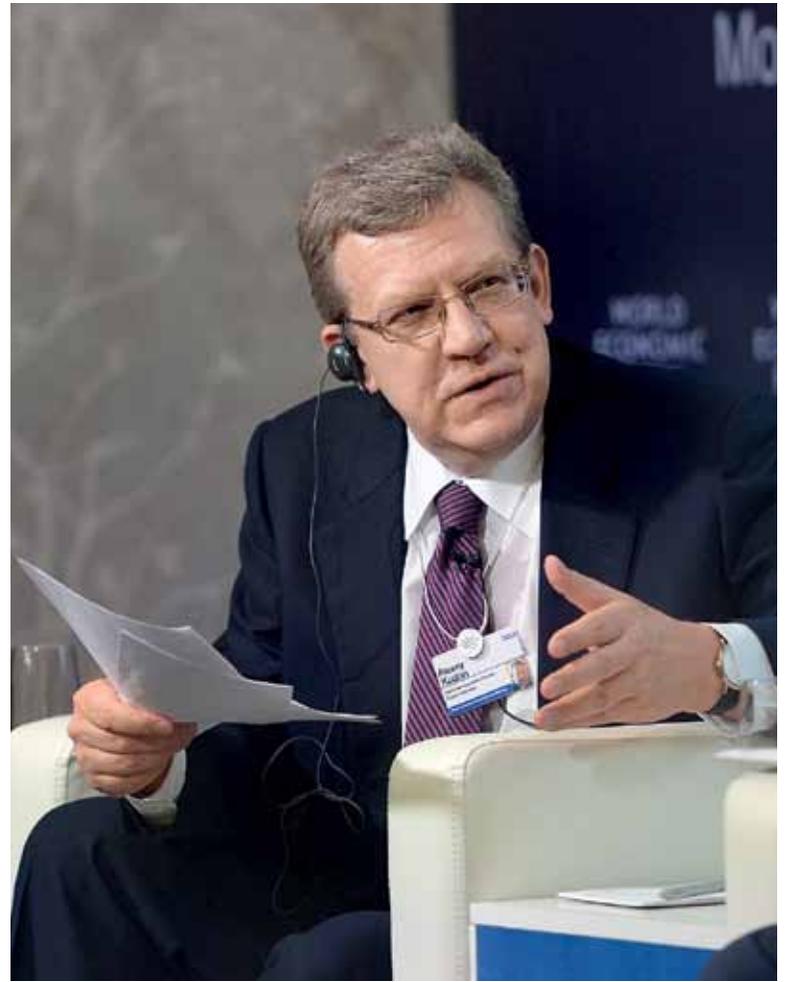
Das offizielle Programm, dessen Höhepunkt die Teilnahme der Generäle und Aung San Suu

Kyis ist, macht nur einen Teil des Regionaltreffens aus. Die ebenso wichtigen persönlichen Gespräche finden am Rande statt.

Ein erster Grosse Erfolg des WEF-Treffens ist, dass Aung San Suu Kyi und die Generäle sich friedlich ausgetauscht haben. Bei langjährigen WEF-Gästen aus der Region überwiegt trotzdem die Skepsis: Für wegweisende Deals sei die Teilnehmerliste zu wenig prominent, es seien zu wenig CEOs gekommen. Zudem sei Myanmar erst am Anfang eines langen Weges, auf dem es das WEF mit viel politischer und kultureller Sensibilität weiter begleiten wird. ○



Brennpunkt des Wirtschaftswachstums: WEF in Abu Dhabi.



WEF in Moskau: russischer Ex-Finanzminister Alexei Kudrin.



Gelegenheit für ein Land, sich von seiner besten Seite zu zeigen: Königin Rania am WEF-Treffen in Jordanien.

«Tanz auf der Rasierklinge»

Marc Forster hat sich als einziger Schweizer in Hollywood als Regisseur grosser Erfolgsproduktionen etabliert. Der Davoser über seine Laufbahn, seine Vision und seinen Führungsstil im Umgang mit Leinwandstars. *Von Roger Köppel*

Herr Forster, Sie sind seit 1996 in Hollywood und gehören mittlerweile zu den arrivierten Regisseuren. Was ist nach all den Jahren in diesem Tempel des Geschichtenerzählens der bleibende, interessanteste Eindruck?

Als ich in den neunziger Jahren nach New York zog, um Film zu studieren, war ich etwas naiv. Es ging mir allein um Kunst und ums Geschichtenerzählen, ums Kreative. Nach dem Abschluss zog ich nach Los Angeles, meine ersten New Yorker Kurzfilme waren recht erfolgreich, und so dachte ich mir, ich würde gleich einen grösseren Spielfilm drehen dürfen. Das war ein Irrtum. Es war enorm schwierig. Ich stellte fest, dass ich noch einmal von vorne anfangen musste, und ich habe sehr schnell gelernt, dass eben das Kreative nur ein Teil des Filmens ist. Daneben steht mindestens gleichberechtigt die wirtschaftliche Seite, das Filmbusiness, in das ich mich vertiefen musste. Ich realisierte: «Ich bin zwar ein talentierter Regisseur, aber Talent allein reicht nicht, du musst dich, wie in den meisten Bereichen des Lebens, auch selber verkaufen können.»

Das hiess konkret: Sie mussten ein Gefühl dafür entwickeln, wie und ob sich der Film auch verkaufen lassen würde.

Ja, aber auch: Wie verkaufe ich mich selber anderen Leuten, wenn ich konkret mit ihnen in einem Raum stehe? Du bist als Regisseur ein Produktionsfaktor, in den andere investieren. Das muss dir bewusst sein. Der Investor kauft dich.

Was ist das Geheimnis, um sich in Hollywood erfolgreich zu verkaufen?

In meinem Fall: Disziplin. Jeder, der etwas umsetzen will, erlebt Rückschläge. Nur wenige Leute aber haben das Durchhaltevermögen, sich mit Zurückweisung und Misserfolg abzufinden, wieder aufzustehen und weiterzukämpfen für ihre Vision.

Auch Sie wurden zurückgewiesen?

Am Anfang oft. Alle kommen in Krisenlagen und schwierige Situationen, und mir hat sicher geholfen, dass ich ein Optimist bin. Ich bin sehr positiv eingestellt. Und ich bin überzeugt, psychologische Studien dürften dies beweisen, dass Optimisten im Durchschnitt erfolgreicher sind als Pessimisten.

Das Entscheidende: Sie waren immer überzeugt von Ihrem Erfolg.

Ja. Wenn wir zurückgehen zu Walt Disney, der mitten in der Wüste stand und sagte: «Das ist Tomorrowland.» Die Leute hielten ihn für grössenwahnsinnig. Auf einer anderen Stufe war auch ich immer überzeugt, dass sich meine Visionen durchsetzen, dass jemand an mich glauben wird. Das ist am Anfang natürlich hart, weil niemand an dich glaubt.

Was war der Grund für Ihren Durchbruch?

2000 kam mein Film «Everything Put Together» heraus. Bei der Finanzierung half mir ein Freund, der etwas Geld geerbt und mir 50 000 Dollar gegeben hatte. Der Film spielte Gewinn ein. Durch diesen Erfolg gelangte ich ans Drehbuch von «Monster's Ball», woraus sich dann mein eigentlicher Durchbruch ergab. Produziert wurde dieser Film von der Firma Lionsgate, einem kleinen Studio, das kurz vor dem Bankrott stand und heute rund fünf Milliarden Dollar wert ist. Der damalige Vize-Chairman Michael Burns, mit dem ich ebenfalls befreundet war, wollte «Monster's Ball» unbedingt mit mir machen, das Budget betrug drei Millio-

«Als Regisseur bist du ein Faktor, in den andere investieren. Der Investor kauft dich.»

nen Dollar. Er war allerdings der Einzige in der Firma, der es so sah. Das siebenköpfige sogenannte «Green Light Committee», das über alle Projekte entschied, war dagegen. Burns liess sich nicht beirren und setzte sich durch. Schliesslich rettete der Erfolg von «Monster's Ball» die Produktionsfirma.

Sie haben sich Schritt für Schritt nach oben gearbeitet.

Nach «Monster's Ball» kam «Finding Neverland», und dieser Film war ein noch grösserer Erfolg. Wir bekamen acht Oscar-Nominierungen. Der Film spielte weltweit rund 120 Millionen Dollar ein, bei Kosten von 22 Millionen Dollar. Daraus ergab sich das Fundament meiner Laufbahn. Aber: Wir leben in einer Zeit, in der du immer nur so gut bist wie dein letzter Film. Wenn du einen grösseren Film machst wie ich jetzt zum Beispiel «World War Z» mit einem Budget von 150 bis 200 Millionen Dollar und wenn es dir nicht gelingt, Gewinn zu erzielen, wird es enorm schwer, einen weiteren Film dieser Grösse zu drehen. In der Liga dieser «tent-

pole»- oder Zeltstangen-Filme, die ein möglichst breites Publikum ansprechen müssen, ist die Luft enorm dünn.

Sie sind als unbekannter Schweizer nach Hollywood gefahren, um Ihr Glück zu versuchen, und haben es geschafft. Was ist Ihre spezifische Qualität als Regisseur, die Sie von anderen Regisseuren unterscheidet?

Man schaut deine bisherigen Filme an. Brachten sie Erfolg? Konntest du mit dem Budget umgehen? Bist du teamfähig? Ich habe diese Eigenschaften, und die Leute, die in meine Filme investieren, wissen, dass ich kreativ bin und mir immer etwas Spezielles einfallen lasse. Eine weitere Qualität ist, dass es mir anscheinend gelingt, Emotionen zu wecken, eine, sagen wir, menschliche Note in Filme zu bringen, die mit hohem technischem und finanziellem Aufwand hergestellt werden. Meine Filme wirken echt, sie sind human, und die Schauspieler sind keine seelenlosen Roboter. Billy Wilder sagte einmal, es gebe Regisseure, die alles verstehen vom Technischen, und es gebe solche, die alles vom Psychologischen, Menschlichen verstehen. Diese Aussage fand ich interessant, und ich habe versucht, beides zu verbinden. Mich faszinieren menschliche Konstellationen und Situationen, die Arten, wie Menschen unter bestimmten Umständen reagieren und sich verhalten. Das treibt meine Fantasie an. Auf der anderen Seite bin ich von technischen Innovationen begeistert, wie sie zuletzt am eindrucklichsten James Cameron mit «Avatar» vorgeführt hat, dem ersten wirklich grossartigen 3-D-Film. Er hat eine ganz neue Welt kreiert.

In einem Interview haben Sie gesagt, Sie hätten mit vierzehn oder fünfzehn Jahren schon gewusst, dass Sie Filmregisseur werden wollten. Wie kam es dazu?

Mich haben die Filme von Mike Nichols geprägt, vor allem «Die Reifeprüfung» mit Dustin Hoffman und Anne Bancroft. Unter den Regisseuren mochte ich speziell Ingmar Bergman und François Truffaut, ebenso Fellini oder Woody Allen.

Das klassische Action-Kino sprach Sie weniger an.

Tendenziell weniger, doch «Der weisse Hai» und «Krieg der Sterne» waren imposant. Als Teenager sprach ich auf die Philosophie der «Force» an, wie sie in «Krieg der Sterne» vorkommt. «Vertrau der Kraft! Dann ist alles möglich.» Ich glaube daran. >>>



«Das kann ich auch!» Erfolgsregisseur Marc Forster.



Durchbruch: «Monster's Ball»



«Kann alles verlieren»: «Quantum of Solace».



Für ein Kultpublikum: «World War Z».

Warum haben Sie sich zugetraut, es in Amerika schaffen zu können?

Unsere Familie hatte eine natürliche Verbindung in die USA, zumal mein Vater unter anderem für die Chemiefirma Pfizer arbeitete. Mit sechs Jahren war ich erstmals in New York. Der amerikanische Traum, «Easy Rider», alles ist möglich – das waren frühe Eindrücke, die mich nicht mehr losgelassen haben.

Was haben Ihre Eltern gesagt? Es ist ja wunderbar, wenn der Sohn in Hollywood Filmregisseur werden will, aber die Ausfallquote liegt wohl bei eins zu einer Million. Hat man Sie nicht abgehalten?

Mein Vater wollte, dass ich Medizin studiere. Meine Mutter wollte mich für ein Wirtschaftsstudium nach St. Gallen schicken. Da könne man nichts falsch machen. Ich widersetzte mich und hatte einfach das Gefühl, ich müsse Regisseur werden. Glücklicherweise kannten sich meine Eltern in dem Metier nicht aus, sie wussten schlicht nicht, wie hoch die Ausfallrate ist. Sie gingen wohl davon aus, der Traum würde irgendwann vorbeigehen und der Sohn wieder zur Vernunft kommen.

Sie haben sich für die Unvernunft entschieden.

Tatsächlich habe ich mich ohne das Wissen meiner Eltern an der New York University angemeldet, ich kam rein, und da mein Vater zu diesem Zeitpunkt sein Vermögen bereits verloren hatte, schrieb ich Briefe an rund dreissig vermögende Persönlichkeiten aus dem Bekanntenkreis meiner Eltern, ob sie mich finanziell nicht unterstützen könnten. Gut kannte ich zum Beispiel Robert Louis-Dreyfus, er war ein Freund meiner Eltern, ebenfalls in Davos wohnhaft, mit dem ich vom Skifahren her vertraut war. Er willigte ein, mir das erste Uni-Jahr zu finanzieren. Weitere Zahlungen machte er davon abhängig, ob ich talentiert und erfolgreich sein würde.

War das Filmstudium eine Flucht, eine Reise ins Ungewisse, oder waren Sie schon damals sicher, dass Sie es schaffen würden?

Das Verrückte ist, dass es keinen Moment der inneren Unsicherheit gab. Ich war im Gegenteil der Meinung, dass mir der Erfolg einfach zufliegen würde, ganz normal, wie wenn ich zum Beispiel Zahnarzt werden oder eine Banklehre machen würde.

Verblendung?

Ja, absolut. Allerdings: Ohne diese Naivität wäre ich nie in die USA gegangen. Mit meinem heutigen Wissen, wie hart das alles werden würde, hätte ich den Mut nicht aufgebracht. Als ich dann erst einmal dort war, war es wie in der Steilwand, man muss einfach immer weiterklettern. Meine Mutter riet mir dringend, ich solle in die Schweiz kommen, um ein richtiges Studium anzufangen. In jenem Stadium war ich bereits 25, 26 und sagte ihr, es sei unmöglich, jetzt noch zurückzukommen. Ich musste da durch.

Gab es Momente der Verzweiflung? Momente, als das Eis unter den Füßen gefährlich dünn wurde?

Das gab es mehrmals. Aber ich wusste: «Es gibt kein Zurück mehr.» Ich schaute mir all die Kinofilme an und war überzeugt: «Das

«Brad Pitt ist ein interessanter Mann, der einen guten Instinkt hat für Filme.»

kann ich auch!» Ich bin so gut wie die Leute, die diese Filme gemacht haben. Es gibt keinen anderen Weg. Das ist doch bei allen Unternehmern so. Am Schluss darf man einfach nicht aufgeben. Man scheitert, oder man hat wirklich Erfolg. Dazwischen gibt es nichts. Ich war einfach nicht gewillt zu scheitern. Noch heute glaube ich: «Nichts ist stärker als eine Vision. Wenn du die wirklich hast, wirst du dich durchsetzen.»

Heute sind Sie ein Hollywoodregisseur, der mit den Topstars zusammenarbeitet. Das hat kein Schweizer vor Ihnen geschafft. Ist ein Moment des Grössenwahns in Hollywood fühlbar?

Es geht sehr geschäftsmässig zu. Die grossen Studios sind Teil internationaler Konzerne, alles sehr professionell, Marktforschung,

Hochrechnungen, direktes Reporting von Los Angeles nach New York, Budgetplanung. Man würde staunen, wie nüchtern gearbeitet wird. Es ist ein konstantes Feilschen.

Klassiker wie «Casablanca», «The Big Sleep», «Apocalypse Now» oder die «Pate»-Filme erzählten grossartige Geschichten, die man sich weitererzählte. Täuscht der Eindruck, oder werden heute in Hollywood schlechtere Drehbücher geschrieben?

Die siebziger Jahre waren sicher ein Höhepunkt brillanter Filmdrehbücher, und wie das italienische Erzählkino seine grosse Zeit hatte, so hatte vielleicht auch das klassische Erzählkino Hollywoods seine Zeit. Heute sind wir mit dem Problem abnehmender Aufmerksamkeit konfrontiert. Das Angebot ist riesig, man muss auffallen. Die stillen Filme von früher würden uns heute langweilen. Aber nicht nur das: Der einstige Kassenschlager «Rocky» musste drei Monate im Kino laufen, ehe er erfolgreich wurde. Heute hast du diese Zeit nicht mehr. Man muss am Eröffnungswochenende zuschlagen, das Zeitfenster ist winzig. Alles Langatmige kann heute kaum mehr vermarktet werden. Es ist eine Tatsache, dass sich die Sehgewohnheiten stark verändern. Die Kinder surfen im Internet, schauen sich alles auf handytauglichen Formaten an. Die Bereitschaft, einer bestimmten Sache Aufmerksamkeit zu schenken, nimmt ab. Die Bombastik Hollywoods ist eine Antwort auf diese Entwicklung.

Warum gibt es hervorragende europäische Regisseure, zum Teil sogar Oscar-Gewinner, die in Hollywood scheitern? Was braucht es, um sich in den USA durchzusetzen?

Es sind am Ende zwei sehr unterschiedliche Kulturen. Jeder Regisseur strebt nach künstlerischer Freiheit, und es gibt auch für mich Konstellationen, in die ich mich nicht hineinbegeben möchte. Aber: Ich habe in den USA studiert und die Kultur kennengelernt. Ich weiss um die kommerziellen Anforderungen, das Unternehmerische. Wenn man einen grossen Film macht, reden sehr viele Leute mit. Das muss man aushalten können. Europäische Filmemacher, die andere Freiheiten gewohnt sind, haben da manchmal

Mühe. Die Kunst besteht darin, den eigenen Kreativitätsdrang, das künstlerische Wollen in einem sehr anspruchsvollen unternehmerischen Teamprozess sowohl zu entfalten wie auch zu kontrollieren.

Sie haben einen Zombie-Film gedreht nach einer Buchvorlage, die zwar eine verkaufte Auflage von einer Million erzielte, aber nie in die Regionen eines «Harry Potter»-Films avancieren wird. Wie schwer war es, «World War Z» durchzubringen?

Max Brooks' Buch «World War Z» war recht erfolgreich, aber es sprach eher ein Kultpublikum an, nicht die grosse Masse. Für meinen Film war ausschlaggebend, dass ein Superstar wie Brad Pitt mitwirkte, auch als Produzent. Das Zombie-Genre erwies sich zuletzt als erfolgreich, wegen der Fernsehserie «Walking Dead». Die Kombination schien aussichtsreich.

«World War Z», hatte ein Budget von gegen 200 Millionen Dollar, eine Riesübung. Wie würden Sie Ihren Führungsstil charakterisieren bei einer derartigen Grossproduktion?

Ich bin sehr gut vorbereitet, habe alles aufgezeichnet und arbeite mit konkreten Visualisierungen. Das ist minutiös durchgeplant, jede Kameraeinstellung. Am Ende spreche ich mit Hauptdarsteller Brad Pitt, wie er die Treppe runterlaufen soll, an den singenden Leuten vorbei, und dann kommen die Zombies, die er nicht sehen kann, über die Mauer gesprungen. Die Regieassistenten beschäftigen sich mit den Statisten. Ich sitze in einem kleinen Zelt mit kleinen Monitoren, wo ich alle Bilder sehe und auswähle, welche Perspektiven mir am besten gefallen. Der Film entsteht eigentlich in der Vorproduktion, bis zu 75 Prozent. Der Dreh ist nur noch die Umsetzung des bereits

mehrheitlich Vorgespurten. Als Schweizer ist mir eine besonders präzise Vorbereitung und Planung wichtig.

Wie kann man einen Superstar wie Brad Pitt führen?

Ich machte immer deutlich, was ich wollte. Wenn Brad Pitt mal anderer Meinung war, sprach er das aus, dann diskutierten wir, das sind ganz zivilisierte Abläufe. Auf dem Set war es sehr einfach mit ihm, weil er gut zuhörte und zustimmte. Er sah ja auch die Vorbereitung. Er wusste, worauf er sich einliess. Die Inszenierung war nie ein Problem, damit habe ich auch nie ein Problem mit Schauspielern. Heikel sind dann die Dialoge. Der Schauspieler findet bestimmte Zeilen unpassend, man diskutiert.

Pitt war auch Produzent – als Schauspieler Ihnen unterstellt, als Produzent eine Art Chef. Gab es keine Probleme?

Die brenzlicheren Situationen kamen erst bei der Nachproduktion. Es gab bei einem so grossen Film Meinungsverschiedenheiten, aber wir kamen nie an den Punkt, wo wir nicht miteinander geredet hätten. Brad Pitt ist ein interessanter und intelligenter Mann, der auch einen guten Instinkt hat für Filme. Seine Ratschläge waren oft sehr gut.

Sie haben schon mit mehreren Hollywood-Topstars zusammengearbeitet. Das sind Leute, die ein surreales Leben führen, in hohen Sphären der Berühmtheit kreisen. Was sind das für Menschen?

Viele von diesen Stars sind auf dem Set sehr umgänglich und sehr professionell. Sobald es allerdings um Persönliches und Privates geht, ist eine Wand spürbar. Es dauert sehr lange, bis man da durchkommt.

Sind Sie nervös, wenn Sie mit Weltstars zusammenarbeiten?

Nein. Ich gehe vom Standpunkt aus, dass ich den besten Film machen will und wir alle nur

Menschen sind und als solche auch irgendwie verbunden sind. Jeder Mensch hat Bedürfnisse. Wenn ich auf einen Schauspieler treffe, versuche ich seine Bedürfnisse einzuschätzen. Wie viel Aufmerksamkeit braucht er? Wie selbständig ist er? Je nachdem entwickelt sich dann das entsprechende Verhältnis.

Was ist Ihre grösste, unerfüllte Sehnsucht?

Einen Film zu drehen, in dem es stärker um mich und meine Geschichte geht, und noch innovativer zu werden als Filmemacher, wie zum Beispiel James Cameron mit seinem phänomenalen «Avatar».

Ihre Arbeit ist ein Tanz auf der Rasierklinge. Die Absturzgefahr ist gross. Ist diese Angst immer präsent?

Ja, aber jeder Unternehmer tanzt doch auf dieser Rasierklinge. Die Frage ist, wie gross dein Risiko ist und ob du es abschätzen kannst. Es kann dir alles passieren. Bei meinem James-Bond-Film damals war mir das bewusst und jetzt natürlich auch bei «World War Z». Man kann alles verlieren.

Wie gehen Sie damit um?

Ich nehme es hin. Man kann es nicht kontrollieren, man kann nur sein Bestes geben und hoffen, dass man sich nicht geirrt hat.

Wer ist heute der beste lebende Regisseur?

James Cameron beeindruckt mich, auch ein Spielberg, der über dreissig Jahre eine grosse Konstanz hinlegte. Klassiker wie Howard Hawks und Billy Wilder sind Vorbilder.

Werden Sie mit 65 Jahren noch Filme drehen in Hollywood?

Ich hoffe es. Ich liebe meinen Beruf und möchte so lange, wie es geht, kreativ sein.

Marc Forster, 44, ist der erfolgreichste Schweizer Filmregisseur. Mit «Monster's Ball» gelang ihm der Durchbruch. Sein James-Bond-Film «Quantum of Solace» und der Zombie-Thriller «World War Z» spielten weltweit je über eine halbe Milliarde Dollar ein.

GOLDEN GLOBE® GEWINNER
BESTER HAUPTDARSTELLER – LEONARDO DiCAPRIO

LEONARDO DiCAPRIO

A **MARTIN SCORSESE** PICTURE

THE WOLF OF WALL STREET

BASED ON THE BOOK BY **JORDAN BELFORT** SCREENPLAY BY **TERENCE WINTER**

DIRECTED BY **MARTIN SCORSESE**

JETZT IM KINO

TheWolfOfWallStreet.ch

RED BRANITE

© MMXIII TWOWS, LLC. All Rights Reserved.

UNIVERSAL





Essay

Der grosse Spieler

Der neue Präsident der zweitgrössten Volkswirtschaft der Welt präsentiert sich volksnah und freundlich. Zuerst wird er die Wirtschaft reformieren und dann seine geopolitischen Ambitionen in die Tat umsetzen.
Von Jonathan Fenby und Roland Vorlauffer (Illustration)

In seinem ersten Jahr an der Spitze Chinas hat Staatspräsident Xi Jinping seinen Machtanspruch betont – mehr als jede andere politische Leitfigur der Welt. Er ist die stärkste Führungskraft seit Deng Xiaoping. Im November 2012 wurde Xi Generalsekretär der Kommunistischen Partei (KP) und erlangte den Vorsitz über die Zentrale Militärkommission. Seit März 2013 ist er Staatspräsident. In allen drei Positionen hebt er sich von seinem zurückhaltenden Vorgänger Hu Jintao ab und pflegt einen direkteren und persönlicheren Führungsstil.

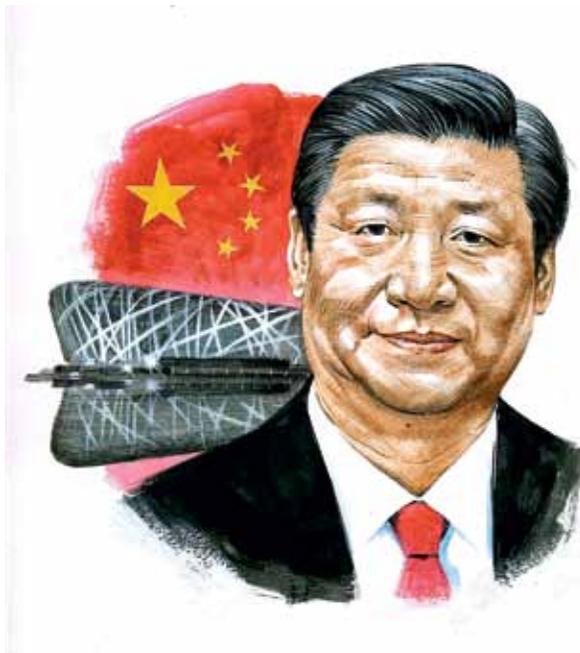
Als Parteiführer hat er eine Anti-Korruptions-Kampagne initiiert, welche einige prominente Köpfe um Amt und Würden brachte, so den früheren Politbüro-Funktionär Bo Xilai. Staatsbeamte zwingt der neue Präsident, auf die traditionellen Luxusgeschenke zu verzichten, wie auch auf Bankette und andere «Präsente». Gleichzeitig führt Xi aber auch eine ideologische Rückbesinnung an, einschliesslich ehrfürchtiger Bezüge auf Mao Zedong und einer harten Gangart gegenüber der Opposition.

Als Präsident hat der Sechzigjährige mehrere Reisen nach Moskau zu Putin unternommen, nach Südafrika zu einem BRIC-Treffen, nach Südostasien sowie nach Kalifornien, um Barack Obama zu treffen. In den Gebietsstreitigkeiten mit Japan, Vietnam und den Philippinen kommt seine Absicht zum Ausdruck, die regionale Vorherrschaft Chinas zu festigen und das Land global als ein den USA ebenbürtiges Machtzentrum zu verankern. Dabei vertraut er nicht nur auf die Diplomatie, sondern auch auf die militärische Aufrüstung.

Bei alledem offenbart Präsident Xi eine ungewöhnliche PR-Mentalität, die in seinem entspannten und freundlichen öffentlichen Auftritt zum Ausdruck kommt. Chinesische Medien bildeten ihn ab, wie er bei Platzregen einen Seehafen inspizierte und dabei – wie jede gewöhnliche Person – seinen Regenschirm selbst hielt; die Hosenbeine hochgefaltet und den Blick auf seine schwarzen Socken freigebend. Seine Frau, Peng Liyuan, war früher eine äusserst populäre Sängerin im Unterhaltungscorps der Armee. Die 51-jährige

First Lady ist in ihrem Land eine Mode-Ikone. Eine Handtasche, die sie bei einer Auslandsreise trug, war sofort ausverkauft.

All dies zeigt einen selbstbewussten Führer. Sein Vorgänger Hu Jintao erstickte im Konsens, der an der Spitze der chinesischen Politik unerlässlich ist. Xi dagegen weiss, wie man sich ihn zunutze macht. Der Rest des Politbüros steht im Schatten des Präsidenten. Er befiehlt die Streitkräfte und hat sichergestellt, dass der interne Sicherheitsapparat an ihn rapportiert und potenzielle Konkurrenten in den Provinzen und den Staatsunternehmen erledigt.



Am wichtigsten ist aber, dass er seinen Einfluss von der politischen in die wirtschaftliche Sphäre ausdehnt, eine traditionelle Domäne des Premierministers. Er persönlich leitet ein Gremium, das wirtschaftspolitische Reformen angehen möchte. Man wird sehen, was dies für die Stellung von Premier Li Keqiang bedeutet. Das Ausmass, in dem Xi seine Macht ausdehnt, ist im Ausland noch nicht ganz erfasst worden.

Da seine Amtszeit an der Spitze voraussichtlich bis ins Jahr 2022 dauern wird, kann man an dem rasanten Start den Gestaltungswillen von Xi erkennen. Ein fulminantes Wirtschaftswachstum hat die Position der Kommunistischen Partei gefestigt, seit Deng Ende der Siebzigerjahre Marktkräfte zuließ. Doch die

traditionelle Deng-Gleichung von günstigem Kapital, tiefen Löhnen und brummenden Exportmärkten geht heute nicht mehr auf. Die Gehälter und andere Produktionskosten sind gestiegen, wie auch die Kapitalkosten. Gleichzeitig sind die Exportmärkte nicht mehr das, was sie einmal waren. Das Wachstum hängt heute zu stark an Sachinvestitionen, namentlich in Infrastruktur und den Häusermarkt. Der öffentliche Sektor ist zu gross und zu ineffizient. Kapital wird in gigantischem Ausmass in unproduktive Sektoren gelenkt.

In einer Höhle aufgewachsen

Xi weiss, dass es Veränderungen braucht. Aber er fürchtet, dass ein Herumdoktern an den Mechanismen im Einparteiensstaat einen ähnlichen Prozess auslösen könnte wie jener, der das Ende der Sowjetunion besiegelte. So ist er bereit zu reformieren, solange die politische Sphäre unangetastet bleibt. Dabei ist Xis familiärer Hintergrund entscheidend. Er ist der Sohn eines Kommunistenführers der ersten Stunde, der unter Mao diente, im Zuge der Kulturrevolution aber in Ungnade fiel. Xi musste in einer Höhle leben und Schweine hüten. Erst unter Deng wurde sein Vater rehabilitiert. Der Sohn arbeitete sich über Provinzposten hoch, bis er im Jahr 2007 im Ständigen Ausschuss des KP-Politbüros anlangte, dem Machtzentrum Chinas.

Das menschliche Antlitz, das Xi von sich zu zeichnen weiss, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass er ein resoluter Machtmensch ist, der um höchste Einsätze spielt. Er will einen «chinesischen Traum» der nationalen Erneuerung realisieren; eine immer deutlichere Priorität ist die Vormachtstellung in Ostasien im Gerangel mit Japan und den USA. Doch zunächst muss er sicherstellen, dass die volkswirtschaftliche Transformation die politische Stellung der Kommunistischen Partei nicht in Gefahr bringt. Unter den politischen Leitfiguren der Welt hat er eine der schwierigsten Herausforderungen vor sich.

Jonathan Fenby leitet die China-Forschung des Informationsdienstes Trusted Sources. Sein neues Buch «Will China Dominate the 21st Century?» ist als E-Book erhältlich, es erscheint im März in gedruckter Form. Aus dem Englischen von Florian Schwab

TRADING

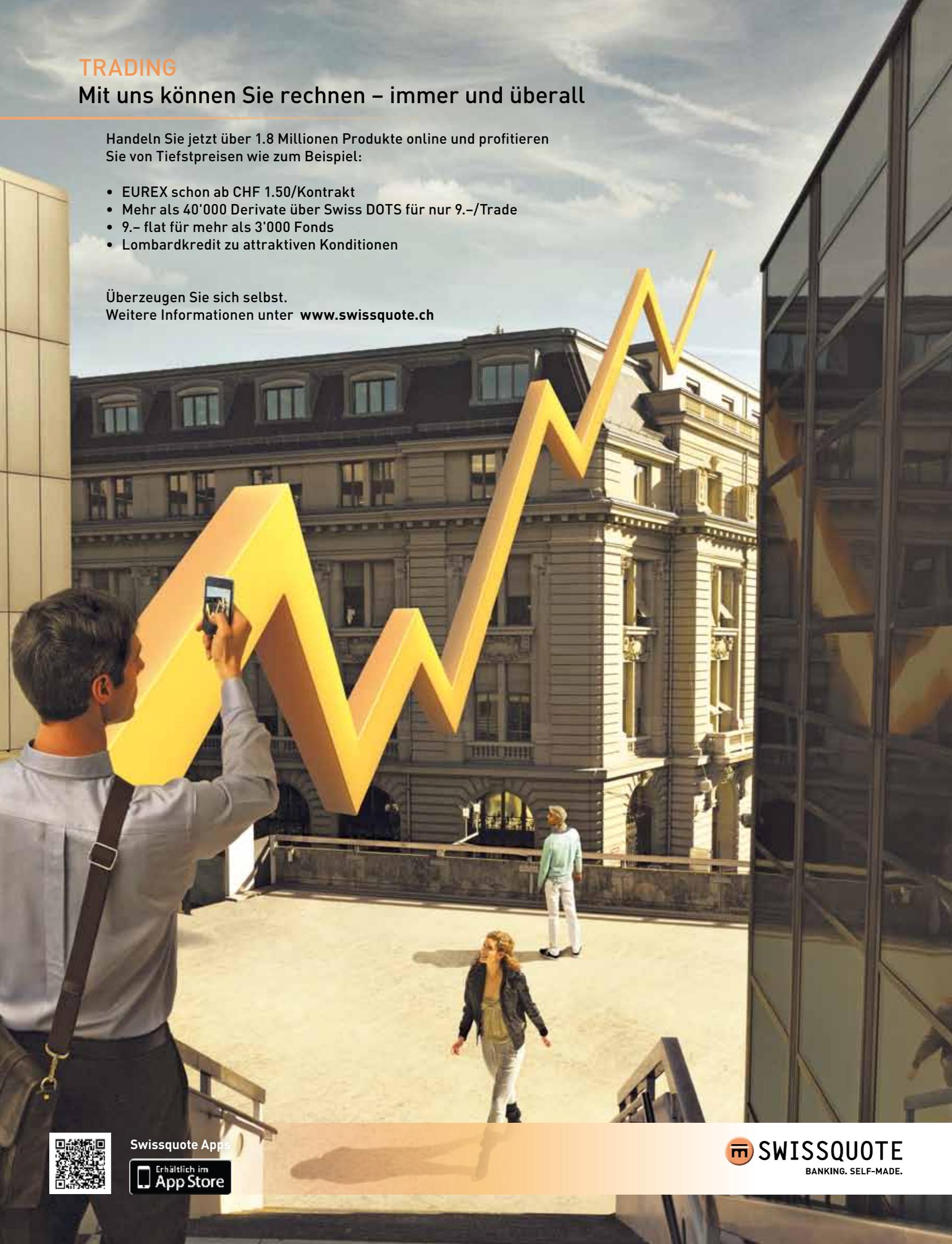
Mit uns können Sie rechnen – immer und überall

Handeln Sie jetzt über 1.8 Millionen Produkte online und profitieren Sie von Tiefstpreisen wie zum Beispiel:

- EUREX schon ab CHF 1.50/Kontrakt
- Mehr als 40'000 Derivate über Swiss DOTS für nur 9.-/Trade
- 9.- flat für mehr als 3'000 Fonds
- Lombardkredit zu attraktiven Konditionen

Überzeugen Sie sich selbst.

Weitere Informationen unter www.swissquote.ch



Swissquote Apps

Erhältlich im
App Store

 **SWISSQUOTE**
BANKING. SELF-MADE.

«Werfen Sie Ihre Saftpresse weg!»

David Agus will nichts weniger als eine weltweite Gesundheitsrevolution. Umfassende Vorsorge, sagt der berühmteste Onkologe der USA, werde im Alter unser Krankheitsrisiko drastisch senken.

Von Beatrice Schlag

Herr Agus, Sie verlangen ein radikales Umdenken im Gesundheitswesen, bei dem Prävention und Selbstverantwortung eine einschneidende Rolle spielen. Aber nur wenige Ihrer Ratschläge sind neu. Warum werden sie so selten befolgt?

Wenn in den USA und in der EU über das Gesundheitswesen gesprochen wird, geht es immer nur um Geld. Über Gesundheit selber wird selten geredet. Wir müssen aber darüber reden. Wenn Gesundheit wie in den USA 18 Prozent des Bruttosozialprodukts verschlingt, muss man dringend handeln. Wir sind völlig darauf fixiert, Krankheiten zu behandeln, statt sie zu vermeiden.

Wollen Sie den Leuten Cola, Alkohol und Zigaretten verbieten?

Jeder hat das Recht, mit seiner Gesundheit zu tun, was er will. Aber es gibt eine Mini-pille namens Baby-Aspirin. Wenn man sie täglich nimmt, verringert sie die Todesrate bei Krebs um 37 Prozent, bei Herzkrankheiten um 22 Prozent und bei Schlaganfällen um 17 Prozent. Trotzdem wird sie nur von einem Bruchteil der Menschen genommen. Aber inzwischen sind die Forschungsergebnisse so erdrückend, dass man ihren Nutzen nicht mehr ignorieren kann. Staaten haben für diese Studien Millionen von Euros bezahlt. Schlüsse haben sie daraus keine gezogen.

Wie erklären Sie das?

Es gibt keine Leadership im Gesundheitswesen. Wir haben Wirtschaftsführer und eine Weltbank. Aber weder in den USA noch in Europa gibt es jemand Nennenswertes, der vorangeht, wenn es sich um Gesundheit handelt. Ohne Leadership passiert nichts. Gesundheitsratschläge bekommen wir ständig, und sie lauten jeden Tag anders. Aber es gibt einen Punkt in der Forschung, an dem die Daten so eindeutig werden, dass jemand daraus Konsequenzen ziehen muss. Jemand, der Vertrauen genießt.

Wer denn? Eine Person, eine Institution?

In den USA haben wir das Department of Homeland Security, wo sämtliche Aspekte von Sicherheit gebündelt werden. Ein Department für Gesundheitssicherung gibt es nicht. Weder bei uns noch irgendwo sonst auf der Welt. Es gibt die Weltgesundheitsorganisation. Aber Prävention gehört nicht zu ihren Aufgaben. Dabei zehrt



«Es gibt keine Leadership im Gesundheitswesen»: Mediziner Agus.

Krankheit an uns allen, zumal wir immer älter werden. Wir müssen etwas tun.

In welcher Form?

Es gibt verschiedene Ansätze. Erstens muss man klarmachen, dass sich Prävention lohnt. CEOs sollten ihre Firmenlifte kostenpflichtig machen, damit jeder Angestellte jeden Tag weiss, dass er sich und dem Unternehmen schadet, wenn er auf Bewegung verzichtet. Sie mögen das für aggressiv halten, aber der Nutzen wäre enorm. Je wichtiger ein Geschäftsmann ist, desto näher liegt sein Parkplatz bei seinem Pult. Je reicher jemand ist, desto mehr Bäder hat seine Villa. Das Gegenteil müsste der Fall sein. Ich träume davon, dass endlich einige vorrangige Gesundheitsziele für Industrienationen entwickelt werden. Dazu gehören Standards für Arbeitsplatz und Wohnung. Wieso sind Grippeimpfungen freiwillig? Sicher, eine Grippe überlebt man. Aber die Entzündung hebt das Risiko für Herzkrankheiten und Krebs. Und wir alle zahlen dafür.

Sie sind ein Gegner von Vitaminen.

Ja, weil sie überhaupt nichts nützen, wie wir inzwischen aus mehreren grossen Studien sehr genau wissen. Im Gegenteil. Männer, die Vitamin E schlucken, erhöhen ihr Risiko, an Prostatakrebs zu erkranken.

«Wir bezahlen mehr für Kartoffelchips als für die Krebsforschung.»

Bei Rauchern, die Vitamin A oder Betacarotin nehmen, steigt die Risikokurve einer Lungenkrebserkrankung steil an. Das Risiko von Knochenbrüchen wird bei Frauen, die Vitamin D nehmen, deutlich grösser. Wir wussten das lange nicht, aber inzwischen sind die Daten unanfechtbar. Warum muss die ganze Gesellschaft dafür bezahlen, wenn Menschen trotz aller Erkenntnisse weiter Vitamine nehmen, die sie krank machen können?

Verstehen Sie das Misstrauen der Leute, wenn Ärzte heute das und morgen das Gegenteil empfehlen?

Und wie. In den siebziger Jahren haben wir Margarine angepriesen, bis wir merkten, dass sie Herzerkrankungen fördert. In den USA wurden im letzten Jahr 320 Millionen Testosteron-Rezepte für Männer ausgeschrieben. Dabei liegt inzwischen die erste Langzeitstudie vor, die besagt, dass bei Männern, die Testosteron nehmen, die Infarkt- und Todesrate um 30 Prozent höher liegt. Wir Ärzte müssen uns schämen, wenn wir ohne Langzeitstudien Dinge verordnen. Aber der Kernpunkt ist der, dass wir vorhandene Daten öffentlich machen und danach handeln müssen.

Sollen Vitamin-Konsumenten Ihrer Meinung nach höhere Krankenkassenprämien bezahlen?

Hören Sie, in den USA wird mehr Geld für Vitamine als für die gesamte medizinische Forschung ausgegeben. Wir bezahlen mehr für Kartoffelchips als für die Krebsforschung. Aber es geht ja nicht nur um Vitamine und Chips. Wie gesagt, jeder kann tun und lassen, was er will. Aber es geht nicht an, dass andere dafür bezahlen. «Obamacare» sieht vor, dass Raucher und Übergewichtige höhere Prämien bezahlen, solange sie rauchen und nichts gegen ihr Übergewicht unternehmen.

Im Fall von Übergewicht würde das mehrheitlich schlechtverdienende Menschen treffen.

Nur, solange sie nichts unternehmen. Kaum besuchen sie Kurse über gesunde Ernährung, werden die Prämien wieder gesenkt. Sie müssen nicht dünn sein, aber gewillt, abzuspecken. Nur so bleiben die Krankenkassenprämien zahlbar. Ein noch grösseres Problem als Übergewicht ist unser Mangel an Bewegung.

Sie tragen einen Schrittzähler am Handgelenk. Und unter Ihrem Bürocomputer steht ein Laufband.

Wer sich den ganzen Tag über immer wieder bewegt, wird sehr viel seltener krank. Leute, die bei der Arbeit sitzen, sollten jede halbe Stunde drei bis vier Minuten gehen. Sie müssen nicht schwitzen, ihr Puls muss nicht hochgehen. Aber die Lymphbahnen, die das Immunsystem kontrollieren, müssen gestärkt werden. Deswegen das Laufband. Dort schreibe ich meine E-Mails. Ich gehe dabei sehr langsam. Es dauerte etwa zwei Wochen, bis ich es geschafft habe. Aber es geht. Und ich halte täglich etwa zwei Besprechungen beim Spazieren ab. Das habe ich von Steve Jobs gelernt...

...dessen Arzt Sie wurden, als er an Krebs erkrankte.

Jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, sagte er: «Lass uns einen Spaziergang machen.» Erstens aus gesundheitlichen Gründen. Zweitens, sagte er, wenn er einen Spaziergang vorschläge, wisse nur er, wohin er gehen werde. Und das gebe ihm bei Businessverhandlungen seinen Gesprächspartnern gegenüber einen leichten Vorteil. Steve hatte immer mehr als einen Grund für das, was er tat.

Ihr erstes Buch sollte «Was ist Gesundheit?» heissen. Dass es schliesslich unter dem kühnen Titel «The End of Illness» erschien, hatte auch mit Jobs zu tun.

Er sagte, ein Buchtitel, in dem das Wort Gesundheit vorkomme, langweile Menschen genauso wie Blumenkohl. Ich finde den neuen Titel allerdings nicht zu kühn. Wir können tatsächlich den meisten Krankheiten zuvorkommen. Aber wir tun es nicht. Das grösste Problem ist, einem gesunden Zwan-

FÜR SIE DIE BESTEN
GRÜNDE AUF
www.cic.ch/5



BANQUE CIC | SUISSE |

Die Bank der Privat- und Geschäftskunden

Basel, Fribourg, Genf,
Lausanne, Locarno, Lugano,
Neuchâtel, Sion, Zürich

www.cic.ch

zigjährigen klarzumachen, dass er jetzt anfangen muss, vernünftig zu leben, wenn er in fünfzig Jahren noch gesund sein will. Aber das müssen wir schaffen, das sind wir unsern Kindern schuldig.

Wie?

Schrittmesser sind ziemlich wirkungsvoll. Die Spieltheorie sagt, dass Wettbewerb untereinander allen nützt. Das Ziel ist in diesem Fall Bewegung. Wenn man jemandem sagt, er müsse sich jetzt bewegen, um im Alter gesund zu bleiben, ist das Ziel viel zu weit weg. Aber wenn junge Menschen einen Schrittmesser haben, beginnt ein Wettbewerb zwischen ihnen. Wir sind eine Konkurrenzgesellschaft, ob uns das gefällt oder nicht. Also sollten wir das dort nutzen, wo es allen etwas bringt. Aber viel wichtiger ist, bei Anlässen wie dem WEF zur Gesundheit Stellung zu nehmen und zu sagen: «Hier ist das Datenmaterial. Lasst uns handeln, in Firmen und Regierungen.»

Sie müssen ein Fan von New Yorks Ex-Bürgermeister Michael Bloomberg sein.

Er war fantastisch. Er verbot Transfettsäuren und übergrosse Sodabehälter. Davon profitieren alle, Arm oder Reich, denn es ändert ihre Gewohnheiten. Interessant war, dass viele Leute zwar über die Bevormundung schimpften, aber kein Mensch sagte, Transfettsäuren seien doch gut. Denn die Leute hatten etwas begriffen. Als George W. Bush sich weigerte, staatliche Gelder für Stammzellenforschung zur Verfügung zu stellen, erwies er allen unfreiwillig einen grossen Dienst. Denn dank der Debatte weiss heute jeder Amerikaner und jeder Europäer, was eine Stammzelle ist.

Ihr Buch fordert, dass jeder Einzelne umfassende Verantwortung für seine Gesundheit übernimmt. Sind Menschen damit nicht überfordert?

Wir müssen uns damit auseinandersetzen. Vor hundert Jahren hatten wir Familienmahlzeiten, Frühstück, Mittag- und Abendessen. Jetzt leben wir in einer Fast-food-Welt und stopfen den ganzen Tag etwas in uns hinein wie grasende Tiere. Dafür ist unser Körper nicht geeignet. Es tut uns nicht gut. Also müssen wir die Leute erziehen. Wenn jemand ein Auto kaufen will, informiert er sich online und bei Bekannten über jedes Detail.

Das macht Spass. Lebensmittel-Etiketten zu studieren, ist anstrengend.

Gleichzeitig wollen alle so alt werden, um noch mit ihren Enkelkindern spielen zu können. Dafür muss man etwas tun. Unsere Gesundheitssysteme wurden dafür entwickelt, Krankheiten zu behandeln, nicht aber dafür, diesen zuvorzukommen. Wir können das System nicht ändern, aber

David Agus

Er wurde als Krebspezialist bereits mit Auszeichnungen überschüttet, bevor sein Buch mit dem deutschen Titel «Leben ohne Krankheit» 2012 in der *New York Times* an die Spitze der Bestsellerliste rückte. Es ist eine für Medizinelaien anspruchsvolle Lektüre. Zum Schreiben bewegte David Agus nach seinen Aussagen seine trostlose Erfahrung mit Krebs-Patienten: «Es gibt oft nur wenig Hoffnung, und die Behandlung ist genauso wenig effektiv wie eh und je. Das rückwärtsgewandte Denken der Medizin bringt mich zur Verzweiflung.» Agus ist überzeugt, Krebs lasse sich wie Herzkrankheiten durch Vorsorge entscheidend eindämmen. Eine Kurzfassung seiner Empfehlungen erschien vor wenigen Tagen unter dem Titel «A Short Guide to a Long Life» in den USA; sie wird im April auf Deutsch veröffentlicht. Es sei ihm wichtig, sagt der 48-Jährige, seinen Lesern zu sagen, dass er null finanzielles Einkommen aus der Pharmaindustrie beziehe. An der von ihm mitgegründeten Firma Navigenics, die für 99 Dollar DNA-Tests anbietet, ist er finanziell nicht beteiligt. Der Vater zweier Kinder ist Professor an der University of Southern California. Der Arzt, den Ex-Vizepräsident Al Gore als «einen der besten Mediziner Amerikas» bezeichnet, tritt am WEF bereits zum sechsten Mal als Sprecher auf. (bs)

wir können uns verändern. Ich bin überzeugt, dass sich die Medizin von unten nach oben, nicht von oben nach unten verändern wird. Aber dafür müssen wir den Arzt zum Partner machen.

Was bedeutet das?

Dass wir vorbereitet zum Arzt gehen. Er soll nicht den Blutdruck messen und eine Pille verschreiben. Wir müssen unseren Körper selber beobachten: Ist der Blutdruck immer gleich oder morgens tiefer? Hat sich das Gewicht seit dem letzten Arztbesuch verändert? Sind wir gestresst? Haben wir Energie? Haben wir chronische Beschwerden, Atemnot, Hautausschläge? Das muss nicht der Arzt uns fragen. Mit diesen Informationen müssen wir hingehen. Das klingt übrigens viel komplizierter, als es ist.

Welches sind Ihre wichtigsten Regeln für ein gesundes Leben?

Essen Sie frische oder tiefgefrorene Lebensmittel. Werfen Sie Saftpresse und Mixer weg. Saft enthält nur noch einen Bruchteil der Nährstoffe einer ganzen Orange oder einer Karotte. Nehmen Sie Ihre Mahlzeiten jeden Tag zur gleichen Zeit ein, und gehen Sie immer zur gleichen Zeit ins Bett. Das er-

spart Ihrem Körper viel Stress. Bewegen Sie sich. Fünf Stunden am Stück zu sitzen, ist für Ihren Körper genauso schädlich, wie ein Päckchen Zigaretten zu rauchen. Klingt unglaublich, aber die Daten sind eindeutig. Lassen Sie sich gegen Grippe impfen. Fragen Sie Ihren Arzt, ob er Ihnen zur Einnahme von Mini-Aspirin und entzündungshemmenden Statinen rät, wenn Sie über fünfzig sind. Beide Medikamente sind billig. Informieren Sie sich über die Krankheiten in Ihrer Familie. Suchen Sie nach Studien, bevor sie Arzneimittel nehmen, rezeptpflichtig oder nicht. Lächeln Sie. Es wird Ihre Stimmung bessern.

Macht uns die von Ihnen geforderte Beschäftigung mit unserem Körper wirklich gesünder?

Leute, die übertreiben, gibt es immer. Aber ich bin auf Krebspatienten spezialisiert und muss jede Woche zwei oder drei Patienten sagen, dass ich ihnen keine Medikamente mehr anzubieten habe. Ich sehe jeden Tag Menschen sterben. Viele von ihnen wären nicht so krank geworden, wenn sie früher etwas für sich getan hätten.

Manche Ihrer Kritiker sagen, dass Sie gewaltig übertreiben.

Mich freut auch aggressive Kritik. Ich suche die Diskussion. Diskutieren führt zu Verstehen. Und das Verstehen bringt Veränderung. Sie sind nicht nur Arzt, sondern auch Ingenieur. Wie beeinflusst das ihre Scheweise?

Sehr entscheidend. Ingenieure wollen Probleme lösen. Und sie wissen, dass man gewisse Dinge nicht im Detail verstehen muss, um sie zu kontrollieren. Der menschliche Körper ist so komplex, dass ich ihn nie vollständig verstehen werde. Wir lernen ständig dazu, aber wir wissen noch längst nicht alles. Es gibt allerdings Dinge, die wir verändern und lösen könnten, wenn es eine Leadership

«Mich freut auch aggressive Kritik. Ich suche die Diskussion.»

gäbe. Das fordere ich. Deswegen habe ich das Buch geschrieben. Deswegen trete ich jede Woche bei CBS als Medizinexperte auf. Ich will das Umdenken vorwärtsbringen.

Ihr Buch zielt auf Industrienationen mit Zugang zu Technologie ab. Wie sehen Lösungen für Entwicklungsländer aus?

Sehr ähnlich. Wir müssen die einzelnen Kulturen studieren, sehen, wie die Leute wohnen, sich ernähren und arbeiten, und dann eine Prävention für nichtansteckende Krankheiten entwickeln, die im jeweiligen Land Gehör findet. Aber die Schwierigkeit, junge Menschen zu überzeugen, sich um ihre Gesundheit zu kümmern, ist in New York genauso gross wie in der Subsahara. ○

Etwas Blair, etwas Thatcher

Der britische Premier David Cameron gibt sich als junger, dynamischer Führer. Die Realität sieht anders aus. Die Zweifel an den Fähigkeiten des einstigen Senkrechtstarters aus gutem Hause wachsen.

Von Haig Simonian und Roland Vorlauffer (Illustration)



David William Donald Cameron zelebriert sich als eine Art Amalgam aus zwei seiner Vorgänger. Hier der junge, clevere, sozialpolitisch sensible und grünen Anliegen zugetane Tony Blair, dort die Galionsfigur der traditionellen *one-nation*-Konservativen, Margaret Thatcher. Der aktuelle Premierminister ist sicherlich relativ jung und imagebewusst. Mit gerade einmal 43 Jahren langte er im Amt des Premierministers an – nach einem Senkrechtstart in der Partei, der in der überraschenden Wahl zum Parteichef mündete. Damit ist Cameron der jüngste Regierungschef des Vereinigten Königreichs seit dem Earl of Liverpool im Jahre 1812. Genau wie Blair war Cameron eine moderate, vernünftige und attraktive Verheissung. Auch für jüngere Wähler, die, vom Immergleichen ermüdet, nach etwas Neuem verlangten.

Die Chancen für einen echten Wandel sahen umso besser aus, als Cameron der ersten Koalitionsregierung seit dem Zweiten Weltkrieg vorsteht, deren Nummer zwei der ebenfalls jugendliche, dynamisch wirkende Nick Clegg ist, der Chef der britischen Liberaldemokraten.

Unnötige Irritationen

Seit der Wahl blieb die Fassade stets ohne Makel. Genial und doch zugänglich, zeichnet «Dave» ein Bild von sich als einem Mann, der führen kann und doch den Wert der Musse und des Familienlebens zu schätzen weiss. Allerdings: Die Realität war oftmals anders.

Man kann Cameron zugutehalten, dass die Finanzkrise, von der Grossbritannien gleich nach seinem Amtsantritt erfasst wurde, nicht gerade das ideale Umfeld für die Umsetzung frischer Ideen ist. Doch im Laufe der Zeit wurde immer klarer, dass der Mann, der sich als Brückenbauer darstellt, in Wahrheit die greller werdenden Kontraste und aufscheinenden Widersprüche verkörpert.

Zugegebenermassen ist es einfach, Camerons privilegierte Herkunft als Projektionsfläche für die Spaltung des Landes zu nutzen. Während die stramme Linke Tony Blair für seinen mittelständischen New-Labour-Ansatz in der Mitte des politischen Spektrums hasste, verachten manche Cameron für seinen erz-

konservativen Stallgeruch. Als Sohn eines distinguierten Aktienhändlers und Spross einer Familie mit lauter wohlhabenden Finanzpersönlichkeiten, ist er für viele Briten die Personifizierung der angeborenen Privilegien. Die Schulzeit im Eton College, einem Internat für die Knaben der Elite, und das Studium in Oxford verstärken den elitären Touch, wie auch die Berufung anderer «old Etonians» in sein Kabinett.

In Zeiten, wo der wirtschaftliche Graben zwischen Nord- und Südengland tiefer wird und London wirtschaftlich das ganze Land



überragt, lauten die verständlichen Vorwürfe an die Adresse des Premierministers, dass ihn der wahre Zustand des Landes zu wenig interessiert und er sich nicht für die sozialen und wirtschaftlichen Herausforderungen ausserhalb der City erwärmen kann.

Hätte Cameron mehr von den liberalen Rezepten umgesetzt, mit denen er Wahlkampf betrieb, er hätte dem Eindruck der Abgehobenheit entgegenwirken können. Doch leider waren die Bemühungen des Premierministers nur beschränkt erfolgreich. Fortschritte erzielte er in der Verschlinkung des Staates und bei der Schulreform. Die Wirtschaft scheint nun endlich an Fahrt zu gewinnen. Doch vieles ist hängengeblieben, was eine gewisse Skepsis

hinterlässt bezüglich der Frage, wofür Cameron wirklich steht und ob er nicht den Stil über die Inhalte erhebt.

Sicherlich blies ihm oft ein scharfer Gegenwind ins Gesicht. Die EU- und migrationsfeindliche UK Independence Party wildert im konservativen Lager. Die Konservativen zu seiner Rechten trauen Cameron nicht über den Weg, und so musste er Bedenken zerstreuen hinsichtlich der Abgabe von Solidarität nach Brüssel und der Auflösung der nationalen Identität durch ungezügelter Einwanderung.

Die Beschwichtigungspolitik gegenüber der konservativen Rechten lässt den Eindruck eines schwachen und sprunghaften Führers entstehen, der seine Partei nicht ganz unter Kontrolle hat und Grossbritannien ins Schleudern bringt.

Mehr internationale Erfahrung – oder auch Erfahrung im Allgemeinen – wäre hilfreich gewesen. Die Beziehungen mit der Europäischen Kommission bleiben angespannt. Auch bei potenziellen Alliierten innerhalb der EU löste er gelegentlich – und manchmal unnötigerweise – Irritationen aus. Versuche, die «special relationship» zu den USA zu kultivieren, zielten ins Leere. Besonders in Anbetracht eines US-Präsidenten, der klargemacht hat, dass seine Prioritäten anderswo liegen, und keine Gegengeschenke anzubieten hat.

Das Bild Grossbritanniens zu Beginn des Jahres 2014 ist das Bild eines Landes, das sich unsicher und unwohl fühlt. Es sucht seinen Platz auf der Welt, ohne

ihn zu finden. Momente des Glücksgefühls, wie bei den Olympischen Spielen, erwecken gelegentlich den Eindruck eines geeinten und gesellschaftlich harmonischen Landes. Über die meiste Zeit macht Camerons Grossbritannien den Anschein einer geteilten, unsicheren und gegenüber sich selbst fremdelnden Nation – unter einer Nebelschicht von nicht sehr überzeugender Zuversicht.

Haig Simonian war lange Korrespondent der *Financial Times* in der Schweiz. Er lebt bei Zürich.

Aus dem Englischen von Florian Schwab.

«Da läuft etwas fundamental falsch»

Einst war er Marxist, heute leistet er US-Präsident Barack Obama spirituellen Beistand. In Davos will Reverend Jim Wallis die Wirtschaftselite in die Pflicht nehmen. Ein Gespräch über Sklaverei, «schmutzige» Handys und die Magie des Oval Office. *Von Urs Gehrig*



«Wenn die Unterschiede zwischen Reich und Arm zu gross werden, wird Gott wütend»: Aktionspfarrer Wallis mit US-Präsident Obama.

Eben hat er noch vor dem Kapitol campiert. Zehn Tage verharrete er in «spirituellem Fasten», aus Protest gegen die blockierte Immigrationsreform. Jetzt sitzt Reverend Jim Wallis in seinem Büro im Norden Washingtons, und aus seinem Mund sprudelt es wie aus dem Spundloch eines vollen Fasses. Der US-Kongress sei «so kaputt», dass man keine Lösungen mehr finde. Eine Seilschaft von Konservativen halte das Land in Geiselschaft. «Manchmal», so kommentiert Wallis seinen Hungerprotest, «muss man die Politik von aussen ändern, weil innen alles blockiert ist.»

Jim Wallis hat sich den Kampf für die Schwächsten und wider die Armut auf die Fahnen geschrieben. Er führt ihn effektiv. Einerseits indem er sich beim Argumentieren die Taktik eines Revolverschützen zu eigen macht: stets etwas höher zielen, als man treffen will. Andererseits indem er seine Stimme wie ein lyrischer Tenor einsetzt: Herb und melodios schmeichelt sie sich ins Ohr, so dass sie auf den Gesprächspartner besänftigend, beinahe sedierend wirkt.

Allerdings ist Aktionspfarrer Wallis längst nicht mehr einer «von aussen», wie man aufgrund seines Fastenprotests vermuten könnte. An seiner Bürowand prangt ein gerahmtes Dokument, signiert vom Präsidenten, das ihn als Mitglied der «White House Office of Faith-Based and Neighborhood Partnerships» ausweist. Als spiritueller Berater des Präsidenten geht er ein und aus im Weissen Haus.

Reverend Wallis, was führt einen Seelsorger und Pfarrer an das Klassentreffen der Wirtschaftselite?

Nach der grossen Wirtschaftskrise 2009 lag in Davos Panik in der Luft. Ich erinnere mich an eine Veranstaltung mit dem Titel «Markt und Werte». Tony Blair sagte mir: «Jim, die müssen in einer Krise stecken, wenn sie ein solches Panel veranstalten und dich als Referenten auswählen.» Auf die Wirtschaftskrise folgte ein fundamentaler Verlust des Vertrauens in Manager und Grossunternehmen. Seither gibt es eine gesteigerte Sensibilität für Ethik in Davos. Ich habe einen «neuen Sozialvertrag» angeregt. Wir müssen Werte und die Würde ins Zentrum unserer Diskussionen rücken.

«Werte» und «Würde», was verstehen Sie darunter?

Neulich nahm ich an einer Diskussion über den Kongo im Presseklub in Washington, D.C. teil. Man sprach über die Ausbeutung von «schmutzigen» Mineralien im Kongo. Ich sagte: «Hebt alle eure Handys in die Luft! Diese Dinger sind zu eurem Alter Ego geworden. Ihr verbringt mehr Zeit damit als mit irgendetwas anderem.» Dann las ich die Geschichte vom barmherzigen Samariter vor und sagte: «Wem sein Telefon wichtig ist, der soll auch an die Arbeiter denken, die die Mi-

neralien ausgraben, ohne die unsere mobile Kommunikation gar nicht erst möglich ist.» Was ich damit meine: Wir müssen Arbeitsprozesse in Wertketten verwandeln. Denn am Anfang der Produktionskette steht oft ein Sklave.

Und wenn wir einen Sklaven in der Produktionskette finden, was dann?

Wir müssen unsere Versorgungsketten von Sklaverei und Ausbeutung säubern. Man muss einen moralischen Imperativ aufbauen, der ein neues Handeln verlangt. Firmen sollen erkennen, dass korrektes Verhalten honoriert wird: «Business must do good, but doing good can be good for business as well.»

Das tönt wunderbar, ist aber realitätsfremd. «Faire» Produkte haben ihren Preis. Denken Sie an die Armen. Sie können sich keine teuren Produkte leisten.

Dieser Einwand wird regelmässig vorgebracht. «Ein «Sweatshop-Job» ist besser als gar kein Job», heisst es oft. Wir müssen tiefer gehen. Die Realität von heute ist eine wachsende Ungleichheit. In den USA haben 400 Amerikaner allein mehr Reichtum als 150 Millionen Amerikaner zusammen. Da läuft etwas fundamental falsch.

Genau diese Kluft zwischen Arm und Reich vergrössern Sie, wenn Sie den Ärmsten die «Sweatshop-Produkte» wegnehmen.

Wir stecken in der Falle der Kurzsichtigkeit. Wenn unsere einzige Metrik «Profit und Verlust» ist, haben wir ein Problem. Den Schutz unseres Planeten und unserer Nachkommen

«Mit Barack Obama einig zu sein, ist nicht Bedingung, um bei ihm ein offenes Ohr zu finden.»

können wir nicht gewährleisten, wenn alles ausschliesslich auf Profit/Verlust-Denken ausgerichtet ist. Und es ist falsch, wenn sich Profit/Verlust-Denken nur an Shareholdern (Aktionären) und nicht an Stakeholdern (Interessenvertretern) orientiert. WEF-Präsident Klaus Schwab kümmert sich seit Jahren tiefgreifend um die Idee des Stakeholders. Stakeholder sind Arbeiter, Kunden, die Umwelt und sogar die nächsten Generationen. Diese Erkenntnis ist in Davos angekommen. In Davos höre ich viele Geschäftsleute sagen: «Wir müssen langfristig denken.»

Was heisst langfristig: zwanzig Jahre?

Indigene Völker sagen: «Du musst dein Handeln an den Auswirkungen auf die siebte Generation nach dir messen.»

Wie wollen Sie kleine Unternehmer dazu bringen, sieben Generationen vorauszu-denken, wenn ihr unmittelbares Überleben vom kurzfristigen Profit abhängt?

Das ist eine grosse Herausforderung. Von Unternehmerseite höre ich oft: «Wenn wir dies alleine tun, verlieren wir im Konkurrenzkampf mit unseren Rivalen.» Es braucht

ein gemeinsames Vorgehen von Religionsführern, Businessleadern und politischer Elite. Dafür müssen wir einen neuen Rahmen schaffen. Als Eckpunkte habe ich drei Kernthemen definiert: Menschenwürde, Führerschaft und Gemeinwohl.

Gemeinwohl ist ein Gummibegriff, unter dem man sich so ziemlich alles vorstellen kann. Was meinen Sie damit?

«Liebe deinen Nächsten wie dich selbst», wie es in der Bibel wiederholt gefordert wird. Nächstenliebe ist das Fundament für das Gemeinwohl. Will heissen: Ich muss achtgeben, dass ich mein Handeln nicht bloss an mir, meiner Familie und meiner Gruppe orientiere, sondern an der gesamten Menschheit.

In der Bibel ist nicht bloss die Nächstenliebe verbrieft, sondern auch das Recht auf Besitz: In Exodus 20, 17 heisst es: «Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Rind, Esel noch alles, was dein Nächster hat.» Diese zentrale Stelle bezeugt: Bereits Moses anerkannte den Fakt, dass auf Erden eine Gemeinschaft von Ungleichen lebt, von Armen und Besitzenden.

Über den Besitz sagt das Alte Testament immer und immer wieder: Die Erde gehört Gott. Wir sind Verwalter, Untermieter, aber alles gehört Gott.

Aber es gibt grosse und kleine Verwalter, reiche und arme Untermieter. Moses ruft explizit dazu auf, den Status quo der Ungleichheit zu akzeptieren.

Allerdings steht in der Bibel auch: Wenn die Unterschiede zwischen Reich und Arm zu gross werden, wie es heute der Fall ist, wird Gott wütend.

Wie lässt sich Gott besänftigen? Indem man für die Reichen die Steuern erhöht und den Reichtum umverteilt?

Die Regierung in den USA hat seit Jahren auf Seiten der Reichsten interveniert. Wir hatten einst Bankregulationen, die effektiv waren, dann wurden sie entfernt, was zur Finanzkrise 2008 führte. Die Parteinahme der Regierung für die Reichsten hat den Wohlstand umgelagert zugunsten der Oberschicht. Joseph Schumpeter, der ein Kapitalist war, sagte sinnngemäss: Wo es keine Ethik gibt, verschlingt der Markt alles und schliesslich auch sich selbst. Deshalb ist das Gemeinwohl so wichtig. Wir müssen Arm und Reich wieder einander angleichen, wieder zu einer Balance in der Gesellschaft finden.

Die Geschichte lehrt: Wenn sich Regierungen anschickten, Gleichheit zu oktroyieren, hat dies oft zu totalitären Konsequenzen geführt.

Ich plädiere nicht für eine oktroyierte Gleichheit. Ich glaube nicht, dass Regierungsinterventionen alleine eine Balance herstellen können. Wir brauchen einen moralischen Kompass für Unternehmer. Doch eine mora-

lische Orientierungshilfe reicht noch nicht aus. In den USA brauchen wir Regeln im Umweltschutz, sonst versenken Firmen ihren Abfall in den Flüssen. Ich will nicht, dass meine Kinder mit Spielzeug spielen, das nicht sicher ist. Ich will kein Fleisch essen, das nicht kontrolliert worden ist. Ich glaube nicht an die Allmacht des öffentlichen Sektors, aber ohne öffentlichen Sektor kann man die grossen Unternehmen nicht zur Verantwortung ziehen.

Sie sprechen vom Gemeinwohl, als basiere es allein auf materiellem Gut. Was ist mit individuellen Freiheiten? Wie wir dank Edward Snowden wissen, haben die US-Geheimdienste die Privatsphäre seit 9/11 weltweit sukzessive durchlöchert. Kein Grund zur Aufregung für Reverend Wallis?

Ich stimme Ihnen absolut zu. Das Gemeinwohl beinhaltet mehr als materielle Werte. Es umfasst auch die moralische, spirituelle Gesundheit einer Gesellschaft. Was die Abhöraktionen unserer Regierung betrifft, haben Leute wie ich seit langem gewusst, dass sie stattfinden. Ich bin froh, dass die Verantwortlichen nun Rechenschaft ablegen müssen. Doch diese Regierung hat nicht alle diese Dinge geschaffen. Sie hat sie übernommen.

Präsident Obama hat die Abhörmethoden nicht bloss übernommen, er hat sie massiv ausgebaut.

Richtig. Das ist der natürliche Prozess aller dieser Sicherheitssysteme. Sie wachsen, und was sie tun können, tun sie. Ob sie das sollten, ist eine andere Frage.

Sprechen Sie mit dem Präsidenten über diese Missstände, wenn Sie ihm spirituellen Beistand leisten?

Ich habe ihm geraten, das Thema sehr ernst zu nehmen und einen ganz neuen Rahmen zu schaffen. Diese Sache ist für die USA peinlich geworden. Doch ein Präsident muss eine ziemlich entschlossene Haltung an den Tag legen, um dem Widerstand der Nachrichtendienste entgegenzutreten. Ich hoffe, dass die Obama-Regierung in ihrer zweiten Amtszeit die Gelegenheit wahrnimmt, um viele der Auswüchse zurückzuschrauben.

Wie häufig besuchen Sie den Präsidenten?

Ich kenne Barack Obama seit seiner Zeit als Senator von Illinois in den neunziger Jahren. Er ist der erste Präsident, mit dem ich befreundet war, bevor er ins Weisse Haus gewählt wurde. Wir sehen einander nach Bedarf, im Schnitt alle zwei Wochen.

Wie ist die Atmosphäre im Oval Office?

Das erste Mal, wenn man eintritt, wiegt die Geschichte auf einem. Man stellt sich vor, welche Entscheide hier gefällt wurden. Aber es ist wichtig, dass man sich durch die historische Aura des Ortes nicht darin einschränken lässt, was man sagt und wie man es sagt.

Sprechen Sie mit Obama über alles – vom Umweltschutz bis zur Kriegserklärung?

Es hängt vom Kontext ab. Im persönlichen Gespräch ist die Atmosphäre oft sehr privat. Als ich mich einer Untersuchung wegen Prostatakrebses unterziehen musste, rief mich der Präsident an, und er war sehr erleichtert, dass die Resultate gut waren. Diese persönlichen Gespräche sind immer frei flussend. Wenn wir uns zu speziellen Themen treffen, fokussieren die Gespräche darauf.

Barack Obama hat Bushs Feldzug gegen den Terrorismus fortgesetzt. Was sagen Sie ihm, wenn wöchentlich Meldungen ein treffen, dass bei Drohnenattacken Zivilisten getötet wurden?

Ich bin gegen die Drohnenpolitik, weil sie unschuldige Leute tötet. Durch unseren Anti-Terror-Krieg haben wir mehr Terroristen rekrutiert, als wir eliminiert haben. Ich habe Obama meine Meinung klar kundgetan.

Offensichtlich hat sie nichts bewirkt.

Er entschied, einen anderen Weg zu gehen. Die gute Nachricht ist: Mit ihm einig zu sein, ist nicht Bedingung, um bei ihm ein offenes Ohr zu finden. Wir sind uns oft nicht einig. Aber wir haben eine laufende Konversation. Er hört sehr stark auf die Glaubensgemeinschaft. Manchmal sind wir acht Prediger in seinem Büro. Er schätzt unsere Erfahrung und moralische Glaubwürdigkeit. Und er weiss, wir sind offen mit ihm und sagen nicht bloss, was er hören will.

Gab es Entscheide des Präsidenten, bei welchen Ihr Einfluss zentral war?

Bei der Budgetpolitik, dem Schutz der Kleinverdiener-Programme und der Immigration ist unser Einfluss substanziell. In der US-Politik nennt man uns Glaubensführer den «neuen Faktor». Paul Ryan, der konservative Fiskalexperte und ehemalige Vizepräsidentenwahlkandidat von Mitt Romney, rief mich an und sagte: «Jim, wir sind verschiedener Meinung, wenn es ums Budget geht, aber bei der Immigrationsfrage haben wir gemeinsame Interessen.» Er sagte: «Ihr habt etwas, was wir brauchen. Ihr habt eine Graswurzelbewegung, die Republikaner an



Jim Wallis

Jim Wallis, 65, stammt aus der Autostadt Detroit, Michigan. Als Jugendlicher schloss er sich der Bürgerrechtsbewegung an und kultivierte marxistisches Gedankengut. 22-mal wurde er wegen zivilen Ungehorsams verhaftet. 1971 gründete er eine christliche Kommune, die Sojourners (Gäste). Heute sind die Sojourners das grösste Netzwerk progressiver Christen in den USA. Reverend Wallis fungiert noch immer als ihr Kopf. Während George W. Bushs Ära agierte er als Antipode zur religiösen Rechten. Dank seinem Beziehungsgeflecht half er den Demokraten die Glaubensbasis zu mobilisieren. Die Wahl Obamas schliesslich öffnete ihm die Herzkammer der Macht.

Wallis' Wirkungskreis reicht weit über das Weisse Haus hinaus. Eine Fotografie in seinem Büro zeigt ihn Schulter an Schulter mit Weltverbesserer-Barde Bono. Wallis hat sich als Autor mehrerer Bücher über den Themenkreis Gott, Glaube und soziale Gerechtigkeit zur «moralischen Instanz» aufgeschwungen und das Vertrauen von Spitzenpolitikern wie Gordon Brown und WEF-Gründer Klaus Schwab gewonnen. In Davos ist er seit Jahren Stammgast. (geh)

der Rechten beeinflussen kann.» Genau das ist unsere Stärke. Bei moralischen Fragen können wir Leute parteiübergreifend mobilisieren. Mein Credo lautet: «Geh nicht rechts, geh nicht links. Geh tiefer.»

In Washington haben Sie das Ohr des Präsidenten. In Davos hingegen spielen Sie, so monieren Ihre Kritiker mit Lenins Worten, die Rolle des «nützlichen Idioten», der unter Managern Wohlfühlethik ohne Verbindlichkeit verspricht. Was stimmt Sie zuversichtlich, dass auf Ihren Appell Taten folgen werden?

Über die Themen, die wir in Davos diskutierten, habe ich letztes Jahr ein Buch – «On God's Side» – veröffentlicht. Seine Stärke liegt darin, dass es eine Diskussion ausgelöst hat. Wenn eine Diskussion beginnt, haben wir die Auseinandersetzung bereits gewonnen, denn wir sprechen nicht länger über unsere Selbstinteressen, sondern das Gemeinwohl. Firmen müssen sich diesen Themen stellen. Und wenn sie es nicht tun, müssen es die Konsumenten, die Kundschaft tun. Eine wachsende Zahl Konsumenten will keine Sklaven am Anfang ihrer Produktionskette. Sie will Nike und all die Markenprodukte, aber nicht um jeden Preis. Die junge Generation denkt globaler. Sie reist und lernt die Welt und ihre Menschen kennen, sie denkt an ihre Beziehung zu den Nachbarn.

Jim Wallis: On God's Side: What Religion Forgets and Politics Hasn't Learned About Serving the Common Good. Brazos Press. 303 S., € 16,95

Der schwimmende Hollande

Gender-Ideologie in der Schule, Bestrafung von Freiern, Adoptionsrecht für Homosexuelle: Mit Eifer pflügen Frankreichs Sozialisten die Gesellschaft um. Gegen die Schwäche der Wirtschaft haben sie keine Lösung. Von Jürg Altwegg und Roland Vorlauffer (Illustration)



Das Bild war im Wahlkampf aufgetaucht: François Hollande, den Bauch an der Sonne, den Kopf hinter einem Buch, liegt in einem dümpelnden Kahn. Er liest eine «Französische Geschichte für Anfänger». Die Schnellbleiche für einen angehenden Präsidenten hat ihm noch vor der Wahl den Ruf eines «Pedalo-Kapitäns» eingetragen. Aus drei Gründen hat er sie dennoch gewonnen. Dominique Strauss-Kahn (DSK), der Favorit von Hollandes Sozialistischer Partei, sass in New York im Gefängnis – der amtierende Präsident hatte seinen gefährlichsten Rivalen in Paris an die Spitze des Währungsfonds abgeschoben. Nach fünf Jahren Sarkozy und DSKs Affären wollten die Franzosen einen «normalen Präsidenten». Und drittens: Der biedere Parteisekretär führte seine Kampagne als Klassenkampf gegen die «Welt der Finanzen».

Ohne ideologisches Feindbild und Heilsversprechen ist im Frankreich der Revolutionen noch kein Präsident an die Macht gekommen. Mitterrand wollte den Kapitalismus abschaffen. Bei Chirac erfolgte die Kehrtwende nach ein paar Monaten, bei Mitterrand dauerte es zwei Jahre – historische Bilanz: Er vertrieb den Kommunismus aus Frankreich.

Chirac zelebrierte seinen Sieg zur Empörung der Welt mit der Zündung einer Atombombe auf Mururoa, wurde aber von den intellektuellen Ex-Linken und dem Literaturnobelpreisträger Claude Simon gelobt. Sie hatten den Marxismus durch den Antitotalitarismus ersetzt und unterstützten die Amerikaner in Afghanistan wie im Irak. Bernard-Henri Lévy stiftete Sarkozy zum Krieg gegen Gaddafi an. Auch der «Pedalo-Kapitän» zog in den Krieg, nach Mali und Zentralafrika – Europa lässt ihn im Stich. Innenpolitisch hat es ihm nichts gebracht. Der universelle Antitotalitarismus ist verpufft, die Zeremonien zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor hundert Jahren zeigen, wohin die Kriegsbereitschaft führen kann. Der Zeitgeist steht auf Pazifismus und fordert die Rehabilitierung der «zum Exempel» fusilierenden Soldaten.

Hollandes Aufgabe, befindet Jacques Juliard, «ist die schwierigste, die es für einen Staatschef überhaupt gibt: sein Land im Nie-

dergang zu begleiten». In Europa ist Frankreich an den Rand gerückt – und zu seinem «kranken Mann» geworden. 35-Stunden-Woche, Rentenalter, zu hohe Arbeitskosten, Staatsdefizit. Seit dem Euro, den die Franzosen den Deutschen aufzwingen, können sie nicht mehr abwerten. Problematischer als die Höhe der Steuern ist die Rechtsunsicherheit, die Hollande geschürt hat. Die Globalisierung stellt Frankreich vor grössere Herausforderungen als andere Länder. Sein Sozialwesen ist teuer, aber auch für ein in Westeuropa einmaliges demografisches Wachstum verantwort-



lich. Der starke, übermässig zentralisierte Staat hat in der Wirtschaft traditionellerweise eine führende Rolle gespielt. Kein EU-Land gibt mehr Geld für die Raumfahrt aus. «Es ist leichter, ein Gesetz über die Ehe für alle zu erlassen, als die Arbeitslosigkeit zu besiegen», schreibt die Philosophin Chantal Delsol.

Tatsächlich haben die Sozialisten in der Gesellschaftspolitik einen Eifer entwickelt, der sie mit ihren verratenen Utopien versöhnen kann. In der Kulturpolitik werden die Frauen gefördert. Ehescheidungen sollen ohne Gericht möglich werden. Gleichgeschlechtliche Paare dürfen adoptieren. Leihmutterchaft – auch gegen Bezahlung – und Sterbehilfe sind angesagt. Stiefeltern sollen Rechte bekom-

men. Mit ihrer Politik der Emanzipation des Individuums von den Normen der Familie, deren Abschaffung die konservativen Kreise als Schreckgespenst beschwören, hat die Linke auch noch unter Hollande den historischen Kulturkampf zwischen Revolution und Reaktion neu entfacht. Nach dem Abschied vom Proletariat sind in ihrem Weltbild die Homosexuellen zur emblematischen Figur des Fortschritts geworden. In den Schulbüchern werden die Genderstudies vorangetrieben, als ginge es darum, ein drittes Geschlecht zu erzeugen. Der «neue Mensch» der Sozialisten ist ein umerzogener Mann. Mit der Ende 2013 eingeführten Bestrafung der Freier, die 1500 Euro Busse bezahlen müssen und in die Nacherziehung sollen, kann François Hollande beweisen, dass er den Kapitalismus zumindest in seiner übelsten Form bekämpfen will.

Doch noch präsidential

Diese Politik gefällt der urbanen Mittelschicht. Trotz ihrer historisch hohen Unbeliebtheit werden die Sozialisten im März bei den Kommunalwahlen Paris wie Lyon verteidigen und Marseille wohl erobern können. Genauso voraussehbar ist der Aufstieg des Front national zur stärksten Partei bei den Europa-Wahlen.

Gleichwohl zeichnet sich die grosse Wende, wie sie Mitterrand und Chirac vollziehen mussten, ab. Sogar der Arbeitgeberpräsident setzt auf den «Pakt der Verantwortung», den Hollande in seiner Neujahrsansprache der Wirtschaft angeboten hat. Tabus fallen: Auch eine Reduktion der Staatsausgaben hat Hollande angekündigt. Sein Privatleben sorgt für Schlagzeilen. Der Vater von vier ausserehelichen Kindern (mit Ségolène Royal), der seine geschiedene Freundin als First Lady im Elysée einquartierte, verbringt seine Nächte ausser Haus. Die Enthüllung seiner Liaison mit einer Schauspielerin könnte bewirken, dass der «Pedalo-Kapitän», wie die notorischen Weiberhelden Giscard, Mitterrand, Chirac und Sarkozy, endlich als Präsident wahrgenommen wird.

Jürg Altwegg ist Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Paris.



Das grosse Mogelpaket

Pessimisten gehen davon aus, dass die schuldengeplagten Volkswirtschaften nicht zum Wachstum zurückfinden werden. Dabei gäbe es durchaus Hoffnung – wenn die Notenbanken ihre verhängnisvolle Tiefzinspolitik beenden würden. *Von Thomas Mayer*

Die Welt des Geldes und der Finanzen ist aus den Fugen geraten. Noch nie waren die Zinsen in so vielen Ländern so lange so niedrig, und noch nie haben so viele Zentralbanken ihre Bilanzen dermassen ausgeweitet. Manche Beobachter glauben, die Finanzkrise, die Anfang 2007 im Geldmarkt begann und nach der Pleite von Lehman im Herbst 2008 ihren Höhepunkt erreichte, habe uns eine Zeitenwende gebracht. Der ehemalige US-Finanzminister Larry Summers sieht die Ereignisse seit dem Beginn des neuen Jahrtausends als Vorboten für ein dauerhaft tiefes Wirtschaftswachstum («säkulare Stagnation»). Trotz niedriger Zinsen seien Wachstum und Inflation unterdurchschnittlich, so Summers – ein mögliches Zeichen dafür, dass das Wachstum dauerhaft niedrig bleibt. Ein solches Szenario wäre ein Problem für die Geldpolitik, weil der Zins nicht für längere Zeit negative Werte annehmen kann.

Nun ist Summers' These von der säkularen Stagnation alles andere als neu. Eine berühmte (Fehl-)Prognose säkularer Stagnation stammt aus dem Jahr 1938. Unter dem Eindruck der Grossen Depression der dreissiger Jahre sah der amerikanische Ökonom Alvin Hansen eine Zeit ohne Wachstum voraus. Alle Triebkräfte des Wachstums, einschliesslich technischen Fortschritts und Bevölkerungswachstums, hätten sich erschöpft. Zwei Jahre nach dem Erscheinen von Hansens Studie setzte jedoch ein langanhaltender Aufschwung ein, der ein jährliches Wirtschaftswachstum von beinahe fünf Prozent zwischen 1938 und 1973 brachte.

«Schöpferische Zerstörung»

Wenig später, im Jahr 1942, veröffentlichte Joseph Schumpeter sein wichtigstes Werk zu Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, verbunden mit einer düsteren Prognose. Für Schumpeter ist der Kapitalismus die brutale Kraft, die wirtschaftlichen Wohlstand schafft. Seiner Meinung nach kommt «der fundamentale Antrieb, der die kapitalistische Maschine in Bewegung setzt und hält [...] von den neuen Konsumgütern, den neuen Produktions- oder Transportmethoden, den neuen Märkten, den neuen Formen der industriellen Organisation, welche die kapitalistische Unternehmung schafft». Dabei wird die Wirtschaftsstruktur

unaufhörlich von innen heraus revolutioniert. «Dieser Prozess der schöpferischen Zerstörung ist das für den Kapitalismus wesentliche Faktum.» Die eigenmächtige Kredit- und Geldschöpfung der Banken ist das Adrenalin, das die schöpferische Zerstörung treibt: «Die Ausgabe neuer hierfür geschaffener Zahlungsmittel entspricht, da unsere Unternehmer keine eigenen Mittel haben und – bisher – keine Ersparnisse vorhanden sind, in der kapitalistischen Gesellschaft dem vom Zentralbüro des sozialistischen Staates gegebenen Befehl.» Mit Schumpeter könnte man also folgern, dass die durch die übermässige Kreditschöpfung der Banken ausgelöste Finanzkrise mit anschliessender Rezession nichts anderes als geballte schöpferische Zerstörung war.

Doch ist der Kapitalismus damit nicht gerettet. Denn Schumpeter erwartet im Laufe der Zeit eine zunehmende Aushöhlung des schöpferischen Unternehmertums durch den Aufstieg der Manager, Bürokraten und Intellektuellen in den Unternehmen und der

Sie ähneln Piloten im Blindflug, die nach Karten fliegen, welche die Erde als Scheibe darstellen.

Gesellschaft. Damit verliert der Unternehmer seine «individuelle Führerschaft», und die Wirtschaftsstruktur wandelt sich zum bürokratischen Sozialismus. Am Ende braucht der Kapitalismus wegen seiner Zügellosigkeit «einen Polizisten und einen Protektor nicht-bürgerlicher Färbung, der ihn reguliert, schützt und ausbeutet», also den Staat. Nach Schumpeter lässt sich dieser «Sozialismus light» durchaus mit einer freiheitlichen politischen Ordnung verbinden. Solange die Politiker im politischen Wettbewerb um die Macht kämpfen, ist zumindest die Meinungsfreiheit garantiert, wenn sich auch letztendlich die Minderheit dem Willen der Mehrheit unterwerfen muss.

Aus Schumpeters Prognose kann man zumindest eine Verlangsamung des Wachstums, wenn auch nicht eine säkulare Stagnation ableiten, da mit dem Abgang des schöpferischen Unternehmers dem Sozialismus light der wesentliche Treiber für Wirtschaftswachstum fehlt. Summers hätte also für seine These der

säkularen Stagnation durchaus Unterstützung bei Schumpeter finden können. Wenn auch die Entwicklung in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg Schumpeters pessimistischer Prognose widersprach, so scheinen nun die Entwicklungen seit der Finanzkrise Schumpeter recht zu geben. Waren Hansen und Schumpeter einfach zu früh dran, und wird Larry Summers nun den Ruhm für sich reklamieren können, das Zeitalter der säkularen Stagnation richtig vorhergesagt zu haben?

Hayek gegen Summers

Zweifel daran sind angebracht, denn es ist auch eine andere Interpretation der wirtschaftlichen und finanziellen Entwicklung seit Beginn des Jahrtausends möglich, die plausibler erscheint als die Theorie von der säkularen Stagnation und dem Ende des Kapitalismus. Die Erben der österreichischen Schule der Ökonomie um Ludwig von Mises und Friedrich von Hayek führen die Ausweitung der Kreditvergabe und Verschuldung während der letzten beiden Jahrzehnte, die zur Finanzkrise führte, auf die Tätigkeit der Noten- und Geschäftsbanken zurück.

Die letzten beiden Jahrzehnte waren gekennzeichnet durch den Verfall von Preisen für eine Reihe von Gütern aufgrund von technischem Fortschritt und der Integration wichtiger Schwellenländer in die Weltwirtschaft. In ihrem Bemühen, eine Inflation im positiven Bereich zu erreichen, setzten die Notenbanken ihre Leitzinsen sehr tief. Dies stimulierte die Kreditnachfrage von Unternehmen und Haushalten und erlaubte den Geschäftsbanken, durch Kreditvergabe neues Geld zu schaffen. Da unter dem Einfluss der Notenbanken der Kapitalmarktzins unter den «natürlichen» Zins fiel, bei dem Ersparnisse und Investitionen ins Gleichgewicht gebracht werden, wurden zu viele langfristig unrentable Investitionsprojekte, meist im Wohnungsbau, angestossen.

Da der Kapitalbedarf zur Vollendung dieser Projekte über dem von den Sparern bereitgestellten dafür notwendigen Kapitalangebot lag, stiegen im Verlauf des Investitionszyklus die Zinsen. Dies führte dazu, dass sich fertige Investitionsprojekte nicht mehr rentierten, in der Entstehung begriffene Projekte abgebrochen und die dafür vergebenen Kredite abge-

geschrieben werden mussten. Der Kreditausfall führte zu Schieflagen von Banken und drohte, wie in der Grossen Depression der dreissiger Jahre, das über Kredit von den Banken geschöpfte Giralgeld zu verknappen.

Keine neue Wachstumsdynamik

Kreditabschreibung, Geldverknappung und Deflation drohten eine Wirtschaftskrise auszulösen. Die Zentralbanken gaben Gegensteuer, indem sie den Schuldner Erleichterung verschafften, die Zinsen gegen null senkten und die Kreditvergabe durch die Geschäftsbanken teilweise durch eigene Kreditvergabe ersetzten. Damit verhinderten sie zwar einen Finanz- und Wirtschaftskollaps, aber sie konnten der Wirtschaft keine neue Wachstumsdynamik einhauchen.

Bevor neue Investitionen getätigt werden, die das Wachstum stimulieren, müssen zuerst alte Projekte abgeschrieben und die Bilanzen der Investoren und der Banken, die ihnen Kredit gaben, bereinigt werden. Je zügiger das geschieht, desto schneller ergeben sich neue Wachstumschancen. Bevor der Heilungsprozess der Wirtschaft abgeschlossen ist, führt aber eine weitere monetäre Stimulierung nur zu weiteren Preisverzerrungen, beispielsweise auf den Vermögensmärkten, wo ultraniedrige Zinsen die Preise für Aktien und andere Vermö-

genswerte in langfristig unhaltbare Höhen treiben. Es ist wie nach einer durchzechten Nacht: Ein weiterer Drink am nächsten Morgen mag zwar Linderung des Katers bringen, aber er steht der Erholung des Körpers vom übermässigen Alkoholkonsum eher im Weg. Nur Zentralbanker, die kein Verständnis für diese Zusammenhänge haben, können das Ende ihrer ultralockeren Geldpolitik vom Rückgang der Arbeitslosenrate auf einen von ihnen gesetzten Zielwert abhängig machen wie die amerikanische Federal Reserve. Sie ähneln Piloten im Blindflug, die nach Karten fliegen, welche die Erde als Scheibe darstellen.

Wie jüngere Arbeiten der renommierten Ökonomen Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff gezeigt haben, kann es sehr lange dauern, bis nach einer Finanzkrise die Wachstumskräfte der Wirtschaft zurückkehren. Zentralbanken, die während dieser Zeit mit ihrer ultralockeren Geldpolitik zu schweren Verwerfungen der Vermögenspreise beitragen, werden zu Gefangenen ihrer eigenen Politik, wenn die Schwächephase der Wirtschaft letztlich überwunden ist. Straffen sie mit der wirtschaftlichen Erholung die Geldpolitik, so kann der damit verbundene Einbruch der Vermögenspreise die Wirtschaft in die Krise zurückstossen. Bleiben sie trotz einsetzender Erholung bei ihrer ultralockeren Geldpolitik,

können die Inflationserwartungen steigen. Verlieren die Zentralbanken die Kontrolle über die Inflationserwartungen, dann fällt unser gesamtes Geldsystem in die Krise. Denn unser Geld ist an keinen materiellen Anker gebunden. Es wird von den Geschäftsbanken unter der Direktion der Zentralbanken elektronisch wie aus dem Nichts erschaffen. Dieses künstliche (Fiat-)Geld braucht Vertrauen in seine Werthaltigkeit, um zu bestehen. Geht dieses Vertrauen verloren, verfällt das Geld.

Vor die Wahl gestellt, eine neue Wirtschaftskrise oder einen Vertrauensverlust in das Geldsystem auszulösen, werden die Zentralbanken versuchen, sich zwischen diesen unerfreulichen Alternativen durchzumogeln. Dies könnte so aussehen, dass sie auch bei einsetzender Erholung die ultralockere Geldpolitik nur wenig straffen und dafür starke Anstrengungen unternehmen, die Inflationserwartungen durch gutes Zureden niedrig zu halten.

Da die Zeitverzögerungen zwischen einer zu lockeren Geldpolitik und der dadurch ausgelösten Inflation sehr lang sein können, können die jetzt amtierenden Zentralbanker so viel Zeit gewinnen, dass erst ihre Nachfolger von den Folgen der falschen Geldpolitik eingeholt werden.

Thomas Mayer war bis 2012 Chefökonom der Deutschen Bank, die er heute als Senior Advisor berät.



«Die brutale Kraft, die wirtschaftlichen Wohlstand schafft»: Charlie Chaplin in «Modern Times», 1936.



Erklärt zuweilen die Wirtschaftsentwicklung anhand von Prostituierten: Finanzmarkt-Experte Faber.

Eine Nacht mit «Dr. Doom»

Mit seinen apokalyptischen Börsenprognosen und Bekenntnissen zu bezahltem Sex ist Marc Faber eine der schillerndsten Figuren der Finanzwelt. Auf einem nächtlichen Streifzug durch seinen Wohnort in Thailand spricht er über Frauen, Geld und den Preis der Freiheit. *Von Rico Bandle und Adam Ferguson (Bilder)*

Um Marc Fabers Lebensstil in Chiang Mai zu beschreiben, beginnt man am besten mit der Toilette. In der Mitte des grosszügigen Badezimmers steht ein Podest, darauf ein Thron. Klappt man das rote Sitzpolster nach oben, kommt die WC-Schüssel zum Vorschein. Bei Marc Faber erleichtert man sich wie Louis XIV.

Der Hausherr lacht. Und wenn Marc Faber lacht, erhält sein rundliches Gesicht kindliche, schelmische Züge. Er habe etwas Ähnliches in einem Schloss gesehen und lustig gefunden – nur ein von der Decke hängendes Zepher zum Spülen fehle noch, so etwas wolle er noch anbringen. Bislang muss man nach dem Geschäft noch umständlich hinter dem Thron auf den Knopf am Spülkasten drücken.

Es ist neunzehn Uhr in Marc Fabers prächtigem, im Kolonialstil gehaltenem Bürobau am Rande der Provinzstadt Chiang Mai im Norden

Thailands. Bald geht es los ins Stadtzentrum: Marc Faber hat sich bereit erklärt, auf einem nächtlichen Streifzug durch seine bevorzugten Bars und Klubs mal nicht über Aktienkurse und die Weltkonjunktur zu sprechen, sondern über seine Lebensphilosophie, schöne Frauen und die Vorzüge des Milieus. Er sei die letzten paar Wochen krank gewesen, entschuldigt er sich vorsorglich, deshalb werde es heute wohl nicht allzu spät werden. Die Nacht wird trotzdem erst um fünf Uhr morgens enden.

Sammler von Mao-Memorabilien

Bevor es in die Innenstadt geht, präsentiert er noch sein Reich, zumindest einen Teil davon, sein Wohnhaus nebenan am Fluss lassen wir aus: Das Bürogebäude mit dem 25 Meter hohen Turm ist eindrücklich genug, nicht nur wegen der Toilette. Vor dem Eingang stehen zwei

übergrosse Dienerstatuen, das imposante Eingangsportal aus Massivholz gehörte zu einer Kirche in Indien. Im Erdgeschoss befindet sich der grosse Saal mit einer Tafel so gross wie ein Schwimmbecken; darauf stehen unzählige weisse Mao-Büsten. Der chinesische Revolutionär ist auch an den Wänden präsent in Form Dutzender Metalltafeln. Faber besitzt eine aus mehreren tausend Objekten bestehende Sammlung von Mao-Memorabilien. Karl Marx ist ebenfalls präsent: Eingerahmt mit ernstem Gesicht, blickt er von der Wand in den grossen Saal. Die Ikonen des Kommunismus im Reich des Kapitalisten – auch das gehört zum Humor dieses Mannes, der auch mit 67 Jahren sein spärliches Haar noch zu einem Rossschwanz zusammenbindet.

Berühmtheit erlangte Faber 1987, als er eine Woche vor dem Black Monday vom 19. Oktober den grossen Börsencrash ankündigte.



Das richtige Leben: in Linda's Bar in Chiang Mai.

Diese Voraussage war für ihn wie ein Sechser im Lotto: Seither geniesst Faber in der Finanzwelt Kultcharakter, auf Branchensendern wie Bloomberg TV oder CNBC ist «Dr. Doom», wie er aufgrund seiner apokalyptischen Prognosen oft genannt wird, ein gerngesehener Gast. Sein monatlicher Newsletter «Gloom, Boom & Doom Report», der zwischen 300 und 700 Dollar pro Jahr kostet, geniesst unter Anlegern ein hohes Ansehen. Wie viele Abonnenten er hat, will Faber nicht verraten.

«Wenn er auch nicht immer recht bekommt, hinter seinen Analysen steckt immer ein origineller, interessanter Denkansatz», sagt ein Finanzfachmann, der Faber schon lange verfolgt. Dass Faber zuweilen die Wirtschaftsentwicklung anhand der Preise von Prostituierten erklärt, macht ihn auch zu einem begehrten Redner weltweit.

Bücherwand mit Leiter

Fabers Reich ist nicht nur prunk-, sondern auch geschmackvoll gestaltet. Dies ist auch seiner Frau Supatra zu verdanken, die unter anderem die grosse Tafel entworfen hat. Seinen Arbeitsplatz hat Faber in der einen Ecke des Salons eingerichtet, vor einer so hohen Bücherwand, dass wie in einer alten Bibliothek

eine Leiter nötig ist, um die oberen Regale zu erreichen. Ein Blick darauf verrät seine Vorlieben: Fast ausschliesslich ökonomische Literatur ist auf den Gestellen zu finden, darunter kostbare Erstausgaben von Klassikern wie Adam Smith oder John Stuart Mill.

Um 19.30 Uhr fahren wir in die Stadt, Faber mit seinem roten Ducati-Rennmotorrad, der Fotograf und ich bestellen ein klassisches Tuk-Tuk-Taxi. Er müsse noch etwas erledigen, sagt Faber, wir sollten schon mal zu «Linda's Bar» fahren und dort nach Mem fragen, seiner Freundin. Er braust mit seiner Ducati davon, die Lärm macht wie drei Traktoren.

Vor der Bar wartet etwa ein halbes Dutzend junger Thai-Frauen auf Kundschaft; Mem ist – wen wundert's – die schönste von allen. Sie führt uns an Fabers Stammtisch. Die Bar, eher düster und mit viel Krimskrams an den Wänden, gehört einem Schweizer, der allerdings wegen Krankheit nicht anwesend ist. Die Gäste sind alles Westler, mehrheitlich stämmige Typen mit Lederstiefeln, darunter mehrere Mitglieder der Motorradgang Hells Angels. In Chiang Mai finde gerade ein Rockertreffen statt, erklärt man uns.

Wenig später trifft Faber ein. Nobelklubs interessierten ihn nicht, das richtige Leben

spiele sich in Lokalen wie diesem ab, sagt er. Wie die Regeln hier funktionieren, zeigt sich einige Stunden später, als plötzlich das Eisengitter der Bar schliesst. Sie hätten eine Warnung bekommen, dass gleich die Polizei vorbeifahre, sagt eine der Frauen. Tatsächlich: Zwanzig Sekunden später fahren zwei Streifenwagen an der Bar vorbei, kaum sind sie durch, wird das Gitter wieder geöffnet.

Auch wenn Faber einige Tage in Zürich weilt, logiert er nicht in einem Fünfsternehaus – «das ist langweilig» –, sondern im berühmtesten Hotel «Regina» im Langstrassenquartier. «Dort steigen ebenso Geschäftsleute ab wie Leute aus dem Milieu. Das ist einmalig auf der Welt, man kennt sich, wir haben es immer lustig.» Wenn der weitgereiste Marc Faber etwas «einmalig auf der Welt» findet, so hat das durchaus etwas zu bedeuten.

Faber kam schon früh mit dem Milieu in Kontakt. Sein Vater, ein bekannter Arzt, hatte seine Praxis in der Nähe des Zürcher Niederdorfs, damals noch das Zentrum des Zürcher Nachtlebens. Zu dessen Kunden gehörten auch Prostituierte, entsprechend hatte Faber keine Berührungsängste. Zu Studienzeiten war er oft in den schummrigen Lokalen rund um das Zürcher «Terrasse», verkehrte mit den



«Alles möglich»: Faber auf dem Heimweg.

Zuhältern, die immer mal wieder einige Wochen hinter Gitter verbrachten.

Faber gehörte zur Jeunesse dorée, die einen freizügigen Lebensstil pflegte. Nach Abschluss der Matura am Freien Gymnasium fuhr er mit sechs Freunden in zwei Mini Cooper nach Spanien. In Avignon wollten die Jünglinge den Papstpalast besichtigen, zwischen Parkplatz und Papstpalast kamen sie an einem Bordell vorbei – der Besuch des Papstpalastes wurde kurzerhand abgesagt. «In der Folge machten wir eine Reise von Freudenhaus zu Sehenswürdigkeit und umgekehrt», erzählt er.

Faber studierte Wirtschaft in Zürich und London, war ein talentierter Skirennfahrer und schrieb mit 23 Jahren seine Dissertation. «Ich war ein Minimalist und fast nie an der Uni.» Dass er für seine Dissertation über die Finanzreform von Robert Peel ein «magna cum laude» erhielt, die zweithöchste Auszeichnung, bringt ihn noch heute zum Lachen.

Nach dem Studium arbeitete er als Broker bei White Weld & Co in New York. 1973 wechselte er ins Büro Hongkong – schon nach wenigen Wochen wusste er, dass er für immer in Asien bleiben wird. Natürlich wegen der Frauen. Aber nicht nur. «Die grösste Untugend der Schweizer ist Neid und Missgunst.» In Asien sei dies viel weniger der Fall. «Hier wird Erfolg bewundert,

gute Leistung honoriert.» In der Schweiz würden erfolgreiche Menschen heruntergezogen, stark dürfe nur der Staat sein. Auch für einen Anlageberater sei es viel angenehmer, in Asien zu arbeiten. «Die Europäer haben immer Angst, fragen als Erstes: «Wie viel kann ich verlieren?» Die Leute in Asien hingegen sind *gambler*.»

«Ungerechtigkeit der Natur»

Seit 32 Jahren ist Faber mit Supatra verheiratet, einer Thailänderin und ehemaligen Stewardess bei Cathay Pacific. Die mittlerweile erwachsene Tochter schickte er mit vierzehn Jahren ins Internat nach Zuoz, heute lebt sie in Zürich. Wie geht seine Frau mit seinem freizügigen Lebensstil um? «Natürlich findet sie das nicht besonders toll.» Würde er es akzeptieren, wenn seine Frau noch andere Sexualpartner hätte? «Diese Frage stellt sich nicht. Das ist die Ungerechtigkeit der Natur: Für mich als 67-Jährigen ist es kein Problem, mit jungen Frauen in Kontakt zu treten. Für eine sechzigjährige Frau ist das anders.»

Mem holt uns im Restaurant nebenan etwas zu essen, setzt sich wieder zu Faber und füttert ihn, Löffel für Löffel schiebt sie ihm in den Mund. Faber führt ein Leben, von dem viele Menschen träumen oder das sie höchstens im Geheimen ansatzweise praktizieren können. Aber macht es auch glücklich? «Mir ist die Frei-

heit das Wichtigste», sagt er. Allerdings seien Freiheit und Einsamkeit so etwas wie Zwillinge. «Jede Bindung bedeutet weniger Einsamkeit, aber auch eine Einschränkung der Freiheit. Hier gilt es, die richtige Balance zu finden. Bei jedem Menschen ist die an einem anderen Ort.»

1978 wechselte Faber von White Weld zur legendären US-Investmentbank Drexel Burnham Lambert. Das Bewerbungsgespräch beim Leiter des internationalen Geschäfts in New York dauerte nur zwei Minuten. «Hello Marc, what's your production?» (Wie viel Kommissionsgelder bringen Sie pro Jahr ein?) Faber nannte eine Zahl, worauf der Chef ihm die Hand reichte und sagte: «We will be best friends!» 1990, nach dem spektakulären Bankrott der Bank, konnte Faber deren Hongkong-Büro übernehmen. Endlich war er auch beruflich unabhängig. Zwei Drittel der Kunden und Mitarbeiter entliess er, nur die besten durften bei Marc Faber Ltd. bleiben.

«Aus sozialer Sicht eine Katastrophe»

Seit einigen Jahren nimmt er keine Neukunden mehr an. Einst beschäftigte er in seinem Büro in Hongkong sechzehn Leute, jetzt sind es nur noch zwei – er selbst arbeitet fast immer von Chiang Mai aus. Die Stadt im Norden Thailands ist gemächlich, beliebt bei Rucksack- und Naturtouristen; die wilden Partygebiete von Patta-

ya, Phuket sind weit weg, ebenso die Weltmetropole Bangkok. Seine Frau ist nur selten in Chiang Mai, sie bleibt lieber in Bangkok, wo die Fabers ihren Zweitwohnsitz haben – die Einsamkeit, wenn ihr Mann dauernd am Reisen ist, hält sie nicht aus. Faber hingegen ist gerne alleine: Er geniesst die Ruhe, seine Zeit im Büro, die zwei grossen Hunde, die vier Motorräder.

Glück, sagt er, habe auch viel mit einer befriedigenden Beschäftigung zu tun. Er habe das bei seiner Frau gesehen. «Sie führte über viele Jahre mit grossem Erfolg ein Restaurant in Hongkong. Als sie aufgehört hat, wurde sie unglücklich.» Auch wenn er alte Schulfreunde treffe, die sich zur Ruhe gesetzt haben, stelle er fest: «Leute, die nichts tun, sind uninteressant.»

Mit Geld habe Glück nur wenig zu tun. «Meinem Gärtner bezahle ich umgerechnet 300 Franken im Monat. Er und seine Familie

Dass er für seine Dissertation ein «magna cum laude» erhielt, bringt ihn noch heute zum Lachen.

führen ein einfaches, aber glücklicheres Leben als viele Leute in der Schweiz.» Allerdings sieht er die Zukunft für die breite Bevölkerung wenig optimistisch. Faber ist ein Kritiker der lockeren Geldpolitik des US-Notenbankchefs Ben Bernanke: «Für mich ist seine Politik zwar ein Geschenk Gottes: Er hat alle Vermögenswerte nach oben gedrückt. Aus sozialer Sicht ist dies aber eine Katastrophe. Wer schon hat, gewinnt, alle anderen verlieren.»

Macht Faber seinem Ärger Luft, klingt er mal wie ein Jungsozialist, mal wie ein Wirtschaftsanarchist. «Der Kapitalismus wird zunehmend zerstört durch globale Gesellschaften und eine kleine Polit-Elite, die das gesamte System zu ihren Gunsten steuern.» Er wettet ebenso über die Grossbanken wie über die «Staatsangestellten-Mafia». Jene Politiker, die glauben, sie könnten ihre Probleme lösen, indem sie Reiche mehr besteuerten, nennt er eine «Saubande», die vielen Verbote sind für den freiheitsliebenden Menschen ein grosses Übel. An eine Besserung glaubt er nicht, im Gegenteil, das Schlimmste stehe uns noch bevor.

Wie sieht er denn die Situation der Frauen, die in diesen tausenden anderen Bars in Thailand arbeiten? «Die Frauen hier kommen oft vom Land. Sie haben die freie Wahl: in eine Fabrik arbeiten zu gehen für 150 Dollar pro Monat oder in einer Bar vergleichsweise leicht zu Geld zu kommen. All das Schweizer Gerede von «Ausnützen» und «Menschenhandel» hat nichts mit der Realität zu tun.» Wer wen ausnützt, ist in Thailand ohnehin wenig eindeutig. Unzähligen Männern ist dieses Land der schrankenlosen Versuchung schon zum Verhängnis geworden; überall hört man entsprechende Geschichten, auch in «Linda's Bar». Geradezu ein Klassiker ist, dass Männer sich verlieben, ein Haus bauen und aufgrund des

hiesigen Grundstückerwerbverbots für Ausländer die Frau als Eigentümerin eintragen. Sobald das Haus steht, sind Frau, Haus und Geld verloren. Häufig komme auch vor, erzählt Faber, dass ungefragt die ganze Grossfamilie in das neue Haus einziehe, inklusive eines Cousins, der sich nach zwei Jahren als der wahre Ehemann der Frau erweise.

Es ist elf Uhr, die Bar ist gut gefüllt, die Frauen lassen sich von den männlichen Gästen zu überpreiserten «Lady-Drinks» einladen, ein einfaches Fruchtsäftchen, von dem sie eine Kommission erhalten. Die eine oder andere wird später den Gast in sein Hotel begleiten. Faber sagt, er brauche eine kurze Pause – wir sollten doch um ein Uhr wieder hier sein, Mem führe uns dann zu einem speziellen Ort in Chiang Mais Nachtleben.

Das beste Land

Zwei Stunden später, Mem bestellt ein Tuk-Tuk, das uns zu einem Parkplatz in einer eher unwirtlichen Ecke der Stadt kutschiert. Ein zu einer Bar umgebauter VW-Bus steht da, aus den Lautsprechern dröhnt laute Musik. Ein Feuer in einem Ölfass spendet etwas Wärme – in der Nacht wird es kühl im Norden Thailands. Einige Rocker und junges Ausgehvolk sitzen um das Feuer, dazu gesellen sich leichtbekleidete Frauen.

Marc Faber ist bereits da, diesmal hergefahren mit einer gelben Suzuki. Er komme oft nachts hierher, wenn er fertig sei mit dem Newsletter-Schreiben, um noch etwas zu trinken. Geführt wird die illegale Bar von einem jungen Thailänder, den Faber in Zürich kennengelernt hat: einen ehemaligen Banker der Credit Suisse und Discjockey, der aus einer einflussreichen Familie stammt mit Verbindungen zum Militär – nur deshalb wird die Bar überhaupt toleriert. «Hat man die richtigen Beziehungen, ist in Thailand alles möglich», sagt Faber.

Es ist reichlich Alkohol geflossen, die Stimmung heiter, selbst als Faber von seiner grössten Niederlage als Anleger erzählt. 1998/99 habe er zu früh auf das Platzen der Internetblase gesetzt und dadurch viel Geld verloren. «Das ist der schwarze Fleck in meiner Berufskarriere.» Bei jeder Blase stelle sich dasselbe Problem: «Was überbewertet ist, kann noch wesentlich überbewerteter werden. Den richtigen Zeitpunkt für den Verkauf zu finden, ist die Schwierigkeit.» Ansonsten fährt er ganz gut mit seiner Strategie, dann nein zu sagen, wenn alle anderen ja sagen.

Im Gespräch mit Faber schreitet die Zeit rasch voran, schon ist es fast fünf Uhr. Wo auf der Welt vergnügt man sich am besten? «An vielen Orten gibt es ein gutes Nachtleben: in den grossen Städten Kenias, Brasiliens, Nigerias, auch Jakarta ist ganz in Ordnung», sagt der Fachmann. Kann Zürich mithalten? «Bis vor zehn oder fünfzehn Jahren gehörte Zürich noch zur Topklasse. Die biedere Politik zerstört zunehmend das Langstrassenquartier: Alles, was nicht sauber genug ist, wird vertrieben.» Thailand bleibe das beste Land für ein ausschweifendes Leben. «Pattaya ist das Las Vegas der Welt – dort muss am Abend niemand alleine ins Bett.» Zudem seien die Thailänder friedfertige Menschen, das Land sei sicher, das Preisniveau vorteilhaft, das Klima angenehm. «Viele weitgereiste Leute landen am Schluss doch wieder in Thailand.»

Wir verabschieden uns. Faber setzt seinen Helm auf. Will er jetzt tatsächlich noch Motorrad fahren? «Kein Problem. Alle sagen, ich sei ein Pessimist. Das ist der Beweis, dass ich keiner bin.» Als sein Töff im Dunkel verschwindet, kommt wieder in Erinnerung, was er im Verlauf dieser Nacht nebenbei gesagt hat: «Ein intensives Leben ist mir lieber als ein langes.» ○



«Freiheit bedeutet auch Einsamkeit»: in seinem Büro in Chiang Mai.

Was macht das Leben lebenswert?

Sie tragen grosse Verantwortung, manche haben enorme Vermögen. Sie stehen im Fokus der Öffentlichkeit. Sie treffen Entscheidungen, von denen eine Vielzahl von Leuten betroffen ist. Wir haben ausgewählten Forumsteilnehmern die wichtigste aller Fragen gestellt.

Josef Ackermann,
Stiftungsrat World Economic Forum

Das Leben ist immer lebenswert, unabhängig davon, in welchen Zeiten wir gerade leben. Zeiten des Übergangs sind besonders interessant. Wandel regt die Lebensgeister an, macht neugierig, fordert heraus, kurz: hält jung. Stillstand dagegen bedeutet Langeweile, Verfall und Tod, im Wirtschafts- wie im persönlichen Leben.

James Bacchus,
Anwalt Greenberg-Traurig-Kanzlei

Erasmus riet: «Lerne, als ob du ewig lebstest, und lebe jeden Tag, als ob es dein letzter wäre.» Seinen Appell, zu lernen, unterstütze ich. Ein Leben, das sich unserem gemeinsamen Wissen widmet, ist lebenswert. Aber wie sollen wir mit seinem zweiten Ratschlag umgehen?

Ich bin zum Schluss gekommen: Der Schlüssel ist ein Gleichgewicht. Familie. Freunde. Einer aufreibenden Tätigkeit nachgehen. Und ja: das reine Glück von Spass und Freude. Das Beste ist ein Gleichgewicht aus alledem. Dieses Gleichgewicht kann beeinträchtigt sein, wenn man sich mit Herz und Seele seiner Arbeit widmet – insbesondere, wenn die Arbeit besonders erfüllend ist. Was mich betrifft, so befriedigt mich die Arbeit am meisten, wenn sie kreativ ist und darauf ausgerichtet, gemeinsam ein Ziel zu erreichen, also nicht nur dem eigenen Ego dient. Es ist Arbeit mit anderen, für andere. Ein Leben, das sich einer solchen Arbeit widmet, ist sicher lebenswert. Allerdings habe ich lernen müssen, dass eine solche Arbeit dazu neigt, sämtliche persönlichen Ressourcen zu verbrauchen, und auf lange Sicht überhaupt nur möglich ist, wenn man im Privaten einen Ausgleich hat. Im richtigen Mass muss auch Zeit bleiben für alles, was das Leben lebenswert macht. Das ist einfacher gesagt als getan. Es zu tun, ist die grosse, tägliche Herausforderung.

Michael Haefliger,
Intendant Lucerne Festival

Eigentlich ist es eine Tatsache, dass sich unsere Gesellschaft in einem permanenten Transformationsprozess befindet, der durch die äusserst dynamische Entwicklung unserer technologischen und kommunikativen Systeme in einem immer globaleren Umfeld in den letzten zehn Jahren dramatisch beschleunigt wurde. Dabei ist es offensichtlich, dass sich die

unternehmerischen und politischen Welten immer schneller und stärker verändern werden und die nachhaltige Planung unseres gesamtgesellschaftlichen Agierens zunehmend herausgefordert wird.

Systeme und Strukturen, die früher langfristig gewirkt und Verantwortung getragen haben, können dies heute immer weniger und werden immer schneller durch neue ersetzt. So sind die traditionellen und kulturellen Werte tiefverankerter gesellschaftlicher Normen zunehmend herausgefordert, wie sich das beispielsweise gerade in der Sicherung langfristiger Arbeitsverhältnisse zeigt.

Künstler sind hier vielleicht durch ihr scheinbar nomadenhaftes und projektorientiertes Leben privilegierter und freier, weil sie ihr Schaffen stärker in der Verwirklichung ihrer künstlerischen Ziele sehen als im Erreichen materieller Werte und das kreative Potenzial in unserer Gesellschaft dadurch stark zum Vorschein bringen. Zu dieser künstlerischen Kreativität gehört das Bewusstsein für die Veränderung des Bestehenden im Kontext des menschlichen Schaffens so sehr wie der Wunsch, unsere Gesellschaft stetig herauszufordern, sie zu hinterfragen und zu verbes-

Intendant Haefliger: «Ich appelliere an den Künstler und Romantiker in uns allen.»

sern. Dies mögen vielleicht Ideale sein, die man im Zeitalter der Romantik noch traditionell gelebt hat und von denen man heute nur noch träumt. Aber genau dort beginnt für mich die Faszination Leben. Ich appelliere an den Künstler und Romantiker in uns allen, an das Entdecken von Unbekanntem und die Neugierde nach unserer Zukunft, die niemand wirklich vorhersagen kann. Letztendlich ist und bleibt der Mensch auch immer ein Romantiker und Träumer, und das ist gut so.

Doris Leuthard, Bundesrätin

Ein Leben, in dem in einer gewalttätigen Welt Menschlichkeit gehütet, Hoffnung und Gerechtigkeit geschaffen wird. Ein Leben, in dem in einer technisierten Welt emotionale Intelligenz gepflegt und auf einem immer stärker bevölkerten Planeten die Natur gehegt wird. Was für ein Leben lebenswert ist, hängt stark vom Ort ab, wo das Leben gelebt wird, und von den individuellen Umständen. Ein Kind in den Slums von Kal-

kutta freut sich über eine warme Mahlzeit. Ein junger, arbeitsloser Spanier gibt die Hoffnung nicht auf, einen Arbeitsplatz zu finden. Eine betagte, kranke Frau in den USA ist froh über bezahlbare medizinische Hilfe, welche ihr die Schmerzen lindert. Ein Schweizer Banker setzt sich ein, um die Vergangenheit endlich geregelt zu wissen. Alle Leben sind lebenswert. Alle verbindet es, aktiv zu gestalten, Verantwortung zu übernehmen, dafür aber auch Unterstützung zu erhalten, wenn nötig.

Boris Collardi, CEO Julius Bär

Während sich unsere Umwelt permanent verändert und wir uns mit ihr weiterentwickeln, bleiben zum Glück die zentralen und positiven Werte des Lebens dieselben: Freiheit, Freundschaft, Liebe und Humor. Diese Werte verbinden uns alle nach wie vor, wie ich durch meine vielen Kontakte mit Kunden, Kollegen und Bekannten auf allen Kontinenten immer wieder feststelle.

Jean-Claude Biver, Präsident Hublot

Das Leben ist prinzipiell lebenswert und motivierend, wenn man jeden Tag denken kann, dass es heute «besser» als gestern wird, aber morgen noch nicht so «gut» sein wird wie übermorgen. Wer so denkt, hat Zukunft und die richtige mentale Einstellung. Wenn ein Gipfel erklimmt ist, soll man trotzdem weiterklettern. Nur das Volk oder der Mensch, die so denken, können motiviert sein, um weiterzumachen. Und am Schluss soll man nie vergessen, dass das Teilen reich macht. Wenn wir im 21. Jahrhundert nicht lernen zu teilen, so wird sich dieses Jahrhundert in eine Katastrophe verwandeln.

Peter Friedli,
Gründer Friedli Corporate Finance

Das Leben ist unbeschreiblich kostbar, weil wir selbst es als Menschen auch sind. Wir sollten dankbar sein, es leben zu dürfen, es auszuforschen, zu geniessen, versuchen, zu verstehen und weitergeben zu können. Jeder kann es leben und gestalten, wie er will.

Arianna Huffington,
Eigentümerin The Huffington Post

Das Leben lebenswert machen all die Dinge, die wir in den Nachrufen auf einen Menschen erwähnen, und nicht das, womit wir unsere CV füllen. Wenn ein Mensch stirbt, dann unterscheiden sich die Inhalte der Nachrufe deutlich von der Art und Weise, wie wir während unseres



«Wandel»: Ackermann.



«Gleichgewicht»: Bacchus.



«Neugierde»: Haefliger.



«Verantwortung»: Leuthard.



«Freiheit»: Collardi.



«Teilen»: Biver.



«Gestalten»: Friedli.



«Leidenschaften»: Huffington.



«Lächeln»: Johansson.



«Menschenrechte»: Roth.



«Meine Vorstellungen, meine Wünsche»: Scheidt.



«Karriere, Familie, Gesellschaft»: Sorrell.

Lebens den Erfolg definieren. Das gilt auch für jene, die nach besonders beeindruckenden Lebensläufen sterben und deren Lebenslauf gleichbedeutend mit Erfolg und Erfüllung ist. Auch in ihren Nachrufen ist vor allem davon die Rede, wie sie waren, als sie nicht damit beschäftigt waren, von Erfolg zu Erfolg zu eilen: was sie ihren Mitmenschen gaben, wie sie Brücken bauten, was sie im Leben ihres engsten Kreises für eine Rolle spielten, kleine Freundlichkeiten, lebenslange Leidenschaften und was sie zum Lachen brachte. Also lautet die Frage: Leben wir unsere Nachrufe, oder leben wir unsere CV?

**Björn Johansson,
Gründer Björn Johansson Associates**

Die Basis für ein lebenswertes Leben ist die Gesundheit. Führungskräfte und Politiker haben in den letzten dreissig bis vierzig Jahren die grössten Fortschritte und Veränderungen, die die Welt je gesehen hat, in Bezug auf Wohlstand, Technologieentwicklung, Gesundheitswesen et cetera, erlebt. Die Lebenserwartung in der Schweiz und in der westlichen Welt war nie höher als heute. Indem man Ziele anstrebt und erreicht, Menschen hilft und fördert, aus «Niederlagen» lernt und wieder «aufsteht» und abends mit einem Lächeln ins Bett geht und morgens mit Freude und Dankbarkeit erwacht, wird das Leben erst richtig lebenswert.

**Kenneth Roth,
Direktor Human Rights Watch**

Mit den Menschenrechten ist es wie mit der Gesundheit: Sie werden als Selbstverständlichkeit wahrgenommen, bis sie einem weggenommen werden. Rechte erlauben es uns, unser Leben selber zu bestimmen. In ihnen kommt der Respekt der Regierungen vor der Würde des Einzelnen zum Ausdruck. Das Leben ist viel schwieriger und beschränkter unter einer Regierung, welche die Rechte ihrer Bürger missachtet.

**Herbert Scheidt,
Präsident Bank Vontobel**

Die Tatsache, dass ich das Privileg geniesse, mein Leben nach meinen Vorstellungen und Wünschen gestalten zu können, macht es lebenswert.

**Sir Martin Sorrell,
Präsident WPP Group**

Erstens: Ein Unternehmen gründen und weltweit zur Blüte bringen, welches materielle und immaterielle Returns für alle Anspruchsgruppen schafft, zweitens: gemeinsam mit einem Partner eine Familie gründen; Kinder und Grosskinder, welche Ähnliches leisten. Und am Schluss: der Gesellschaft durch produktive, philanthropische Unternehmungen etwas zurückgeben. Also: Karriere, Familie und Gesellschaft.

Protokoll: Florian Schwab





Spannung in die Fäuste gekrallt: Halsmanns Hüpporträt von Marilyn Monroe, 1959.

Stil & Kultur

Der springende Punkt

Von *Daniele Muscionico*

Da springt sie, und allen ist klar, wer da springt. Denn ihr Gesicht ist eines wie keines. Ein Lächeln wie Kristall. Ebenmass in Porzellan und Wasserstoffsuperoxid. Marilyn Monroe ist ihr Gesicht, die Symmetrie, die Schönheit meint und ihr Bewusstsein, dass die Kameralinse nicht einfach ein Glasauge, sondern das Auge von Millionen Männern ist. Und sie flirtet.

«Jumpology» nannte Philippe Halsman, der Porträt- und Modefotograf, seine Taktik, den Stars im Studio Natürlichkeit abzugewinnen, indem er sie hüpfen liess. Politiker und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Den Boden des Gesicherten verlassen, den Ehrgeiz und die Sorge, gut auszusehen, in die Luft geworfen. Die Methode Halsman brachte nicht nur die Monroe zum ersten Mal auf die Titelblätter führender Magazine. Marilyn 1959 zum Beispiel auf die Frontseite von *Life*, nicht mit diesem Bild allerdings, sondern mit einer Ansicht ihres nackten Rückens, den zwei verletzte nackte Füsse Po-seits dekorierten. Diese Aufnahme mit der seitlichen Monroe, die

Spannung in die Fäuste gekrallt, gekleidet in einen fusseligen Trauerfummel, sie schien dem Fotografen schliesslich doch nur leichtlich geglückt.

«Jumpology» nach Philippe Halsman, dem einflussreichen Porträtisten der Künstler seiner Zeit. Er reflektierte Monroes Image als Sexsymbol, das sie kultivierte, als er sie kennenlernte, 1949, ein junges Ding, ein unbekanntes Model mit dem Plan, die Leinwand zu erobern. Ihre Fotogenität erkannte er als Erster. Doch als er ihr erklärte, was sein springender Punkt meinte, verweigerte sie sich für weitere Luftnummern. Besorgt, im Moment des Spasses und des Luftzugs unter ihren Füssen eine Seite ihrer Persönlichkeit

zu zeigen, die keiner sehen sollte. Kontrolle war Monroes Führungsinstrument. Sie zu erlangen, Macht über ihre Beziehungen, ihre Karriere, war im Folgenden ein fortgesetztes Scheitern in allen Kapiteln.

Und Philippe Halsman? Seine Karriere verlief glücklicher. Zwei Jahre vor seinem Tod, 1977, widerfuhr ihm noch die Ehre, an der Documenta 6 ausgestellt zu werden. «Jump!» heisst der Film, der sein Leben erzählt. Ein Künstler, der Schwere in Schwerelosigkeit verzaubert hat.

Philippe Halsman: «Astonish me!», Musée de l'Elysée, Lausanne, ab 29. Januar.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 2 (4) **Graeme Simsion**: Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 3 (–) **Haruki Murakami**: Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki (*Dumont*)
- 4 (–) **Camilla Läckberg**: Die Engelmacherin (*List*)
- 5 (3) **Khaled Hosseini**: Traumsammler (*S. Fischer*)
- 6 (2) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 7 (5) **Robert Galbraith**: Der Ruf des Kuckucks (*Blanvalet*)
- 8 (8) **Alice Munro**: Liebes Leben (*S. Fischer*)
- 9 (9) **Henning Mankell**: Mord im Herbst (*Zsolnay*)
- 10 (6) **Jo Nesbø**: Koma (*Ullstein*)

Sachbücher

- 1 (1) **Michelle Halbheer**: Platzspitzbaby (*Wörtersch*)
- 2 (–) **Detlef Pape, Anna Cavelius, Angelika Ilies**: Schlank im Schlaf ... (*Gräfe und Unzer*)
- 3 (–) **Jacky Gehring**: Body Reset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 4 (–) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 5 (2) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic**: Christiane F. ... (*Levante*)
- 6 (–) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 7 (–) **Verena Wermuth**: Wiedersehen mit Scheich Khalid (*Weltbild*)
- 8 (4) **Rhonda Byrne**: Hero (*Droemer/Knaur*)
- 9 (3) **Guinness World Records**: 2014 (*Bibliographisches Institut*)
- 10 (–) **Attila Hildmann**: Vegan For Youth (*Becker-Joest-Volk*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Deutsche Verhältnisse

Das Opernhaus Zürich hat seine erste Jahresbilanz nach dem Abgang von Direktor Alexander Pereira präsentiert. Von einer «erfolgreichen Bilanz» ist die Rede. Tatsächlich konnten die Vorgaben eingehalten werden: Man hat die Anzahl Premieren und Vorstellungen reduziert, hat deshalb weniger Billett- und Sponsoreneinnahmen erzielt, während die Subventionen gestiegen sind. Damit folgt auch das grösste Theater der Schweiz dem allgemeinen Trend: Einst hatten alle Schweizer Bühnen einen bedeutend höheren Eigenfinanzierungsgrad als vergleichbare deutsche Bühnen. Seit einigen Jahren nähern wir uns immer mehr deutschen Verhältnissen an, in denen der Staat einen weit grösseren Anteil am Aufwand bezahlt. Eine Entwicklung, die viele Kulturschaffende begrüssen. Stolz kann man darauf nicht sein. (rb)



Von ganz besonderem Glanz: 81-jähriger Künstler Richter.

Kunst

Die präziseste Malmaschine

Gerhard Richter ist der teuerste Maler der Gegenwart. Wieso eigentlich? Schaffen die grossen Richter-Festspiele in Winterthur und Basel Klarheit? Von *Daniele Muscionico*

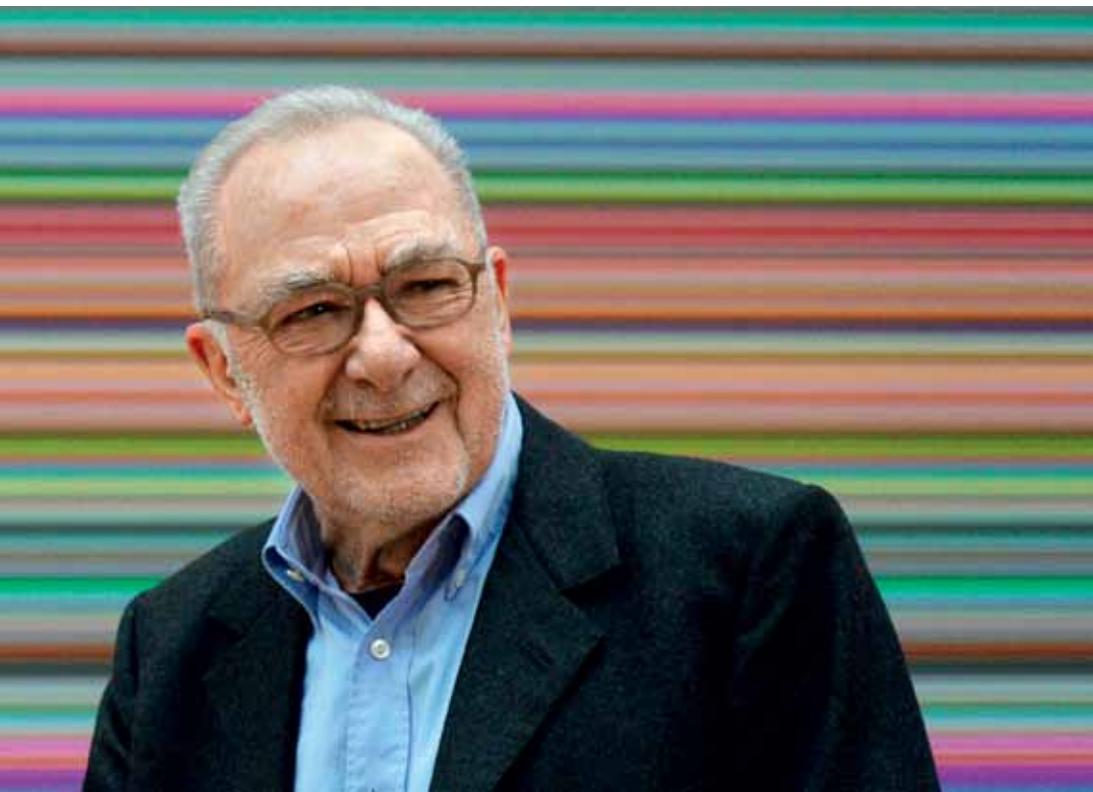
Himmel, wie macht er das nur? Wie schafft es ein Maler, pausenlos gefeiert zu werden? Kritiklos verehrt. Einstimmig zum Superstar erklärt. Und wir reden hier nicht von Nachruhm, der Aureole des Genies, die sich um Abwesende, um einen Michelangelo, da Vinci, Dürer rankt. Denn Tote können ja nicht widersprechen. Nein, wir reden hier von einem Anwesenden. Von einem unter uns, einem Lebenden, einem Deutschen zumal, 81 Jahre alt – und 37 Millionen Dollar schwer. Gewogen anhand des Auktionsergebnisses, das er letztes Jahr für sein Bild «Domplatz, Mailand» erzielt hat. Gerhard Richter, der teuerste Maler der Gegenwart, formschön, effizient, wertbeständig, ist in aller Welt geschätzt. Wie mit einem Riesenspachtel (Richter würde Rakel sagen) scheint er alle diskursiven Gräben zuzuspachteln mit luftdichter Ölfarbmasse. Alle Konturen sind verwischt. Ende der Diskussion.

Übrig bleibt nur die pure Richter-Anbetung und der Pilgerzug in die Museen, die ihm nun auch in der Schweiz Richter-Festspiele ausrichten: das Kunstmuseum Winterthur im Januar, die Fondation Beyeler in Riehen dann im Mai. In den heiligen Hallen werden Menschen ihr Heil finden, die keine Kunst mögen, aber gerne ins Museum gehen.

Ja, wie macht er das nur? Selbst Richter-Experten haben keine Erklärung für das Richter-Phänomen: Sie sind ganz offensichtlich selbst gut beschäftigt mit dem Spachtel-Sprech: «Richters gemalte Anti-Ästhetik verbleibt ununterbrochen aufgehoben zwischen unwillkürlicher Meisterschaft in Zufallsoperationen und der flüchtigen Materialität der Farbe», schreibt der bekannteste Richter-Forscher, Benjamin Buchloh, in der amerikanischen Fachzeitschrift *Artforum*.

Klarere Aussagen machen da die Künstlerkollegen: «Gerhard Richter ist das Sonderphänomen eines Malers, den alle mögen, die Malerei nicht mögen.» So bringt es Daniel Richter (nicht verwandt mit Gerhard R.) auf den Punkt. «Er ist die präziseste Malmaschine, die man sich vorstellen kann – ein bisschen wie die japanischen Violinisten, die alle präziser spielen, als je irgendjemand in der Geschichte der Violine gespielt hat, aber denen jeder Makel, jeder Widerspruch, jedes Drama fehlt.» Solche Maschinen produzieren auch keine Witze. Im Gegensatz etwa zu Sigmar Polke ist Richters Werk für seine Humorfreiheit bekannt.

Dabei ist es bekanntlich schwer, es ganz einfach aussehen zu lassen. Disziplin ist vonnöten und eine Portion Wendigkeit. Und: Richter hat die deutsche Krankheit geheilt und versöhnt die



Deutschen mit ihrer Geschichte. Doch wahrscheinlich ist das der ganze banale Kern des Gerhard-Richter-Phänomens: Richter hat es geschafft, immer allen alles zu geben – dem Deutschen Bundestag eine Deutschlandfahne, dem Kölner Dom ein Fenster, Sonic Youth ein Plattencover, der Politikunfraktion verwischte Terrorbilder und den Unpolitischen raketige Abstraktion oder strenge Streifenbilder auf Glas, die er jetzt in Winterthur zeigt. Gerhard Richter ist einer für alle. Für jeden ist etwas dabei. Das muss ihm erst mal jemand nachmachen.

Richter, der Konsenskünstler. Wer sich mit diesem Erfolgsargument nicht zufriedengibt, wird vier Faktoren finden, die als Erklärung für das Phänomen möglicherweise doch etwas taugen: Richters Biografie, Richters Kunst, Richters Händler/Königsmacher und Richters Kunstmarkt. Sie sind das Quartett, das diesem Menschen in diesem Fall Tür und Tor zum Walhalla aufgestossen hat.

«Vollkommen absurd, unmöglich»

Der Mythos Richter wirkt durch Richters Biografie. 1961 die Flucht aus der DDR nach Düsseldorf, er ist ein guter Deutscher. Auch, weil er als scheu gilt. Eine Marketingstrategie? Es wirkt glaubhaft, dass er die Millionensummen, die seine Werke erzielen, für unanständig hält, für «vollkommen absurd, unmöglich», und seine Bilder für klüger als sich selbst. Mit unerbittlicher Strenge vernichtet oder übermalt er, was ihm nicht perfekt scheint. Vor allem in den sechziger Jahren war Richter ein grosser Zerstörer seiner eigenen Arbeit. Das heisst heute die Jagd nach den verlorenen, verschwundenen Bildern besonders an, sie entspricht der Hatz auf

die Werke von Andy Warhol. Nur, dass der Richter-Markt durchsichtiger ist.

Der Richter-Markt ist ein globaler Markt, er ist ein Markt von Käufern, die von überall stammen, aus Südkorea, China oder Brasilien, aus den USA oder Russland. Der Milliardär Roman Abramowitsch zählt dazu, und es zirkulieren Gerüchte, dass er jener anonyme Käufer gewesen sei, der letzten Mai Richter zu einem neuen Auktionsrekord hochgetrieben habe. Doch ohne sie geht gar nichts: Marian Goodman, Richters New Yorker Langzeithändlerin seit 1985.

Goodman orchestriert Richters Weltkarriere mit der Präzision, mit der Richter seine Bilder herstellt. Sie wählt die Käufer aus, privilegiert Sammler und ist als Steuerinstrument des Hypes mindestens so entscheidend wie der Künstler selbst. Der unterhält eine detaillierte Website, die es seinen potenziellen Anlegern möglich macht, alle seine Werke zu identifizieren und deren Verkaufsgeschichte zu rekonstruieren – etwas, was von ganz besonderem Glanz sein muss für Menschen aus dem Investmentbereich. Für Käufer, die Bilder als Wand-Aktien verstehen.

Doch die zynische Erklärung von Richters Erfolg ist möglicherweise die klarsichtigste: Vor allem seine abstrakten Werke sind ungemünzt dekorativ. Und sie sind so geschnitten, dass sie problemlos in jedes Luxusapartment passen – und in jede Luxusjacht. Und, vergessen wir nicht, Richter ist nicht mehr der Jüngste, der Markt hat erkannt, dass er nicht ewig produzieren wird. Rette man sich die Reste der Beute, solange sie noch warm ist!

Gerhard Richter: Streifen und Glas. Kunstmuseum Winterthur, bis 21. April 2014; Fondation Beyeler, Riehen, 18. Mai bis 7. September 2014

Jazz

Echo aus dem goldenen Zeitalter

Von Peter Rüedi

Den Witz erzählt David Franklin im Fachblatt *Cadence*. Ein junger Tenorsaxofonist, befragt, ob er denn ab und zu die historischen Meister seines Instruments höre, antwortete: «Aber sicher, ich bin den ganzen Weg zurückgegangen bis zu Coltrane.» Anlass war die Rezension einer Gruppe, die sich *Echoes Of Swing* nennt und deren Musik zurückgreift in die Zeiten, deren sozusagen «authentische» Fans längst ausgestorben sind. Gäbe es keine Schallplatten, wären sie aus dem Gedächtnis gelöscht. So aber entdeckt eine Minderheit der Minderheit, die sich überhaupt mit «Jazz» befasst, im Zeitalter der Ausgrabungen immer neue archäologische Schichten des «Swing» (gross geschrieben der Jazz-Stil der dreissiger Jahre; Swing als rhythmische Qualität ist eine Konstante des Jazz).

Echoes Of Swing, ein Quartett mit eigenwilliger Besetzung (kein Kontrabass!), betreibt denn auch keineswegs Jazz-Archäologie oder das allemal anrühige Metier des Kopisten. In ausgefinkelten Arrangements, mit stupender Technik und explosivem Vergnügen erzählen sie *stories in an almost classical mode*. Natürlich erinnert Trompeter Colin T. Dawson an Charlie Shavers oder Bobby Hackett, Chris Hopkins' Alto an Johnny Hodges oder Benny Carter, und Pianist Bernd Lhotzky bewegt sich im Rahmen der zweihändigen Piano-Tradition von Fats Waller bis Teddy Wilson (wer sonst soll die Bässe liefern?). Drummer Oliver Mewes hat seine alten Meister studiert.

Vieles hier gemahnt an den eleganten Kammerjazz von John Kirby (ausgerechnet: Der leitete ein Sextett, und vor allem war er Bassist). Aber zwischen Klassikern (das Titelstück «Blue Pepper» stammt aus Ellingtons «Far East Suite»), «Blue Moon», Sidney Bechets «Black Stick Blues» oder Fats Wallers «Wild Cat Blues», gibt's hier Ausgefallenes (wie Paolo Contes «Azzurro» oder die mexikanische «La Paloma») und einige Originaltitel, und da hört sich denn Hopkins' «Blue & Naughty» an wie eine Nummer aus Charlie Parkers früher *from swing to bop*-Phase.

Viel zu lustig für verbiesterte Traditionalisten. Oder humorlose Modernisten.



Echoes Of Swing:
Blue Pepper.
ACT 9102-2

Top 10

Knorr's Liste

1	La vie d'Adèle Regie: Abdellatif Kechiche	★★★★★
2	Le Passé Regie: Asghar Farhadi	★★★★★
3	Blue Jasmine Regie: Woody Allen	★★★★★
4	The Lunchbox Regie: Ritesh Batra	★★★★★
5	All is Lost Regie: J. C. Chandor	★★★★★
6	The Secret Life of Walter Mitty... Regie: Ben Stiller	★★★★☆
7	The Hunger Games: Catching... Regie: Bora Dagtekin	★★★★☆
8	Only Lovers Left Alive Regie: Jim Jarmusch	★★★★☆
9	Die schwarzen Brüder Regie: Xavier Koller	★★★☆☆
10	Diana Regie: Oliver Hirschbiegel	★★☆☆☆

Kinozuschauer

1 (3)	Der Medicus Regie: Philipp Stölzl	19 649
2 (4)	The Secret Life of Walter Mitty Regie: Ben Stiller	16 358
3 (2)	The Hobbit Regie: Peter Jackson	12 606
4 (1)	Frozen Regie: Chris Buck	9 936
5 (5)	Die schwarzen Brüder Regie: Xavier Koller	9 868
6 (6)	Fack Ju Göhte Regie: Bora Dagtekin	7 894
7 (-)	Grudge Match Regie: Peter Segal	6 832
8 (-)	Diana Regie: Oliver Hirschbiegel	6 612
9 (7)	Paranormal Activity Regie: Christopher Landon	5 672
10 (-)	La vie d'Adèle Regie: Abdellatif Kechiche	4 740

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Wir sind die Millers (Warner)
2 (3)	Pain & Gain (Rainbow)
3 (2)	Planes (Disney)
4 (4)	Elysium (Sony)
5 (1)	Turbo (Fox)
6 (5)	Lone Ranger (Disney)
7 (7)	Der Hobbit (Warner)
8 (6)	Ich – Einfach unverbesserlich 2 (Universal)
9 (-)	Hangover 3 (Warner)
10 (-)	Pacific Rim (Warner)

Quelle: Media Control



Auf Hochstapler und Angeber abonniert: Leonardo DiCaprio als Jordan Belfort.

Kino

Tausendundeine Nacht auf Speed

Martin Scorseses «The Wolf of Wall Street» ist eine Gift spritzende Satire auf den amerikanischen Erfolgshunger. Von Wolfram Knorr

Jordan Belfort (Leonardo DiCaprio) ist hin und weg vom Profi-Broker Mark Hanna (Matthew McConaughey). Im schnecken Restaurant zieht der sich vor aller Augen Koks in die Nase und demonstriert mit Voodoo-Gestik seine Geld-Raffgier. Der Kerl ist zwar völlig durch den Wind, aber eine geile Kanaille! Ein Hagelschauer, der Silber, Gold und Dollars prasseln lässt! Ein Frühlingsturm, der die Konten zum Blühen bringt! Jordan will auch so werden. Ein Durchstecher! Ein Börsenbroker-Titan! Zwar kracht die Firma seines Idols bald zusammen, aber, scheiss drauf, Jordan hat Blut geleckt, vertickt erst mal Aktien in einer Klitsche an Rentner und Hausfrauen, um dann mit skrupellosen Kumpels den Anlagebetrug aufzumischen, den grossen Reibach zu machen und in Reichtum und Luxus die Fetzen fliegen zu lassen! Tausendundeine Nacht auf Speed!

Idealer Scorsesese-Stoff

Leonardo DiCaprio ist auf Hochstapler («Catch Me if You Can», 2002) und Angeber («The Great Gatsby», 2013) abonniert, doch als Belfort in Martin Scorseses Gift spritzender Satire «The Wolf of Wall Street» lässt er alle hinter sich. Scorsesese-Figuren würden sich nicht mal mit Betäubungspatronen für Elefanten auf Normalmass bringen lassen. Sie bewegen sich immer auf aggressiver Hochtourigkeit. Früher verkör-

perte Robert De Niro diesen Neurose-Typus. Die Memoiren des Ex-Börsenmaklers Jordan Belfort, der Ende der achtziger Jahre Millionen scheffelte, in Saus und Braus lebte, immer auf der Überholspur, wegen Geldwäsche und Wertpapierbetrügereien im Knast landete, waren der ideale Scorsesese-Stoff. Der serienerfahrene Terence Winter («The Sopranos», «Boardwalk Empire») schrieb das Drehbuch.

Scorseses Belfort mit dem ausgekochten Dandy-Gesicht ist eine Überspitzung von Emile Zolas Hochfinanzzocker Saccard («Das Geld», 1891) und Oliver Stones Gordon Gekko («Wall Street», 1987). In «der keuchenden Schmiede der Spekulation» (Zola) haben ihn Scorsesese und Autor Winter zu einem Alleszermalmer gedopt, zu einem Über-Pantagruel – immer kurz vor dem Platzen, büffeligen Frohsinn bellend, Koks, Alkohol und Weiber verschlingend, bombastische Villen versauend, Helikopter, Jachten und Lamborghinis zerdeppernd und immer wieder Geld, Geld und noch mehr Geld abgreifend. Mit höllischem Gecken-Furor manövriert DiCaprio seine Figur durch wüste Rechtfertigungstiraden und wuchtet die deftige Menschenfresser-Charge zum schauerlichen Satireschreihals hoch. Und nur so funktioniert's, denn, so Emile Zola: «Es ist sehr schwierig, einen Roman über das Geld zu schreiben. Das ist kalt, eisig, bar jeden Interesses.»

Die Geldgeschäfte zu dramatisieren, geht nicht; Scorsese, kalt und eisig, spielt lieber mit der Doppelmoral des Zuschauers: Sein notorischer Haudrauf redet in sardonischen Prahlschüben mit serviler Vertraulichkeit direkt in die Kamera, um dem Zuschauer mit tiefendem Spott zu verklickern, dass er wohl auch gerne so leben würde wie er, brächte er nur den Mut dazu auf. In seinem (alb)traumartigen Erfolgshunger ist er ein typischer Scorsese-Held. Von Johnny Boy («Mean Streets») über Travis Bickle («Taxi Driver») und Jake La Motta («Raging Bull») bis zu Edward Daniels («Shutter Island») drängeln sie um jeden Preis zum Ruhm – ob mit Brachialgewalt, frech oder wie in Trance. Schon 1929 gab es übrigens einen Film mit dem exakt gleichen Titel; und der Broker (George Bancroft) hiess – kurios, leicht mit Belfort zu verwechseln – Jim Bradford. ★★★★★

Weitere Premieren

A Touch of Sin — Vier Geschichten aus dem real existierenden China der Gegenwart: Ein Minenarbeiter geht mit Waffengewalt gegen die Chefs vor, die wie Monarchen leben. Ein Wanderarbeiter ballert sich, jeglicher sozialen Verwurzelung enthoben, durchs Land. Die Massagesalon-Empfangsdame rastet nach Belästigungsversuchen aus, und ein junger Arbeiter richtet ein Blutbad in einem Nachtclub an.



Magischer Realismus von Jia Zhangke.

Die Episoden, locker miteinander verknüpft, bieten einen bösen Einblick in die innere Struktur Chinas, das auf dem Weg in die Moderne rücksichtslosen Missbrauch mit den traditionellen wie sozialen Werten der Menschen treibt. Jia Zhangke («24 City») erzählt das mit magischem Realismus. Erstaunlich, dass er damit durch die Zensur kam. ★★★★★



Trip durch «small-town America».

Nebraska — Woody Grant (Bruce Dern), ein Knittergreis, glaubt, aufgrund eines windigen Lotterieloses eine Million Dollar gewonnen zu haben, und will das Geld in Lincoln (Nebraska) höchstpersönlich abholen. Sohn David (Will Forte) versucht's ihm auszureden. Doch Dad, eigensinnig wie ein Kleinkind mit Honigschnuller, lässt sich davon nicht abbringen und nötigt so den Filius zu einem Trip durch *small-town America*: unendliche Prärien und gottverlassene Provinzkäffer. Alexander Payne («The Descendants») gelang mit Autor Bob Nelson die definitive *last picture show* eines Landes, das die beste Zeit hinter sich zu haben scheint, bevölkert von skurrilen, verkalkten und rührend trödeligen Alten, denen alle Träume abhandenkamen. Mit Einflüssen von Sherwood Andersons Storys über die entseelten Provinzen und depravierten Menschen («Winesburg, Ohio»). Ein feinfühliges Roadmovie in zauberischem Schwarzweiss-Cinemascope und mit einem hinreissenden Ensemble. Eine poetische Tragikomödie. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

«All Is Lost» mit Robert Redford wird hochgelobt (auch von Ihnen), weil er ohne Dialoge und mit nur einer Person auskommt. Eine Novität, oder gab's schon früher solche «Stummfilme»? J. B., Schaffhausen



Oh ja! Damit wurde schon immer gerne gespielt. Zu den besten gehört der Spionagefilm «The Thief» (1952) von Russell Rouse mit Ray Milland als Atomspion. Null Dialoge, nur Handlung, mit dem FBI im Nacken. 1960 drehte der Japaner Kaneto Shindo «Die

nackte Insel» über eine Familie, die auf einer kleinen Insel zu überleben versucht. 1962 erhielt er in Melbourne den sogenannten «One World Prize», weil er «weltweit verstanden werden kann». Und das war der wahre Grund solcher «Experimente». Sie waren ja keine Stummfilme, sondern versuchten, über den Verzicht auf Dialoge global verstanden zu werden. War vor allem sehr kostensparend. Keine Untertitel, keine Synchronisation.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

SRF und die Nebengeräusche

Von Rico Bandle

Rohstofffirmen stehen für alles Böse im Kapitalismus: Globalisierung, Steueroptimierung, Ausbeutung, Umweltverschmutzung. Sie sind so etwas wie die Brunnenvergifter der heutigen Zeit: Man kann sie gefahrlos für jegliches Übel der Welt verantwortlich machen, unabhängig vom Wahrheitsgehalt.

Das Schweizer Radio und Fernsehen SRF möchte hier natürlich nicht aussen vor stehen. Letzte Woche zeigte der Sender den selbstproduzierten Dokumentarfilm «Wir kaufen uns die Welt». Versprochen wurde ein «exklusiver Blick hinter die Kulissen einer der mächtigsten Branchen der Welt». Im Film dann: Bilder von Schiffsungetümen in gigantischen Häfen, von Monsterbaggern am Kohleschaufeln oder von diamantbesetzten Luxusuhren in den Schaufenstern der Rohstoffzentren Zug und Genf – alles untermalt mit angsteinflössender Musik. Der Kommentar dazu klang nicht minder bedrohlich: «Die Situation eskaliert», «Es geht um politische Konflikte, Umweltkonflikte, Arbeitskonflikte», «Zweifel machen sich breit», «Preismanipulationen».

Alle erdenklichen Vorwürfe wurden angesprochen, allerdings bloss in allgemeiner Form; konkrete Beispiele für ernstzunehmende Missstände gab es keine zu sehen. Trotz aufwendiger Suche konnte Filmemacher Andreas Schaffner bloss ein kolumbianisches Dorf ausfindig machen, das wegen der Feinstaubemissionen der benachbarten Kohlemine evakuiert werden sollte – doch es kommen immer mehr Leute ins Dorf, die auch in der Mine arbeiten und vom zunehmenden Wohlstand profitieren wollen.

Entweder hat Schaffner lausig recherchiert, oder den vielgescholtenen Rohstofffirmen ist tatsächlich nichts vorzuwerfen. Mangels Beweisen reiht er Floskel an Floskel: «Die weite Welt der Rohstofffirmen – auf einmal scheint sie gefährlich nah.» Oder: «Der Ruf der Schweiz scheint plötzlich gefährdet.» Und wie immer, wenn etwas ohne Nachweis in ein zwielichtiges Licht gerückt werden soll, darf auch folgender Satz nicht fehlen: «Die Nebengeräusche nehmen zu.»

Wir kaufen uns die Welt: 9. Jan., 20.05 Uhr, SRF 1

Die Frau in Rot

Der Junggeselle und die Yogalehrerin; Glanznummer einer Operndiva; «Russischer Abend» in Zürich. Von Hildegard Schwaninger



Endloser Sommer: Thomas Minder mit Aquila Camenzind am «Swiss Award».

Das scheint zu halten: Der Schaffhauser Ständerat **Thomas Minder**, der mit dem «Swiss Award» in der Kategorie Politik ausgezeichnet wurde, erschien zur Preisverleihung im Zürcher Hallenstadion mit der Yogalehrerin **Aquila Camenzind** und dem Sekretär des Komitees gegen «Abzockerei», **Claudio Kuster**. Aquila Camenzind, die indische Wurzeln hat, trug ein rotes Kleid von einem «indischen Designer» und einen Paschminaschal. Wie Thomas Minder unserer (auch aus Schaffhausen kommenden) FotografIn sagte, fühle er sich durch den «Swiss Award» geehrt, aber in erster Linie sehe er sich als Unternehmer. Der eiserne Junggeselle zeigte sich letzten Sommer in Einsiedeln, bei der Premiere des «Welttheaters», erstmals mit der Yogalehrerin.

Eine richtige Glanznummer zog **Noëmi Nadelmann** ab, als sie – ihr letzter Auftritt, ehe sie das Flugzeug Richtung Sydney bestieg – in der Burghalde Lenzburg Gast in der Kulturveranstaltung «Prosecco» war. Ganz Bühnenstar, gab sie sich sexy, selbstbewusst, strahlend. Organisator **Peter Sterki** begleitete sie am Klavier, sie sang Schubert, Puccini und Verdi, und in einem Interview (das zu führen ich das Vergnügen hatte) legte sie bereitwillig ihr ganzes Leben offen. Nadelmann, das weiss mittlerweile das ganze Land, glaubt, den Mann ihres Lebens gefunden zu haben, und folgt ihm

nach Australien. **Lyndon Terracini** ist ein Bariton, der heute die Opera Australia leitet. Die beiden lernten sich vor 23 Jahren kennen, es war Liebe auf den ersten Blick. Noëmi liess sich sofort von ihrem ersten Mann **Michael Epstein** scheiden, doch da Terracini verheiratet war und kleine Töchter hatte, verzichtete man und trennte sich. Vor zwei Jahren hat er sich wieder gemeldet, jetzt sind sie ein Paar.

Nadelmann betont, dass sie nicht auswandert. Zumal die Stadt Zürich, von der sie eine günstige Wohnung hat, bereits bei ihr angeru-



Voller Hoffnung: Noëmi Nadelmann.

fen hat, um zu fragen, ob die Wohnung jetzt frei wird. Sie hat noch berufliche Verpflichtungen hier, im Sommer singt sie in Avenches erstmals die Carmen (zwei Vorstellungen als

Zweitbesetzung nach **Béatrice Uria Monzon**). Auch die Wiederaufnahme «Die Soldaten» in der Komischen Oper Berlin (Koproduktion mit dem Opernhaus Zürich) steht bevor. Ansonsten, sagt sie, sei der Zeitpunkt günstig für den neuen Lebensabschnitt. Sie habe weniger Engagements als früher, versuche in ein schwereres Rollenfach zu wechseln, möchte **Fidelio** singen und hat sogar **Gustav Kuhn**, dem auf Richard Wagner spezialisierten Intendanten der Tiroler Festspiele, vorgesungen.

Noëmi Nadelmann ist voller Hoffnung. «Ich war mein Leben lang, als alleinerziehende Mutter, auf mich selbst gestellt. Jetzt habe ich erstmals einen Mann, der für mich schauen will.» **Lyndon Terracini** steht kurz vor der Scheidung von seiner Frau **Liz**. 2012 erzählte er dem *Sydney Morning Herald*, dass er unter Depressionen leide, ein Workaholic sei und zu viel Wein trinke. Wir wünschen Noëmi Nadelmann nur das Beste, aber vielleicht ist es doch keine schlechte Idee, wenn sie die Wohnung in Zürich behält.

Erst wurde fein gespeist (Sakuski-Variationen, Lachs in Orangenöl mit Kaviar, Soljanka mit Pelmeni, grillierter Stör auf Sauerkraut mit Preiselbeeren, Entenbrust mit Entenleber, Waldbeerensuppe mit Sauerrahmglyce), mit viel Wodka wurden Toasts ausgebracht, dann wurde getanzt bis lange nach Mitternacht. Lustig war der «Russische Abend» im Hotel «Storchen» in Zürich. Hotel-



Lustig war's: Jörg und Inna Arnold.

direktor **Jörg Arnold** und seine Frau **Inna Arnold**, ehemalige Volleyballspielerin aus Usbekistan, bewirteten eine illustre Gästeschar. Sogar Kindheitsfreunde aus seiner Heimat Flüelen waren da, ein paar umwerfende Russinnen, der Weinhändler **Gérald Clavier** aus dem Wallis, der Botschafter aus der Ukraine, **Ihor Dir**, dessen Frau **Galina** als Opernsängerin überraschte und das Trinklied aus «La Traviata» sang. Gefehlt hat **Elmar Ledergerber**, Präsident Zürich Tourismus (Arnold ist Vorstandsmitglied). Er musste wegen einer Lebensmittelvergiftung absagen.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Ziemlich beste Freundinnen

TV-Autorin Camilla Bohlander, 34, weiss: Männer kommen und gehen. Die beste Freundin aber bleibt – im besten Fall für immer.



Sendepausen unvorstellbar: Frauenfreundschaften.

Was Frauen wollen: Frauen verstehen sich auf emotionaler Ebene oft blind, sie sind beste Freundinnen, reden beide gleich gerne und können stundenlang shoppen gehen und sind bei gewissen Themen – Schönheit, Männer, andere Frauen – einfach eloquenter als ein männlicher Partner. Trotzdem wusste auch ich nicht alles über die Ansprüche unter Freundinnen. Aus diesem Grund machte ich eine Online-Umfrage zu diesem Thema, und es stellte sich heraus, dass Frauen von der besten Freundin vor allem Loyalität, Vertrauen, Ehrlichkeit und Beständigkeit erwarten. Manche äusserten auch den Wunsch, dass die beste Freundin genau so tickt wie sie selbst, dass sie alles gut findet, was sie selbst gut finden, und dass sie zur selben Zeit auf die gleichen Dinge Lust hat. Solche Ansprüche überfordern allerdings ebenso wie der Wunsch, dass einen die Freundin glücklich und zufrieden machen muss.

Keine Limiten: Eine beste Freundin darf alles: Solange sie der anderen nicht schadet. Kommt eine neue Liebe ins Spiel (oder die Festtage), ändert dies nichts daran, dass die beste Freundin um Mitternacht anrufen darf, um ein dreistündiges Telefonat zu führen. Auch wenn die Freundin zum zehnten Mal das Gleiche erzählt, soll man geduldig zuhören, und natür-

lich wird eine unglückliche Freundin auch zu allen geplanten Festivitäten eingeladen. Ob sie mit der gesamten Verwandtschaft der besten Freundin über der Gans sitzen will oder neben dem neuen Freund auf dem oder nicht, kann sie selbst entscheiden.

Zoff: Leider gibt es viele Gründe und auch unerwartete Empfindlichkeiten, die zu einer Krise oder Trennung führen können. Fühlt sich eine Freundin missverstanden, falsch behandelt oder angegriffen, führt dies meist zu Streit und Rückzug. Will man die Beziehung kitten, müssen beide über ihren Schatten springen und nach einer Pause über ihre Empfindungen, Erwartungen und Prioritäten sprechen. Das fällt auch vielen redevogelbegeisterten Frauen nicht immer leicht. Als häufiges Sandkorn im Getriebe erweist sich der Umstand, dass die beste Freundin frisch verliebt ist, man den Mann aber nicht mag. Handelt es sich dabei um ein subjektives Gefühl, schweigt man am besten. Hat man handfeste Gründe im Ärmel, wieso der Typ untauglich ist, kommen direkte Kommentare und Ratschläge selten gut an, im Gegenteil: Die negativen Äusserungen können gegen einen verwendet werden. Was tun? Ein ruhiges Gespräch mit klugen, interessierten Fragen kann hilfreich sein.

Wir bleiben in Kontakt: Männerfreunde sehen sich manchmal ein halbes Jahr nicht. Für Frauen sind solche Sendepausen unvorstellbar, weil sie eng in die Lebenswelt der anderen eingebunden sein möchten. Ein gemeinsames Abendessen am immer gleichen Tag und regelmässige Telefonate, wenn sie weiter weg wohnt, gehören zu den Ritualen, die man nicht vernachlässigen sollte.

Wann ist es für immer? Wenn Freundinnen sich auseinanderentwickeln, sich bestimmte Lebensumstände ändern und man trotzdem einen Nenner findet, die gemeinsame Wellenlänge bestehen bleibt, man zusammen reden und lachen kann und man auch weiterhin ähnliche Wertvorstellungen pflegt, hat die Freundschaft gute Chancen, um ewig zu dauern.

Camilla Bohlander: Girlfriends. Schwarzkopf & Schwarzkopf. 200 S., Fr. 14.90
Protokoll: **Franziska K. Müller**

Freundinnen

Von *Andreas Thiel* — Das mit der Abtreibungsfinanzierung sollte doch eigentlich allen klar sein.

Petra: Bei der Abtreibungsfinanzierung geht es darum, gemischtgeschlechtliche Paare gleichgeschlechtlichen Paaren gleichzustellen.

Susi: Was hat die Abtreibungsfinanzierung mit homosexuellen Paaren zu tun?

Das betrifft die doch gar nicht.

Petra: Genau, und das ist ungerecht. Gleichgeschlechtliche Paare können keine Kinder kriegen. Ein gemischtgeschlechtliches Paar aber, welches auch keine Kinder kriegen will, ist dem gleichgeschlechtlichen Paar gegenüber benachteiligt, da dem gemischten Paar Auslagen für Verhütung und Abtreibung aufgebürdet werden. Das ist eine Ungerechtigkeit, die von der Krankenkasse ausgeglichen werden muss.

Susi: Aber das belastet doch die Krankenkasse zu Lasten der wirklich Kranken.

Petra: Eine Abtreibung von einem gemischtgeschlechtlichen Paar, welches keine Kinder will, kommt die Gesellschaft immer noch billiger zu stehen, als wenn sich ein Teil des gemischtgeschlechtlichen Paares umbauen lassen würde.

Susi: Würde das denn auch die Krankenkasse finanzieren?

Petra: Aber sicher. Keine und keiner kann etwas dafür, dass sie oder er als Frau oder Mann geboren wurde. Jede und jeder sollte das Recht haben, die oder der zu sein, die oder der sie oder er sein möchte.

Susi: Und wenn dann in so einem umgebauten Paar plötzlich doch noch ein Kinderwunsch reift?

Petra: Dafür haben wir ein Adoptionsrecht für Homosexuelle.

Susi: Und wenn sie Kinder haben, aber plötzlich doch keine mehr wollen?

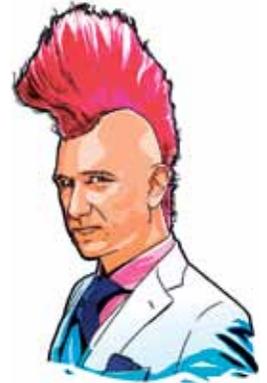
Petra: Dafür gibt es Kinderkrippen.

Susi: Und das muss alles die Allgemeinheit bezahlen?

Petra: Es geht um Grundrechte: Paare, welche Kinder haben, haben genauso ein Recht auf ein kinderloses Leben, wie kinderlose Paare ein Recht auf Kinder haben. Verstehst du?

Susi: Nein.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.





Weder Dynamik noch Sex-Appeal: Olympioniken Mike Schmid (Skicross), Beat Hefti (Bob), Carmen Küng (Curling) und Philippe Furrer (Eishockey).

Stilkritik

Heil dir, Helvetia

Männer, die älter als zwanzig sind, sollten keine Hoodies tragen. Dumm also, wenn die Schweizer Olympia-Selektion nach Sotschi fliegt und nun solche trägt. Von Jeroen van Rooijen

Eine rote Nylonjacke, Modell «Schwägälp». Eine schwarze Varsity-Jacke mit Lederärmeln, Modell «Wallisellen» (sie hat tatsächlich den peinlichen Namen «Destroyer Jacket»). Ein graumeliertes Hoodie, Modell «Mörliken». Dazu eine Fellmütze Modell «Grüsch-Danusa» und ein Haufen Nylongepäck auf Rollen, wie man es in Ferien-Charterfliegern sieht – dreissig Teile umfasst die Bagage der Schweizer in Sotschi. 320 Schweizer Olympia-Gesandte werden an den Spielen so herumlaufen, die Hälfte davon sind Sportler. Vor zehn Tagen hat Swiss Olympic diese Klamotten vorgestellt – und natürlich hagelt es Kommentare.

Zu Recht, denn Olympia ist nicht nur eine Sportschau, sondern auch ein Showcase der Nationen. Aus der Art und Weise, wie sich ein Land vor der Weltöffentlichkeit präsentiert, lässt sich

ein Stück seiner Ambitionen und seines Gemütszustands ablesen. Was sagen uns also die Uniformen der Schweizer Olympia-Delegation, wenn diese ins Stadion einmarschieren oder einige eine Medaille umgehängt bekommen?

Auf den ersten Blick erkennbar ist der gutschweizerische Kompromiss. Von Ambition ist nichts zu spüren. Wollte man sich in den Sixties und Seventies zu solchen Ereignissen noch als junges, zukunftsorientiertes Land präsentieren, erzählen diese Kleider heute von einer suburbanen Gemütlichkeit und Beliebigkeit, wie man sie im Schweizer Siedlungsbrei ausserhalb der paar grösseren Schweizer Städte sieht.

Uniform des gelangweilten Mittelstands

Die Olympia-Looks, von Swiss Olympic mit Nike und Ochsner Sport entwickelt, versprü-

hen weder Dynamik noch Sex-Appeal, sondern erinnern an jene intellektuell und energetisch unterforderte Klientel, die in Pubs in der Nähe von Provinzbahnhöfen rumsitzt. Kapuzen- oder Lederjacke, dazu Turnschuhe und Jeans. Es ist die Uniform des Mittelstandes, der am Samstagnachmittag die Zeit in der Shopping-Mall totschlägt und Musik von Gotthard oder Stefanie Heinzmann hört. Ausserdem weiss doch jeder, dass man Kapuzenjacken nur tragen sollte, wenn man noch zu Hause wohnt beziehungsweise in die Lehre geht. Für Erwachsene gehört dieses Kleidungsstück auf die Couch zu Hause.

Swiss Olympic sieht das natürlich anders. «Das graue Hoodie ist sehr bequem», sagt Skicrosser Mike Schmid. «Sotschi werden meine vierten Olympischen Spiele, und ich finde diese Kollektion bisher die schönste», lässt sich Bobpilot Beat Hefti zitieren. Curlerin Carmen Küng ist sich sicher, dass die Schweizer «mit der stylishen Fellmütze auffallen werden». Schöner wär's, sie würden auf dem Podest für Aufsehen sorgen statt mit einer lustigen Pudelkappe. Wir drücken trotzdem die Daumen und hoffen, dass die sportlichen Leistungen die Klamotten übertreffen. Sie zu unterbieten, wäre schwierig.

Wasser statt Wein

- 1 Ein Hauch von grünem Schimmer erhebt das unpräzise Modell «Kartio» der finnischen Traditionsmanufaktur Iittala über die alltägliche Norm. Der zeitlose Entwurf von Kaj Franck hat bereits 55 Jahre auf dem Buckel und wirkt dennoch frisch. Zwei Stück kosten demokratische € 13.80, www.iittala.com
- 2 Von toller Schlichtheit und ausgewogen proportioniert: das klassische Trinkglas «Top Class» von Bormioli aus Parma. Das Kristallglas ist fein geblasen, aber widerstandsfähig. Sechs Stück gibt's für 48 Franken, etwa bei Edition Populaire in Zürich. www.editionpopulaire.ch
- 3 Der britische Designer Jasper Morrison hat die Lebensmaxime «Super Normal» geschaffen: Seine Entwürfe wollen alltäglich und dennoch etwas Aussergewöhnliches sein – supernormal eben, wie die



1



2

Gläser, die Morrison für Alessi entwarf und auch in seinem Webshop verkauft. Erhältlich zum Preis von € 5.50 pro Stück. www.jaspermorrison.com

- 4 Januar ist der beste Monat, um «Detox» zu machen und Wasser statt Wein zu trinken – dies dafür aus den schönsten Gefässen, die man finden kann! Etwa die hauchfeinen Gläser «Alpha 267» von Lobmeyr aus Wien, die es in verschiedenen Farbtönen gibt. 50 Franken pro Stück, etwa bei Limited Stock in Zürich. www.limitedstock.ch
- 5 Das klassische französische Bistroglass ist nie falsch – das Original heisst «Picardie» und ist von Duralex aus Orléans, wo man das robuste Stück französische Lebensart seit 1946 in dieser Form herstellt. Der Stempel am Boden trägt das Firmenlogo. In sieben Grössen erhältlich, Fr. 2.30 pro Stück, etwa bei www.manufactum.ch.



3



4



5

Die Bill-Uhr

Der Januar steht im Zeichen des umsichtigen, defensiven und eher sparsamen Umgangs mit Ressourcen, weswegen wir an dieser Stelle auf eine der zeitlosesten «blockfreien» Uhren verweisen, die ein Mensch mit Stil besitzen kann – die Junghans «Chronoscope». Blockfrei deshalb, weil sie zu keiner der grossen Luxusgruppen gehört und deshalb das ideale Statement für Freigeister ist. Die sensible Weiterentwicklung und subtile Vergrösserung des Klassikers, den der Schweizer Gestalter Max Bill 1961 entwarf, hat ein 40 mm grosses Gehäuse, ein automatisches Mechanikwerk und ein stark gewölbtes Plexiglas, das allerdings recht stossanfällig ist. www.junghans.de



Zeitlos blockfrei.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Ist es okay, im Restaurant die Jacke über die Stuhllehne zu hängen? *H. E., Zug*



Das ist nicht fein, nein. Es mag gehen in einer Kantine, einem Bistro oder einem Café, das sich – wie die meisten Beizen heute – kaum noch den Luxus einer Garderobe leistet. Doch in einem Restaurant, wo man von geschultem Personal bedient wird, ist

das Jackett über dem Stuhl ein Affront. Es sieht hässlich aus und wird nur noch übertroffen vom Mantelhaufen, den Leute manchmal auf verbleibenden freien Sitzplätzen aufschichten. Lassen Sie Ihre Jacke, wenn immer möglich, ordentlich aufhängen – es ist auch besser für das Kleidungsstück. Ein Restaurant, das diesen Service nicht anbietet, verdient seine Qualifikation als Gaststätte nicht.

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli buckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Lauter Einzelkämpfer

Von Peter Rüedi



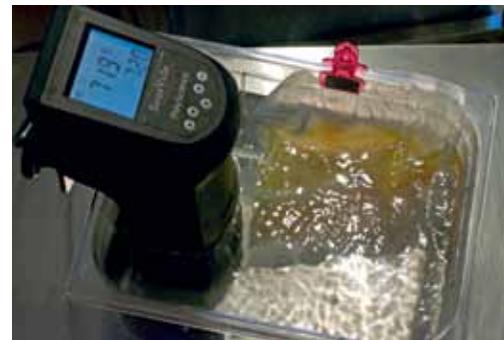
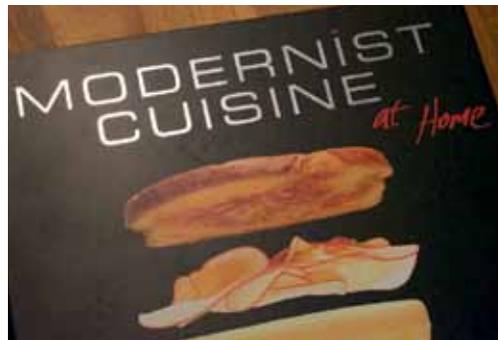
Hinter jedem Wein stecken Trauben, und hinter jeder Traubensorte steckt eine Geschichte. Ich glaube keinem so recht, der behauptet, er könne davon ganz abstrahieren, hat er sie erst einmal vor Augen. Ich jedenfalls bewundere die autochthone Sorte Monastrell, seit ich einmal in ihrem Kernland, in den Appellationen Yecla und Jumilla, gesehen habe, wie die einzelnen Büsche, an den kargen, steinigen, sengenden Boden geduckt, dem kontinentalen Klima reife Früchte abtrotzen. Lauter Einzelkämpfer. Es ist ein Heldenmärchen: Nur Pflanzen, die um ihr Leben kämpfen müssen, zeitigen ausserordentliche Weine. Bei der spät austreibenden, spät reifen, dickhäutigen Monastrell ist was dran. Sie ist die Traube aus dem Hinter- und Hochland westlich der mittleren Ostküste der Iberischen Halbinsel. Von da gelangte sie erst über die Pyrenäen nach Südfrankreich und wurde dort als Mourvèdre ein unverzichtbarer Bestandteil der okzitanischen Weinkultur bis hin zu den Nobilitäten von der südlichen Rhone, den Châteauneufs.

Genug der Volkshochschule, es braucht dies ja vielleicht doch nicht jeder zu wissen, der zum ersten Mal in seinem Leben einem Wein der Casa Los Frailes begegnet, die in der Appellation Valencia liegt, 80 Kilometer südwestlich von der gleichnamigen Hauptstadt, auf einer Höhe von 700 Metern. Uralter Besitz der Familie mit dem klingenden Namen Velázquez (seit 1771), als moderner Betrieb auf den 130 Hektaren indes erst seit 1999 langsam und sorgfältig im Aufbau: mit der Restauration alter Monastrell-Pflanzungen und mit dem Anbau neuer Weinberge. *Old and new dreams*. Der Efe Monastrell ist eine fruchtige, süffige und mit Vorteil kühl zu geniessende Angelegenheit. Während das ebenfalls reinsortige Flaggschiff mit dem einschüchternd historischen Titel «1771» das ganze Potenzial der Sorte ausspielt. Ein Jahr im grossen Holz gibt ihm Struktur. Viel Würze, viel Dichte, viel Frucht, gedörnte Zwetschge, auch etwas Teer. Und die nötige Säure. Wunderbar.

Casa Los Frailes, Fontanars dels Alforins:
1771, 2011. Valencia. 14,5%. Fr. 29.–
Efe Monastrell 2012. Valencia. Fr. 10.80
Weinhandlung am Küferweg
www.kueferweg.ch

Das perfekte Rührei

Mit modernen Kochmethoden lassen sich gerade aus einfachen Zutaten erstaunliche Dinge zubereiten. Von David Schnapp



Luftig wie ein Sabayon: Rührei aus dem Kisag-Bläser.

Dieses Rezept ist aus einem Buch, das bereits als Standardwerk der zeitgenössischen Küche gilt und nun in einer entschlackten Form für den Hausgebrauch vorliegt: «Modernist Cuisine at Home» hilft einem, besser zu kochen, weil es erklärt, was mit Dingen geschieht, wenn wir sie braten, druckgaren oder *sous vide* zubereiten. Um zu beweisen, dass moderne Methoden einen in der Küche voranbringen, bereiten wir etwas Simples zu, das mit wenigen, aber entscheidenden Massnahmen zu etwas Aussergewöhnlichem wird: ein Rührei.

Dafür brauchen wir einen Einhängethermostaten, mit dem wir ein Wasserbad auf eine exakte, konstante Temperatur bringen können. Einfache, gute Geräte, zum Beispiel von der US-Firma Polyscience, sind ab rund 400 Franken erhältlich. Ausserdem benötigen wir einen Kisag-Bläser (0,5 Liter), mit dem schon meine küchengewandte Grossmutter blitzschnell Schlagrahm herstellte.

Danach ein langer Spaziergang

Das Wasserbad auf 72 Grad vorheizen. Dann die Rühreimischung zubereiten: 200 g Ei (etwa acht Eier), 60 g Eigelb, 60 g flüssige Butter (nicht zu heiss), 60 g Vollmilch und 4 g Salz. Alle Zutaten gut mischen und entweder in einem Plastikbeutel vakuumieren oder in eine Ziploc-Tüte geben, möglichst viel Luft raus-

drücken und verschliessen. Den Beutel am besten mit einer Klammer am Rand des Wasserbads befestigen und darin 35 Minuten garen. Die Masse, die gerade beginnt zu stocken, in eine Schüssel giessen und mit einem Pürrierstab gut mixen, dann in den Kisag-Bläser geben. Diesen verschliessen, mit zwei N₂O-Kapseln laden, gut schütteln und das Rührei in Schalen oder Gläser spritzen. Wer auf Gäste wartet, kann das Laden der Kapseln verschieben und den Kisag-Bläser im Wasserbad bei 55 Grad bis zu eine Stunde warm halten.

Ich esse das Rührei, das einen intensiven Geschmack und eine samtene, luftige Textur hat wie ein Sabayon, am liebsten pur und ohne zu teilen, und gehe danach stundenlang gegen das schlechte Gewissen anspazieren. Es schmeckt aber auch wunderbar auf sautiertem Spinat, mit gehackten und gebratenen Champignons (mit etwas Honig und Sojasauce würzen) oder natürlich mit gehobelter weisser Trüffel oder mit Belper Knolle darüber. Wie auch immer: Ein besseres Rührei gibt es ziemlich sicher nicht.

Nathan Myhrvold, Maxime Bilet: Modernist Cuisine at Home. Im Slipcase mit separatem Rezeptbuch. Taschen. 688 S., Fr. 145.–

Polyscience-Einhängethermostaten über Artisan Cuisinier, Mettenwylstrasse 16, 6006 Luzern.
www.artisancuisinier.ch



Auto

Kategorie «Wilder Stier»

Der Jaguar XFR-S paart britische Extravaganz mit motorisierter Höchstleistung. *Von David Schnapp*

Nach dem Mini GP und dem Audi RS6 (*Weltwoche* Nr. 1 und 2/14) setzten wir die kleine Reihe «Rennwagen für die Strasse» mit dem Jaguar XFR-S fort. Die Limousine aus Grossbritannien tritt gegen die deutsche Konkurrenz wie BMW M5, Audi RS6 oder Mercedes E AMG an – was eine herausfordernde Aufgabe ist. Die Briten erledigen sie mit einer gewissen Coolness, die man bei einem Jaguar schätzt.

Der XFR-S gehört unter den hochmotorisierten Limousinen in meine persönliche Kategorie «Wilder Stier». Die erste Fahrt mache ich bei nicht ganz trockener Strasse, und im Kur-

venausgang der ersten Autobahnauffahrt gebe ich im zweiten Gang Gas und habe für die nächsten Sekunden damit zu tun, das ins Schwingen geratene Heck wieder aufzufangen. Vielleicht hätte es auch gar nicht so viel gebraucht, wie ich mir eingebildet habe, denn das aufmerksame ESP und das aktive elektronische Differenzial arbeiten zuverlässig. Der mit einem Kompressor versehene 8-Zylinder-Motor entwickelt 550 PS sowie 680 Nm und ist an eine 8-Gang-Automatik gekoppelt, was gesamthaft gesehen eine ausgezeichnete Antriebslösung ist. Der Verbrauch ist mit rund 11 bis 12 Litern überraschend moderat.

Dass der XFR-S nicht wie auf Schienen fährt, sondern eine gewisse Rauheit zulässt, ist ihm hoch anzurechnen. Es macht aus dem Auto einen Charaktertypen, auch wenn es gewisse Nachteile mit sich bringt. Die Traktion ist beispielsweise nicht mit einem RS6 zu vergleichen, der trotz über zwei Tonnen Gewicht in 3,9 Sekunden auf 100 km/h beschleunigt. Ein E63S mit Vierradantrieb braucht sogar nur atemberaubende 3,6 Sekunden, und der M5 – wie der Jaguar mit Heckantrieb – benötigt mit

4,3 Sekunden ebenfalls weniger lang als der XFR-S, bei dem 4,6 Sekunden für den Basis-Spurt auf dem Papier stehen.

Anders als die deutsche Konkurrenz ist der Jaguar bei der Höchstgeschwindigkeit nach oben offen, 300 km/h sollen maximal erreicht werden können, was ich mangels Gelegenheit nicht ausprobieren konnte. Bei Audi, BMW und Mercedes ist grundsätzlich bei 250 km/h Schluss, je nach Hersteller gibt es gegen Aufpreis ein paar Stundenkilometer mehr, was irgendwie eine eigenwillige Geschäftspraxis darstellt.

Präsenz in Blau

Der XFR-S ist kein betont dezentes Auto. Mein Testwagen, in knalligem «French Racing Blue» lackiert, fiel nicht nur durch seine sehr präzente Farbe auf, sondern auch noch durch einen gewaltigen Heckspoiler, schneepflugartige Frontschürzen, einen grossen Heckdiffusor, zwei Doppelendrohre sowie markige Lufteinlässe auf der Fronthaube. Das Cockpit ist, wie bei Jaguar üblich, sehr reduziert und streng symmetrisch gestaltet, wobei der Verzicht auf eine Anzeige für die Motortemperatur in einem Auto dieser Kategorie eigentlich nicht zu verstehen ist.

Fazit: Der Jaguar XFR-S ist als britische Extravaganz eine schöne Alternative zu Hochleistungslimousinen made in Germany – elegant, aber mit dem gewissen Etwas.

Jaguar XFR-S

Leistung: 550 PS, Hubraum: 5000 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 300 km/h
Preis: Fr. 137 500; Testwagen Fr. 149 300.–





«In den Hammer gelaufen»: Gaydoul, Unternehmer und Investor, 42.

MvH trifft

Philippe Gaydoul

Von Mark van Huisseling — Wäre er Musiker, könnte man sagen, er arbeite am «schwierigen zweiten Album». Er ist aber Unternehmer.

Wann sind Sie heute aufgestanden?» (Das Gespräch fand statt an einem Vormittag vor Weihnachten.) «Um fünf Uhr.» – «Das kommt noch aus Ihrer Zeit in ...» – «Der Lebensmittelbranche.» – «In der Modebranche macht man das nicht, oder?» – «Also ich gehöre schon eher zu den Ausnahmen. Ich bin aber überzeugt, es gibt auch in der Mode Frühaufsteher, eher die Unternehmer halt.» – «Auf Ihrem Nachttisch liegt ein Notizbuch, habe ich gelesen. Was ist der letzte Einfall, den Sie aufgeschrieben haben?» – «Das sind einfache Sachen, die ich nicht vergessen sollte, nicht nur die grossen Würfe. Die Notiz von letzter Nacht: meinem Cousin zum Geburtstag gratulieren.»

Philippe Gaydoul, 42, ist Multi-Investor und -Unternehmer (*Bolero Men*). Das Vermögen von ihm und seiner Familie (1 bis 1,5 Milliarden Franken, Schätzung *Bilanz*) kommt zum grossen Teil aus dem Verkauf von Denner; Gaydoul wurde mit 26 Chef des Discounters, den sein

Grossvater gegründet und aufgebaut hatte, und verkaufte ihn 2007, nachdem er den Umsatz verdreifacht hatte, an die Migros. Seither hat er vier Schweizer Unternehmen übernommen: Navyboot und Jet Set (Mode), Fogal (Strümpfe) sowie Hanhart (Uhren). «Baustelle über Baustelle», stand in der *Aargauer Zeitung* zum Zustand der Marken. Ferner habe er einen Sportklub gekauft, eine Familienstiftung gegründet und noch vieles mehr gemacht, sagt er. Der Haftungsausschluss: PG, wie man ihn nennt, und ich sind ein wenig bekannt miteinander. Einmal reisten er und ich von Cannes Mandelieu nach Zürich in Michael Schumachers Flugzeug, der zu dieser Zeit Reklame für Navyboot machte; Schumacher brachte Gaydoul und mir unser Essen, das verbindet irgendwie.

«Viele Musiker veröffentlichen in ihrer Laufbahn kein Album, das besser ist als ihr Debüt [Beastie Boys, Ramones, Jimi Hendrix; Quelle: *Rolling Stone*: Best Debut Albums]. Ihr Debüt als

Unternehmer war der Denner-Verkauf, nachdem das Geschäft unter Ihnen stark gewachsen ist – fast nicht zu toppen, oder?» – «Also, ich bin noch jung, habe noch Zeit und bin überzeugt, dass mir noch das eine oder andere unternehmerisch gelingen wird. In meiner Denner-Zeit war für mich nicht der Verkauf entscheidend, sondern, was wir bewegen konnten – Arbeitsplätze schaffen, Investitionen tätigen, Innovationen ... Das macht mich stolzer.» – «In der Musik spricht man vom schwierigen zweiten Album. Finden Sie Ihr zweites Album, die Modefirmen und die Uhrenmarke, auch schwieriger?» – «Einen Erfolg zu wiederholen, ob ein zweites Album oder einen Meistertitel im Sport, ist immer schwieriger. Ich muss auch sagen: Mit Denner bin ich praktisch gross geworden. Das ist in meinem aktuellen Geschäft [Mode, Uhren] nicht der Fall; es ist sicher komplexer und emotionaler. Und trotzdem, meine ersten vier, fünf Jahre bei Denner waren auch kein Spaziergang.»

«Man konnte lesen, wie viel Geld Sie plötzlich hatten. Gab es plötzlich viele Leute, die mit Ihnen Geschäfte machen wollten?» – «Ja, das ist so.» – «Wie verhalten Sie sich dann?» – «Ganz einfach, ich bin das eine oder andere Mal in den Hammer gelaufen, musste die eine oder andere Enttäuschung durchmachen. Aber man muss ehrlich sein: Ich habe das schon *echli* bei Denner miterlebt. Wenn die Leute wissen, der hat noch nichts, er ist am Sichfinden, kommen wahnsinnig viele kreative Ideen. Schlussendlich mache ich aber niemandem einen Vorwurf – wenn man nicht genug auf der Hut ist, ist man selber schuld.»

«Wer Unternehmen kauft, die nicht gut laufen, denkt, er könne es besser, und schaffe den Turnaround. Weshalb denken Sie das?» – «Es war nicht primär der Turnaround, den wir suchten. Sondern wir sahen ein Potenzial in den Marken, das noch nicht ausgeschöpft war, aus welchen Gründen auch immer. Das kann man heute anders sehen; wir wissen, dass wir nicht zur einfachsten Zeit eingestiegen sind.» – «Es macht mehr Spass, ein Unternehmen nach oben zu bringen, als eines oben zu halten, nicht wahr?» – «Ja, es macht mehr Spass, mir auf jeden Fall. Es ist ein Challenge für mich; ich bin einer, der am liebsten operativ tätig ist [er ist seit kurzem Chef von Navyboot, nachdem er dafür zuerst angestellte Geschäftsführer hatte]. Und, nur zum Sagen, ich muss niemandem etwas beweisen.» – «Und Ihr Eishockeyverein [er ist Mehrheitsaktionär der Kloten Flyers; 6. Platz nach 37 Runden], macht der auch Spass?» – «Sport ist noch einmal etwas ganz anderes – wie kann man heute super spielen und zwei Tage später keinen Fuss vor den anderen bringen? Das wird mir nie einer erklären können. Aber es ist etwas Lässiges, Emotionales.»

Sein liebstes Restaurant: «Wenn Sie mich fragen: «Wo gehen Sie am meisten hin?» Ins «Kaufleuten.» Restaurant «Kaufleuten», Pelikanplatz, Zürich, Telefon 044 225 33 33.

	1	2	3		4		5	6		7	8	9	10	
11							12							
13				14		15				16				
17						18				19				
20								21						
			22		23					24	25			
26		27								28				
29							30		31			32		33
		34		35					36		37			
38							39							
		40							41					
	42						43			44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Spektakel für Militärs

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die Kleidung mag nicht modisch sein, doch sie ist salopp. 7 Oft sorgt solch ein kleiner Ausgang für Entspannung. 11 Dort in Graubünden kann man im Ort Seen sehen. 12 Wie man (halb) im Versteckten so redet. 13 Mit ihm fühlt man sich garantiert unwohl. 16 Was der Rhein für Basel, ist die Moldau für dort. 17 Elend, und dazu dürftig. 18 Ein richtiger Arbeitstag, und dies meist ohne Arbeit. 20 Der Artikel passt eher zu Männlichem. 21 Stoff, aus dem die Träume der Kolumbianer sind. 22 Sich wehren, und zwar so. 24 Sieht nach Regen aus, denkt Mister beim Gang durch das Luzerner Dorf. 26 Die Heilige aus Rom heisst wie das Sportidol aus der Schweiz. 28 Wasserquelle an öder Stelle. 29 Weitsichtige Brillenträger haben es immer dabei. 30 Heilsamer Doldenblütler, hilft auch bei Bauchgrimmen. 32 Damit ist das Mus wirklich einsame Spitze. 34 Sie sorgt bestimmt für Unterhaltung und Spannung. 36 Das tapfere Schneiderlein kannte sich damit aus. 38 Linsen, die so sind, sind am Rand dicker als in der Mitte. 39 Vielleicht hat er ganz einfach die Heimat satt. 40 Genau deshalb ist der Delinquent einer. 41 Ach du grüne Neune, mag der Spieler denken, der es nicht hat. 42 Folgt sie auf einen Brief, ist's was von der Post. 43 Sagten 2012 viele Franzosen zu Hollande. 44 Zum Beispiel zum Beispiel.

Senkrecht — 1 Er stellt sich vor, was er nach dem Treffen sein wird. 2 Schier göttlich, sich mit Speis und Trank so gütlich zu tun. 3 Der Name ist auch eisiger Sprung. 4 Wir lieben ihn oft über Generationen. 5 Ein Wert, dessen Ende am Anfang steht. 6 Was das Genie sagte, ist total relativ. 7 Ein Aufruf, der nur fast einer ist. 8 Beim Po, wo diese altherwürdige Stadt dann liegt. 9 Wiegt im städtischen Verkehr vergleichsweise schwer. 10 Man kann sich oder jemanden – Einsatz vorausgesetzt. 11 Aus Frankreich stammender Satellit der Erde. 14 Für Tolkien-Fans: ein Zwerg aus dem Hobbit. 15 Nach 75 Lichtjahren erreichen wir das Doppeltstern-System. 19 Womit ein Bau ganz einfach vervielfacht werden kann. 22 Er ist eine ziemlich klebrige Modeerscheinung. 23 Ein schöner Salat, vor allem, wenn man ihn im Munde hat. 25 Worauf man bestens fahren kann, oder dann spazieren. 26 Dorthin nach Osten blicken und dann gleich auch wundersam entrücken. 27 In Afrika als Land der tausend Hügel bekannt. 28 Indianerstamm mit Prärie-Kultur. 30 Er bietet Bergsteigern in den Pyrenäen einiges. 31 Die frühere französische Kolonie ist heute in Französisch-Guyana aufgegangen. 33 Schöner Markt innerhalb von eben dort am Lago Maggiore. 35 Geradezu mineralische Plauderei. 37 Fast schon eine Perle unter den Laubbäumen, bei Goethe königlich.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 349

Z	E	H	N	T	E		A	L	E	M	A	N	I	A
E		U		A	G	I	L	E		E		E	R	B
U	M	H	A	N	G		I	N	F	I	R	M	I	S
G	E	N	U	G		A	B	G	E	N	E	I	G	T
	U		G	A	R	N	I		U		I	S	A	R
S	T	A	U	S		G		S	E	I	Z	E		U
W	E	L	S		F	E	D	E	R		B	E	S	S
E	R	D	T	E	I	L		O	S	S	A		T	
B	E	A		K	R	A	E	U	T	E	R	T	E	E
E	R	B	S	E	N		B	L	E	U		E	I	D
N		R		L	I	V	E		I	S	L	A	N	D
	R	A	I	N	S		N	I	N	E		K	E	Y

Waagrecht — 1 ZEHNTE 5 ALEMANIA (span. f. Deutschland) 11 AGILE (Satellit und it. f. flink) 12 ERB (-schaft) 13 UMHANG 16 INFIRMIS 19 GENUG 20 ABGENEIGT 21 GARNI 22 ISAR 23 STAUS 25 SEIZE (franz. f. sechzehn, XVI.) 26 WELS 27 FEDER (-er) 28 BESS 30 ERDTEIL 32 OSSA 34 BEA 35 KRAEUTERTEE 39 ERBSEN 40 BLEU (franz. f. blau, salopp f. betrunken) 41 EID 42 LIVE (engl. f. lebendig, auch 1:1-Veranstaltung) 43 ISLAND (is heisst auf isländ. Eis) 44 RAINS (engl. f. trop. Regenzeit) 45 NINE (engl. f. neun und den Namen eines Rappers) 46 KEY (engl. f. Schlüssel)

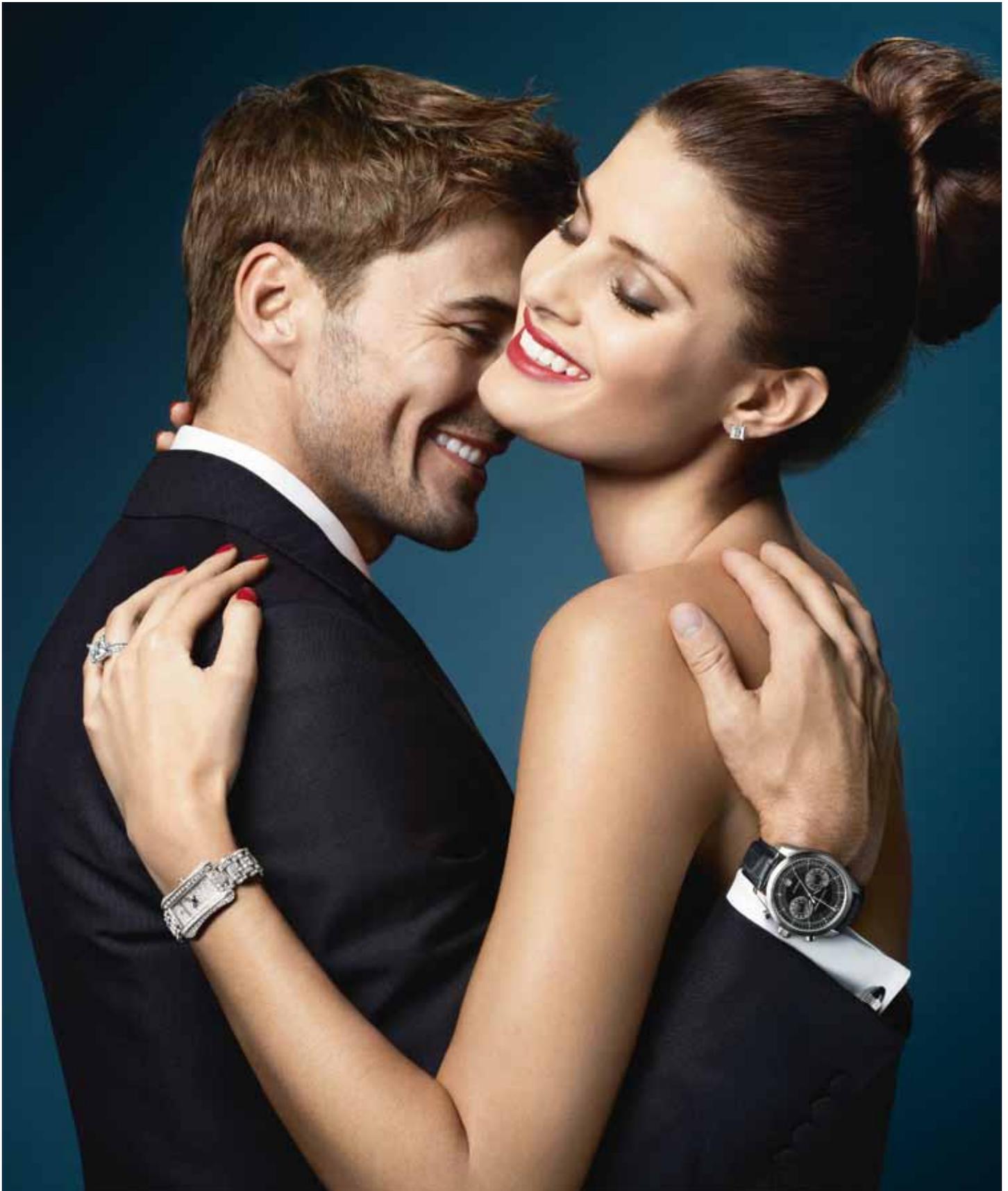
Senkrecht — 1 ZEUG 2 HUHN 3 TANGAS 4 EGG 5 ALIBI (lat. f. anderswo) 6 LENG 7 MEIN 8 NEMISEE 9 IRIGA 10 ABSTRUS 14 MEUTERER 15 AUGUST 17 FEUERSTEIN 18 REIZBAR 20 ANGELA (weibl. Entsprechung von lat. angelus f. Engel; Merkel) 23 SWEBEN 24 ALDABRA 25 SEOUL 27 FIRNIS 29 STEINE 31 EKELN 33 SEUSE 36 EBEN 37 TEAK 38 EDDY

Lösungswort — **NATURWUNDER**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

TRAUM | EWIGKEIT



BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com